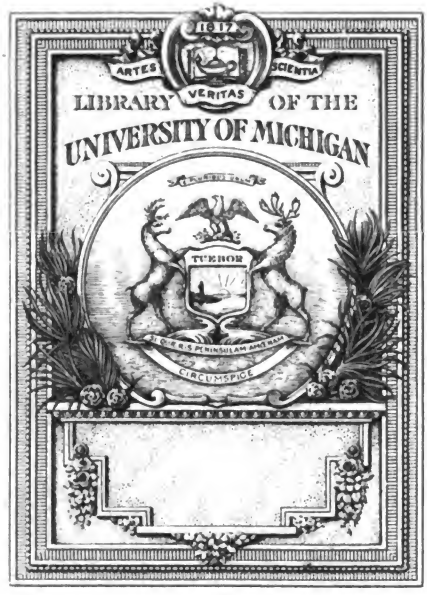
A 52499 0



Digitized by Google

II
/
E8

Digitized by Google

Digitized by Google

Europäische Annalen

Jahrgang 1812

Siebentes Stük

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1812.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Tagebuch der Sitzungen des im Jahre 1811 zu Preßburg abgehaltenen ungarischen Landtages. (Forts.) 3

II. Das fünfzehnte Jahrhundert in Italien. (Forts.) 31

III. Denkwürdigkeiten aus den Feldzügen der französischen Armeen seit 1798 bis 1810. (Forts.)
Erste Lieferung. Feldzüge in Egypten und Syrien 1798—1801. (Forts.) 60
Zweite Lieferung. Feldzüge gegen Oesterreich und Rußland im J. 1805, und gegen Preußen u. Rußland im J. 1806 u. 1807. 77

IV. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
1. Vorstellungsschreiben des Stadtraths von Zürich an die Regierung des Kantons Zürich, d. d. 21. Jan. 1812. 89
2. Der Graf von Vergennes u. sein politisches Glaubensbekenntniß. 94
3. Roland und das Menschenöl. 95

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt
für gebildete Stände. 1812. Juny.
Inhalt.

Die erste Kunstausstellung in Stuttgart. (Forts.) — Sinngedichte. Von Weisser. 1. Der Dichter an seine Werke. 2. Der Eiferer. 3. An den Erben eines Geizigen. 4. Die drey Gerippe. 5. Der Unzufriedene. — Ana. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus München. Das Urtheil des Richters von Homs. (Emessa.) (Aus der Sammlung türkischer Erzählungen Jarah baade schidder, d. i. Freud' auf Leid.) — Die vier Alter. Von Hg. — Ordalien bey den Alten. Von Ht. — Als ein Bösewicht starb. Von Ha. — Korrespondenz-Nachrichten aus Pesth, Kassel. — Anzeige. Die Heiligsprechung Karls des Großen. — Die Kunstausstellung in Stuttgart. — Blick in das Bücherverzeichniß von der Ostermesse 1812 (Beschl.) Der Mohr und der Weiße. Nach Harsdörfer. Von Ha. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Der Zweykampf in der Schlacht bey Jvri. Nach Voltaire. Von .....s. — Die Heiligsprechung Karls des Großen. (Beschl.) Von L. — Korrespondenz-Nachrichten aus Baden bey Rastatt, Paris. Die erste Kunstausstellung in Stuttgart. (Beschl.) — Ueber die Ungnade Friedrichs II. gegen den Hauptmann von Archenholz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Bruchstücke aus der Schreibtafel eines Reisenden, auf seiner Reise nach und in der Schweiz, 1811. (Forts.) — An die Unempfindliche. Von Weisser. — Ueber die Ungnade Friedrichs II. gegen den Hauptmann von Archenholz. (Beschl.) — Zwey merkwürdige Todtenaräder. Von J. Höck. — Gut und Böse. Von Horstig. — Korrespondenz-Nachrichten aus Prag. — Berichtigung. — Charade. Von La. — Räthiel. Von H. — Auflösung der Charade in No. 130. Der beschnittene Dukaten. 1. 2. 3. — Geschichte der Gesundheit nebst einer physischen Karakteristik des jetzigen Zeitalters. 1. Quellen der Umgestaltung des Menschengeschlechts. — Korrespondenz-Nachrichten aus Petersburg, Kassel. An die Schönen. Nach G. Rodolf Weckherlin, 1614. Von Ha. — Der beschnittene Dukaten. (Forts.) 4. 5. 6. — Geschichte der Gesundheit ꝛc. (Forts.) 2. Geschichte der Gesundheit. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Deutscher Fleiß und philologischer Erwerb. Von B. — Der beschnittene Dukaten. (Forts.) 7. — Geschichte der Gesundheit ꝛc. (Forts.) 3. Jetziges Zeitalter. — Korrespondenz-Nachrichten aus Straßburg. Der beschnittene Dukaten. (Forts.) 8. 9. — Geschichte der Gesundheit ꝛc. (Beschl.) — An die Redaktion des Morgenblatts. Von Victor Decent, erster Kleidungs-Artist, im Eva-Gäßchen No. 99. — Korrespondenz-Nachrichten aus Augsburg, Petersburg. Der beschnittene Dukaten. (Forts.) 10. 11. 12. — Bruchstücke aus der Schreibtafel eines Reisenden, ꝛc. (Beschl.) Von R—d. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom. Pestalozzi's Erziehungs-Institut und Methode, dargestellt von einem Franzosen. Von M.

Digitized by Google

Europäische Annalen

Jahrgang 1812

Dritter Band.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1812.

Digitized by Google

Digitized by Google

compl sets
Slatkine
3-27-40
40157

I.

Tagebuch der Sitzungen des im Jahre 1811 zu Preßburg abgehaltenen ungarischen Landtages.

(Fortsetzung.)

Achtzehnte Sitzung.

Den 26sten September.

Nach erfolgter Feststellung der ersten Abtheilung jener, zu Folge der Königlichen Propositionen entworfenen, Circularschrift in der gestrigen Sitzung erklärte der Herr Personal, daß nunmehr auch der zweyte Abschnitt paragraphenweise vorgelesen werden würde, damit ein Jeder darüber seine Meinung vortragen könne.

Bevor aber der Protonotarius des Personals und Stellvertreters der königlichen Gegenwart in Gerichtssachen (personalis praesentiae regiae in Judiciis locum tenentis) zum Vorlesen schritt, wiederholte der Bothschafter des Soproner Comitats seinen in der gestrigen Sitzung über die Worte: die kleinere Bankozettel, vorgetragene Bemerkung, und bestand auf deren Weglassung auch aus dem Grunde, weil nicht blos die kleinern Bankozettel, sondern alles Papiergeld überhaupt auf das Verheimlichen der guten Münze wirke; mithin, wenn sie nicht weggelassen würden, unsere Behauptungen einen Widerspruch enthielten.

Der Herr Personal antwortete darauf: die nothwendige Beibehaltung dieser Ausdrücke sey, aus mehreren Gründen, in der gestrigen Sitzung bestimmt, und bei dem Beschlusse müsse es verbleiben. Der Paragraph, aus welchem der Soproner Bothschafter die Worte wegzulassen wünschte, beziehe sich auf die Landtagsacten des Jahrs 1807. Damals sey nur von den kleinern Bankozetteln die Rede gewesen, und damit müsse derselbe in Verbindung stehen.

Digitized by Google

Die Vorlesung des Circular-Entwurfes erfolgte. In dem mit den Worten anfangenden §:

Was aber die zweite Forderung des Finanz-Ministers betrift ꝛc.

verlangte der Herr Personal die Weglassung des Worts: Minister, und bezog sich deshalb auf die gestern beigebrachten Gründe, nach welchen die Stände und Orden an mehreren Stellen dieses Wort theils ganz wegzulassen, theils verändern zu müssen geglaubt hatten. Hier wäre es eben so wenig nothwendig, und der Sinn des §. leide um so weniger, wenn statt Finanzminister gesagt würde, im Finanzplan. Dadurch wäre die Sache milder ausgedrückt und die Beleidigung vermieden.

Der Bothschafter des Abaujer Comitats bemerkte dagegen: unzählige Gesetze des Vaterlandes bestimmten, daß Se. Majestät in den Angelegenheiten Hungarns mit den hungarischen Räthen Rücksprache nehmen solle. Beinahe auf jedem Landtage wären diese Gesetze erneuert, damit die Verhältnisse Hungarns mit denen der auswärtigen Provinzen nicht vermengt, und von dem Einflusse der dortigen Beschlüsse frei erhalten würden. — Die diesfälligen Bitten wären so oft wiederholt, weil die Hungarn am besten die Angelegenheiten ihres Vaterlandes kannten, und darüber, als über ihre eigene Wohlfahrt, am zweckmäßigsten in Berathung treten könnten. — Es bestünden Gesetze gegen diejenigen, welche zum Nachtheil des öffentlichen Wohls und der alten Constitution Rathschläge zu ertheilen versuchten; — und Strafen wären gegen treulose Rathgeber festgesezt. — Eben deshalb könne man Verfügungen dieser Art Sr. Majestät nicht zuschreiben; denn jeder kenne das billige, und zur Beförderung des Glücks seiner Unterthanen geneigte, Herz unsers Königs, und wenn Allerhöchst Er bei der Regierung so vieler Reiche, bei so verschiedenen Verhältnissen sich des Raths Anderer bedient, ihrer treuen Ergebenheit vertraut, ihre Rathschläge befolgt und in Ausführung sezt; so müsse man unbezweifelt die irrigen und unzweckmäßigen Verfügungen auf Rechnung der Minister schreiben, gegen diese Klage führen und deren Bestrafung nachsuchen. Soll unsere Repräsentation auf diesen Grundsätzen

beruhen, so könne auch der Ausdruck: Minister nicht verändert werden.

Darauf erwiederte aber der Herr Personal: Gewiß wird Niemand irgend einen Fehler Sr. Majestät zur Last legen. Allerhöchst Sie hätten unzählige Beweise von Ihrem Wunsche, das öffentliche Glück zu befördern und die Constitution unversehrt zu erhalten, gegeben; dessen ungeachtet aber verlange er die Weglassung dieses beleidigenden und gar nicht nothwendigen Ausdrucks. Ob jenen Plan der Minister oder ein Anderer ausgearbeitet habe? darauf käme es nicht an; auch wüßten wir nicht einmal, in wie fern derselbe Sr. Majestät dazu anrathig gewesen? Wozu also dessen Beleidigung? Es ist völlig hinreichend, die Unvereinbarkeit des Plans mit seinem Zweck und unserer Constitution darzuthun, und dessen Unzweckmäßigkeit zu erwähnen. Außerdem wäre das System uns von Sr. Majestät vorgelegt, und mit Sr. Majestät, und nicht mit den Ministern, die uns keine Rechenschaft schuldig sind, hätten wir in Berathschlagungen zu treten.

Der Abgeordnete des Szabolter Comitats verlas die erwähnten, auf die falschen Rathgeber Bezug habenden, Artikel, namentlich den 7. und 8. Artikel des 6ten Dekrets Uladislaus, und fügte hinzu: Er habe nichts gegen die Auslassung des Worts: Minister; denn der Sinn verbliebe dabei unverändert, und wenn der Plan selbst schlecht genannt würde, so beziehe sich ein Gleiches auf dessen Urheber. Der Behauptung aber, daß die Minister nicht verantwortlich wären, könne er jedoch weder nach den vaterländischen Gesetzen, noch in Rücksicht der Meinung des übrigen Europa's beitreten. Leztere wäre darüber allgemein bekannt, und erstere enthielten das Gegentheil ausdrücklich. Dürften die Minister, als die Urheber des Uebels und Unglücks, nicht zur Rechenschaft gezogen werden, so würde dieses dem Fürsten und Volke gleich schädlich seyn. Ohne die Pflicht der Verantwortlichkeit wolle er selbst kein Minister seyn, und würde weder auf das Vertrauen des Fürsten rechnen, noch beim ermangelnden Hauptmotiv zur gewissenhaften Amtserfüllung, sich selbst beruhigen können. Er glaube daher, daß die Minister allerdings verantwortlich und dieserhalb die Strafen gegen sie festgesezt wären.

Digitized by Google

Der Herr Personal antwortete: das Gesezbuch enthalte kein Beispiel eines, jemals bestraften, Ministers oder Raths, wohl aber des, wegen Schmähungen gegen die Räthe, in die Acht erklärten — auf dem spätern Landtage davon jedoch befreiten — George Debretzeny. Allein davon abgesehen, sprächen unsere Gesetze nur von den Hungarn und Eingebornen, die sich gegen ihre eigene Constitution vergiengen, nicht aber von Auswärtigen.

Nach der Stimmen-Mehrheit ward der Vorschlag des Herrn Personals gebilligt, und anstatt der Worte: Was die zweite Forderung des Finanzministers betrift ꝛc. gesagt „Was die zweite im Finanzplan enthaltene Forderung betrift ꝛc.

In demselben §. wünschte der Herr Personal die Weglassung des Ausdrucks: Durch diese Finanz-Speculation, weil solcher eine zu weite Auslegung gestatte. Die Stände und Orden verweigerten jedoch ihre Einstimmung und bemerkten, daß die Verminderung von vier Fünftel allerdings für eine Speculation gehalten werden könne.

Der Bothschafter des Barser Comitats verlangte in dem folgenden mit: Sie wünschten zwar ihre diesfällige Berechnung ꝛc. anfangenden §. die Worte wegzulassen: Da die speciellen Einnahmen und Ausgabe-Rubriken zu den Staats-Geheimnissen gezählt werden, weil die Stände und Orden in einem spätern §. Se. Majestät um die Bekanntmachung dieser Einnahmen und Ausgaben bitten, und diese beiden §§. mithin in Widerspruch ständen, zumal man sich die Nachsuchung einer näheren Information vorbehalten hätte. Ferner wünschte derselbe Bothschafter in eben diesem §. die Uebergebung des Worts: gewöhnlich (ordinarie), da die für die hungarischen Krone bestimmten Einkünfte nicht allein zu den gewöhnlichen Bedürfnissen hinreichen, sondern nach dem ersten und zweiten Artikel des Jahres 1548 auch zur Vertheidigung des Vaterlandes dienen sollten.

Mehrere waren gleicher Meinung, insbesondere wollte der Bothschafter des Heveser Comitats den ganzen §. von den Worten: Sie wünschten zwar ihre diesfällige Berech-

Digitized by Google

nung ꝛc. — bis — auch jezt nicht darauf bestehen, wegzulassen, und machte bei dem Ausdruck: die Bedürfnisse zu bestreiten, die Bemerkung, daß die Deckung der öffentlichen Bedürfnisse gar nicht zu unserer Verpflichtung gehöre.

Der Abgeordnete des Szabolter Comitats erklärte diese Verpflichtung für ausgemacht, indem es gar keinen Zweifel leide, daß wir für die, das Vaterland angehenden, Bedürfnisse auf denen mit der Constitution zu vereinbarenden Wegen allerdings sorgen und sie ergänzen müßten.

Andere erwiederten auf das Angeführte, daß zwischen den beiden §§. kein Widerspruch obwalte. In dem eben vorgelesenen §. hätten die Stände und Orden lediglich auf die Bekanntmachung der, die ganze Monarchie betreffenden und für Staatsgeheimnisse erklärten, Einnahmen und Ausgaben nicht bestehen wollen; im Schlußparagraph aber die Eröfnung der, das Königreich Hungarn angehenden, Cameral-Einkünfte erbeten. Das wäre ganz rechtlich und dürfte, dem Anscheine nach, ihnen als Geheimniß nicht vorenthalten werden. Das Wort: gewöhnlich, müsse ebenfalls verbleiben, da es als ein Beiwort gebraucht, den Sinn der Stände und Orden ganz eigentlich andeute.

In Betreff der zu erörternden Streitsache bemerkte ferner der Bothschafter des Neograder Comitats, daß nach der eigenen Erklärung Sr. Majestät das Militär in Rücksicht der Anzahl vermindert wäre. Die im Jahre 1715 vorhanden gewesenen Einkünfte wären aber jezt noch unverändert, und müßten mithin zu der Bestreitung der verminderten Bedürfnisse um so mehr hinreichen, als sie die größeren zu decken vermochten. — Außerdem würde aber gegenwärtig das Militär vom Reiche unterhalten. Daß die Einkünfte des Schatzes aus den Cameral-Gütern durch den erhöhten Salzpreis sich sehr vermehrt hätten, würde doch Niemand in Abrede stellen, und da die Civilbeamten in keiner Provinz weniger, als in Hungarn, dem Schatze zur Last fielen, so könne auch kein Ausfall, wenn eine kostspielige Verwaltung nicht die Einkünfte vermindere, statt finden — deshalb wäre das Reich zu keinem Hülfsgelde verpflichtet, und könne es auch nicht verabreichen; auch sey es, um eine feststehende Contribution zu vermeiden,

Digitized by Google

weder rathsam, dem contribuirenden Volke eine größere Last aufzulegen, noch den Adel des Reichs, durch einen mittelbaren oder unmittelbaren Beitrag, zu beschweren; weshalb auch der strittige Ausdruck beizubehalten wäre.

Der Herr Personal hielt darauf, in Beziehung auf diesen Gegenstand, an die Stände und Orden folgende Anrede: „Zwar wäre es seine Absicht gewesen, diese Materie späterhin zu berühren, da jedoch der Neograder Bothschafter sich auf deren Erörterung eingelassen, so hielte er für dienlich, die Stände und Orden aufmerksam zu machen, daß sie sowohl aus den Königlichen Propositionen die dringenden Bedürfnisse des Staats entnommen, als aus dem Bericht der, zur nähern Erforschung des Finanzwesens abgeordneten Deputation sich überzeugt haben würden: wie Sr. Majestät gegenwärtige Einkünfte zur Deckung der öffentlichen Bedürfnisse des künftigen Jahres 1812 durchaus nicht hinreichten. — Das Jahr 1812 nähere sich aber bereits. — Se. Majestät, Unser Allerdurchlauchtigster König, vertraue dem Edelmuth der hungarischen Nation, welche so viele Beweise ihrer Treue gegeben, und er riethe daher an, zur Entsprechung dieses Vertrauens alle Kräfte aufzubieten und Allerhöchstdenselben anzuzeigen, daß wir durch die vorzuschlagenden Mittel Ihre Einkünfte, zur Deckung der öffentlichen Bedürfnisse, hinreichend zu vermehren hofften, jetzt aber, da deren Wirkung nicht augenblicklich, sondern nur später sich äußern dürfte, eine unseren Kräften angemessene Beihülfe zur Bestreitung der gegenwärtigen Bedürfnisse zu bewilligen geneigt und bereit wären."

Die Stände und Orden wollten indessen, bevor Se. Majestät auf die einzureichende unterthänigste Repräsentation keine Resolution ertheilt hätten, sich, auch auf die entfernteste Weise, nicht in die Bewilligung einer Beihülfe (subsidii) einlassen, und bezogen sich darauf, daß nach dem Beschlusse der gestrigen Sitzung die zu erlassende Allerhöchste Resolution den Maaßstab der künftigen Berathschlagungen geben, und eine voreilige Erklärung denen, eine dagegen streitende Instruction habenden, Abgeordneten nachtheilig seyn würde.

In dem vorgelesenen und erörterten §. wurde hiernächst

blos das Wort: bisher ausgelassen, und sodann die Vorlesung der Circularschrift fortgesezt.

Bei dem mit den Worten anfangenden §: Sie wollen sich auf die Untersuchung nicht einlassen, ob Se. Majestät ꝛc. ꝛc. war der Herr Personal der Meinung, die auf die Kriegskosten und das Wiedererhaltungs-Recht der im Kriege verlornen Güter sich beziehenden Stellen ganz wegzulassen, da jene unter dem erstern Namen verwendeten Kriegskosten die zur Wiedererlangung einiger Banat-Reiche erforderlich gewesenen Summen zum kleinsten Theil nicht ausgeglichen hätten, und an denen zurückzugebenden Erbgütern hier, wo es nur auf die Vermehrung Sr. Majestät Einkünfte ankäme, wohl füglich nicht die Rede seyn könne, weil der Schatz, wenn jene Güter den neueren Besitzern genommen werden sollten, wegen der ihnen zu zahlenden großen Entschädigungssummen einen beträchtlichen Verlust leiden würde.

Gleichergestalt rieth der Hr. Personal zu der Auslassung der Worte: Obgleich ohne ihre Einstimmung, in demselben Paragraph, da unbedenklich der erste Krieg Sr. Majestät, als Könige von Hungarn, angekündigt wäre, und die beträchtlichen, zum Ruhme der Nation auf den Landtagen vom Jahre 1792, 1796 und 1808 bewilligten, Hülfsgelder und Insurrectionen den offenbaren Beweis lieferten, daß die Kriege nicht ohne Wissen und Einstimmung der Stände geführt sind.

Die Stände und Orden antworteten dagegen: daß das Reich allerdings sehr beträchtliche Hülfsgelder, und, mit großem Aufwande, Insurrectionen verabreicht und gestellt habe, sey nicht zu leugnen; aus diesem, auf dem unbegränzten und ewig dauernden Vertrauen gegen den Durchlauchtigsten Regenten sich gründenden, Edelmuthe der Nation, keineswegs aber die Einstimmung zu den frühern geführten Kriegen zu folgern. Die Landtagsacten vom Jahre 1802 enthielten den Beweis, wie die Stände und Orden, im Geiste ihrer Constitution, den Zustand des Friedens für den eigentlichen Zustand des Reichs und nur vertheidigungsweise Krieg führen zu wollen, laut erklärt hätten. Die Hülfsgelder wären im Laufe des Krieges gefordert, und ihre Darreichung könne für

keine Einstimmung gehalten werden. Die Erwähnung des Zurückerhaltungs-Rechts der verlornen Sachen (jus postliminii) darf deshalb nicht unterbleiben, weil die Gerechtigkeit überhaupt die Wiedergabe der Erbgüter, wenn solche gleich mit einem Schaden des Schatzes verbunden wäre, erfordere. — Eben so wenig könne die Erinnerung an die Kriegskosten übergangen werden, denn wären gleich die darauf verwendeten Summen unbedeutend gewesen; so würden die auf die Zurückerhaltung der Banat-Striche verausgabte Unkosten doch immer hinlänglich durch die, wegen der deutschen Provinzen geführten Kriege, geleisteten Hülfsgelder ausgeglichen seyn. Aus diesen Gründen wollten die Stände und Orden von den Ausdrücken des gedachten §. nicht abgehen, und er wurde daher, wie er in den Circular-Versammlungen gefaßt war, genehmigt.

In dem §: Innig fühlen sie zwar die Unfälle, an welchen ꝛc. verlangte der Hr. Personal die Worte: und Ew. Majestät beabsichtigten besten und heilsamsten Gesinnungen vereitelt sind, welche zu dunkel und zweideutig wären, entweder ganz wegzulassen, oder deutlicher zu fassen.

Der Bothschafter des Pester Komitats sezte in Rücksicht dieses §. die Meinung der Stände und Orden auseinander. Auf dem Landtage vom Jahr 1807, sagte er, hätten die versammelt gewesenen Reichsstände, unter andern, Se. Majestät ihre Wünsche und Vorschläge zur Beförderung des Handels vorgetragen und die Resolution erhalten, daß die gegenseitige Verbindung und Beziehung deren Gestattung sogleich nicht zuliessen, solche jedoch baldigst berücksichtiget werden sollten; bis jezt aber wäre noch kein Erfolg ihre Vorschläge und Sr. Majestät huldreichen Absichten sichtbar geworden, und gerade dieses wünschten die Stände und Orden durch jene Ausdrücke anzudeuten.

Auf diese Erklärung bemerkte der Hr. Personal, wenn die Stände und Orden von den Ausdrücken durchaus nicht abgehen wollten, so möchte man nach dem Worte: Ew. Majestät, der größern Deutlichkeit wegen noch beifügen: dem Reiche erklärten ꝛc., welches auch einstimmig angenommen wurde.

Digitized by Google

Bei der weitern Vorlesung des Circulars wurde in dem §: Die Stände und Orden bitten gewiß aus keiner andern Absicht ꝛc. anstatt des Worts: ehren (colunt) verehren (venerantur) gesezt; — und vorgeschlagen, den Ausdruck — „welche bis jezt nicht dem Glücke der verbündeten Völker, sondern ihrem Vortheile untergeordnet" — entweder wegzulassen, oder etwa in der Art zu umschreiben: welche bis jezt nicht dem Vortheile der gesammten Volksmasse, sondern einiger Privatpersonen ꝛc. Die Stände und Orden verblieben aber einstimmig bei den angenommenen Ausdrücken.

Im folgenden §: Dessenungeachtet hat ihr Eifer ꝛc. verlangte der Bothschafter des Szabolter Comitats den Worten: „von der Beobachtung der, die Gold- und Silberausfuhr verbietenden — — Gesetzen ꝛc." noch beizufügen: die Ausfuhr des ungemünzten Goldes und ungeprägten Silbers, weil beim bestehenden Handel die Ausfuhr der Münze nicht zu vermeiden, und durch die angeführten Gesetze lediglich die Ausfuhr des im Umlauf nicht befindlichen Goldes und Silbers, zur auswärtigen Vermünzung, oder zu einem andern Behuf und offenbarem Nachtheile des Reichs, verboten sey.

Einige wünschen die Anführung des, diesen Gegenstand betreffenden, Gesetzes, namentlich des 32. Artikels 1492; andere blos die Beifügung dessen Worte: eingeschmelztes und nicht geprägtes (conflatum et non redactum) Gold und Silber, und noch andere wollten sich auf die vom Visetarius, und jene, von der Auswechselung sprechenden Artikel, nämlich den 19ten 1521, 23sten 1553, und den 37sten 1526 beziehen.

Zulezt stimmten jedoch Alle dem Vorschlage des Bothschafters des Szabolter Comitats, den in Anregung gebrachten §. des Circulars unverändert zu belassen, aus dem Grunde bei, weil bei dem Wunsche, daß Se. Majestät die von den Ständen und Orden auf dem Landtage im Jahre 1807 vorgetragenen Rathschläge in Erwägung zu ziehen geruhen möchten, die nochmalige Aufzählung jener, damals schon angeführten, Gesetze völlig überflüssig sey, zumal die Gesetze,

Digitized by Google

welche an dieser Stelle des Circulars angezogen würden, nicht vom Golde und Silber, sondern von der Erhaltung des Friedens sprächen.

In eben diesem §. wurde von den Ausdrücken: flüchtigen und einseitigen Rücksichten, das Wort: einseitigen, als beleidigend, nach dem Rathe des Herrn Personals, weggelassen.

In Rücksicht des lezten Paragraphs der Circularschrift sezte man gleich zu Anfange in die Stelle des Worts: in entnehmen (intelligant): Und da sich nach dem Berichte der Deputation vermuthen läßt, weil in dem erwähnten Berichte nicht mit Bestimmtheit gesagt ist, daß in Beziehung auf Hungarn die größeren Staatsbedürfnisse gewiß aufhören würden, mithin aus dem Berichte nicht zu entnehmen, sondern nur zu vermuthen wäre.

Der weiterhin vorkommende Ausdruck: vorzüglich aus den Staatsgütern und Einkünften machte die Bothschafter des Königreichs Croatien und Slavonien aufmerksam, und sie wünschten zur Vermeidung aller Zweideutigkeit und damit bei dieser Benennung nicht auch andere Güter, deren Einkünfte der Schatz bezieht, verstanden würden, bestimmter zu sagen: aus den Kron- und Cammergütern.

Die angeführte Benennung der Güter wurde zwar von einigen Ständen und Orden vertheidigt, besonders aber beharrte der Abgeordnete des Neograder Comitats vorzüglich deshalb auf seiner Meinung, weil schon die Landtagsacten vom Jahr 1802 Spuren dieser Ausdrücke enthielten. Wollte man aber auf deren Weglassung bestehen, so müsse er die übrigen Comitats-Bothschafter auffordern, in Gemäßheit der erhaltenen Instructionen, wie es in den Circular-Sitzungen geschehen, ihre Meinungen darüber zu äußern und einen Beschluß zu fassen.

Ihm stimmte der Bothschafter des Gömörer Comitats durch die Bemerkung bei, daß die Benennung: Staatsgüter, Alles, was das Reich dem Fürsten übergeben, worüber die oberste Gewalt zu verfügen berechtigt sey, und was nach Umständen zum öffentlichen Gebrauche verwendet werden könne, begreife, und unter dem Namen Staat, der König so-

Digitized by Google

wohl als das Reich verstanden würde; weßhalb er jenen Ausdruck beibehalten wissen wollte.

Der Herr Personal erklärte dagegen: er wäre einer ganz verschiedenen Meinung. In den vaterländischen Annalen fände sich keine Spur, daß jemals das Reich dem Fürsten einige Güter verliehen hätte, auch glaube er nicht, daß jene, zu einem gewißen Zweck bestimmten, Güter demselben entzogen und zu einem andern Behufe verwendet werden könnten, und wünsche daher, die in Rede stehenden Güter nach dem Sprachgebrauch mit dem Namen: Cammer- und Fiskalgüter zu bezeichnen.

Gleicher Meinung war der Bothschafter des Heveser Comitats. Die Gesetze, sagte er, enthalten nirgends den Vorfall, daß wir das, dem Fürsten einmal Verliehene zurücknehmen, und darüber, wie über unser Eigenthum, verfügen könnten; im Gegentheil bestimmten sie ausdrücklich, daß das Schenkungsrecht dem Fürsten zustände.

Der Bothschafter des Barser Comitats unterstützte solches und behauptete geradezu: er könne sich nicht erinnern, daß in den Landtagsacten vom Jahr 1802 der Ausdruck: Staat, mit dem Ausdruck: Güter, vermengt sey; vielmehr wäre der Ausdruck: Staatsbedürfnisse, lediglich, als von den Bedürfnissen des Reichs die Rede gewesen, eingeflossen. Er stimme daher ganz den, vom Hrn. Personal vorgeschlagenen anderweitigen, Benennungen bei, und könne sich von der Verwendung der, zu einem gewißen Zwecke bestimmten, Güter zu einer ganz verschiedenen Absicht nicht überzeugen. Um eine neue Bestimmung derselben zu erhalten, müßten sie zuvörderst wieder an die Krone des Reichs gelangen; und daß jede Veränderung des gesezlichen Erbanfalls-Rechts nicht ohne Mackel sey, wäre ja bekannt. Auch dürfe die bei den Publicisten gebräuchliche Benennung nicht in unserm Vaterlande, wo die Bestimmung aller Güter gesezlich erfolgt ist, angenommen werden.

Der Abgeordnete des Biharer Comitats erklärte die Erörterung der Frage: Ob in Hungarn Staatsgüter existiren? für ganz unnöthig, und die Bemerkung: daß das Reich nunmehr die Verwendung jener, sich im Besitze Sr. Majestät befindenden, Güter zu dem erwähnten Zweck und deren bessere

Digitized by Google

Verwaltung wünsche, für hinreichend, mithin auch die Benennung: Cameral- und Fiskalgüter, für weit richtiger.

In Gemäßheit seiner Instruktion fügte der Bothschafter des Comaromer Comitats noch hinzu: das Reich könne hülfsweise (in subsidium) nur die von jeher zu diesem Behuf bestimmten Güter in Anspruch nehmen; die Gesetze geben indessen darüber, welche Güter als Staatsgüter zu betrachten wären? keinen Aufschluß, denn diese Benennung käme nirgends vor. Daß im Reiche vier Stände existirten, wisse er sowohl, als daß sämmtliche Güter in zwei Klassen getheilt würden, nämlich in Königliche- oder Cameral-, und in Güter der Reichsbewohner oder der Privatpersonen, nnd da, seiner Einsicht nach, der allgemeine Sinn dahin gienge, die Güter der ersten, nicht aber die der zweiten Klasse zur Aushülfe anzuweisen; so stimme er auch ein, daß anstatt: Staatsgüter, gesezt würde: Cameral- und Fiskalgüter.

Da der Abgeordnete des Neograder Comitats die aus der Benennung: Staatsgüter, zu befürchtenden unangenehmen Streitigkeiten zu vermeiden wünschte, bewilligte er deren Weglassung, und brachte den Ausdruck: Krongüter, dafür in Vorschlag, weil die Ausdrücke: Krone und Staat gleichbedeutend, wenn alle dessen Glieder wären und dadurch das ganze Reich bezeichnet würde.

Auch diese lange Streitfrage wurde endlich beseitiget. Die Bothschafter, welche für die Beibehaltung des Ausdrucks: Staatsgüter, gestimmt hatten, bemerkten nämlich, daß derselbe in einem ganz andern Sinne, als in den Circulare Sitzungen genommen werden könne, und entsagten ihrer Meinung, zur Beförderung des gemeinschaftlichen Einverständnisses freiwillig. Man sezte daher in dem Circulare: vorzüglich aus den Cameral- und Fiskalgütern und andern zu diesem Zweck bestimmten Einkünften.

In die Stelle des Worts: ihnen (secum) wurde in diesem §: den Ständen und Orden mitzutheilen (cum statibus et oo communicari) gesezt.

Endlich machte der Herr Personal in Rücksicht der Ausdrücke ebendaselbst: mit Sr. Majestät übrigen Provin-

zen, als mit den Verbündeten ꝛc. die Bemerkung, daß es nicht deutlich genug erhelle, ob die Stände und Orden mit den übrigen Erbstaaten in Verbindung treten wollten, oder solches nur in Beziehung auf die Königlichen Propositionen sagten?

Der Bothschafter des Neograder Comitats erklärte den Sinn dieser Worte dahin: daß die Stände und Orden über die Vermehrung Sr. Majestät Einkünfte in Berathung treten werden, wenn Allerhöchstdieselben dem Königreiche Hungarn gleiche und gegenseitige Handels-Begünstigungen, wie den übrigen — gleichsam verbündeten — Erbstaaten, angedeihen liessen.

Um diese Meinung der Stände und Orden vollständig auszudrücken, wurden verschiedene Vorschläge, die theils in Versetzung einiger, theils in, zu verändernden, andern Worten bestanden, gemacht; endlich aber dem Vorschlage des Szabolter Comitats Abgeordneten, den 42sten Artikel 1609 mit dem 28sten §. des von Oestreich an Hungarn im Jahr 1606 erlassenen Schreibens hier anzuführen, beigestimmt.

Da indessen der Abgeordnete des Zagraber Kapitels die Bemerkung machte, daß der angeführte §. in dem, die Person des Boeskay betreffenden, Abschnitte des Wiener Vertrages enthalten, und dasselbe durch den 6ten §. des Böhmischen Briefes, welchen er hier anzuführen anrieth, ausgedrückt sey; so wurde sein Vorschlag angenommen, und der Schluß des §. in folgender Art abgeändert:

„nach deren Einsicht und geschehenen Festsetzung einer gehörigen Handelsbeziehung mit Sr. Majestät übrigen, zu Folge des 42sten Artikels 1606 gleichsam verbündeten, Provinzen nach dem 28sten §. des von Oestreich an Hungarn erlassenen Schreibens und nach §. 6. des Böhmischen Briefes bestimmt wären; sie gegenseitig wegen der Vermehrung Sr. Majestät Einkünfte in Berathung treten würden."

Zur Mittheilung des auf diese Art erörterten und mit vorstehenden Abänderungen genehmigten Entwurfes der Both-

schaft an die Tafel der hohen Großen, ward folgende Deputation ernannt. Von der Königlichen Tafel: der Königliche Vice-Hofrichter, George Laczkowich und der Protonotarius, Ignaz Markus. Von Seiten der Königreiche Croatien und Slavonien: der Protonotarius, Joseph Kussewich. Aus dem ehrwürdigen Clerus: Stephan Tokody, des Großwardeiner Capitels. Von Seiten der Comitate: Nikolaus Lukacsy, des Trentschiner; Paul Skultety, des Mosoner; Joseph Kapy, des Saroser; Baron Joseph Renkheim, des Bekesser Comitats Bothschafter. Von Seiten der Abwesenden: der Graf Adam Teleky. Von den Königlichen Freistädten: Samuel Gerhauer, Abgeordneter von Gyesé.

Der Redner der, von den hohen Großen zurückkommenden, Deputation berichtete: Sr. K. K. Hoheit, der Erzherzog Palatin und die hohen Großen könnten die Bothschaft der Stände und Orden, wegen Wichtigkeit des Gegenstandes und deren Weitläuftigkeit, in der heutigen Sitzung nicht in Erwägung ziehen, hätten sich solche für die morgende Sitzung vorbehalten, und würden ihre Bemerkungen darüber durch eine besondere Deputation, bekannt machen.

Der Herr Personal befragte daher die Stände und Orden: ob sie nicht zur Zeitersparung, während die hohen Großen über die zugesandte Bothschaft zu Rathe giengen, unterdessen einen andern Gegenstand zur Verhandlung ziehen möchten? Sie erklärten sich dazu bereit und bemerkten, daß dies mit der, wegen der fünffachen Contributions-Forderung entworfenen, Repräsentation geschehen könnte. Die künftige Sitzung wurde daher um 9 Uhr Morgens bestimmt, die heutige aber geschlossen.

Die in der gestrigen und heutigen Sitzung beschlossene Bothschaft der Stände und Orden ist unter Nro. 22. der Landtagsacten enthalten. Sie lautet:

Digitized by Google

Nro. 22.

Botbschaft der Stände und Orden, welche in Beziehung auf den ersten und zweiten Punkt der Königlichen Propositionen am 26. Oct. 1811. den hohen Großen zugeschickt wurde.

Die Stände und Orden haben aus den Königlichen gnädigen Propositionen, und aus dem Berichte der, in ihrem Gefolge zur Erforschung des Finanzwesens abgeordneten, Reichsdeputation ersehen: daß Se. Majestät, zur Begegnung der, in dem allen Reichsbehörden unterm 20. Febr. d. J. zugeschickten Edict aufgeführten, Uebel, das Reductionssystem zu dem Behuf angenommen haben, um durch dessen Hülfe und den Beitritt der, von der Reichsdeputation erheischten und weiter unten näher anzugebenden Mittel den Staats-Credit und die öffentlichen Kräfte herzustellen, das Vermögen und die Sicherheit der Privatpersonen zu begünstigen, die Staatseinkünfte zu versichern, und der ungeheuer gestiegenen Theurung Einhalt zu thun.

Die Stände und Orden zweifeln nicht an der väterlichen Gesinnung Sr. Majestät; sie sind vielmehr völlig überzeugt, daß Allerhöchstdieselben nur in Betracht der Uebel und von der Sorgfalt für das öffentliche Wohl bewogen, den Anrathungen zur Annahme des berührten Systems nachgegeben haben.

Nach reiflicherer Ueberlegung und mit Berücksichtigung der seit jener Zeit sich gezeigten Folgen können sie sich dennoch nicht überreden, daß dieses den Fundamentalgesetzen, deren Aufrechterhaltung Se. Majestät selbst auf dem gegenwärtigen Landtage den Reichsständen zugesichert haben, entgegenstehende und nicht ausführbare System, jemals zum Zweck führen wird.

Durch das Vertrauen, welches Se. Majestät in ihrem Eifer und Bemühen, die Allerhöchsten Absichten zu befördern, gesetzt haben, bewogen, und von ihrer Pflicht und den sehnlichsten Wünschen der Reichseinwohner aufgefordert, werden Sie in dieser wichtigen Angelegenheit ihre Bemerkungen mit der Offenheit vortragen, welche der Gegenstand der Sache, durch dessen Erfolg das Schicksal des Volks entschieden wird, erfordert.

Zuvörderst ist das, dieser Finanzoperation zum Grunde liegende, Princip: daß das Finanzsystem in der gesammten Monarchie ein und dasselbe seyn müsse, auffallend.

Die Stände wollen jedoch, vor der Hand, die Frage: ob dieser Grundsatz in denen nach verschiedenen Gesetzen zu behandelnden Provinzen statt haben kann, oder das Finanz-System nach Verschiedenheit der Constitution nicht abzuändern sey? — beseitigen.

Indessen sind sie innig überzeugt, daß bei diesem bestehenden Princip eine ganz andere, als die erwartete, Folge entstehen wird.

Denn soll von der einen Seite das Finanzsystem überall dasselbe seyn, und will von der andern, der König von Hungarn seiner feierlichen Zusagen eingedenk, den Constitutions-Reichsgesetzen nicht entgegen handeln; so folgt von selbst, daß jedes der Hungarischen Constitution widerstreitende Finanz-System irrig und nicht annehmbar sey; es auch von den Ständen und Orden nicht gefordert werden könne, daß sie die Sache, indem sie die Wirkungen dergleichen Irthümer selbst während dem Landtage fortdauern sehen, stillschweigend übergehen sollten.

Die vorgeschützte gebietende Nothwendigkeit entschuldigt in diesem Fall die That (factum) nicht. Denn wie sie auch beschaffen gewesen seyn mag, so kann sie doch nie die gesetzliche Folge haben, daß das Reich und dessen Gesetze dem gewählten Mittel untergeordnet würde, sondern daß ein Mittel ausfindig gemacht werden muß, welches den Gesetzen und der Constitution unbeschadet anzuwenden ist.

Die Gesetze des Reichs, namentlich der 8te Artikel 1715, erklärt durch Art. 22. 1741, bestimmen deutlich und klar, was in Hungarn für gebietende Nothwendigkeit zu halten ist.

Daß aber dieser Fall, zumal das neue Finanzsystem nach wiederhergestelltem Frieden eingeführt, und zu dessen Ausführung mehrere Monate Zeit erfordert wurde, auch der, in Siebenbürgen vor Publication des Edicts zusammenberufene, Landtag abgehalten werden konnte, nicht vorhanden gewesen, beweist der Gang der Sache selbst.

Digitized by Google

Die genauere Untersuchung des Gegenstandes betreffend, werden nach dem Berichte der vorerwähnten Reichsdeputation zur Ausführung des gedachten Finanzsystems, in Gefolge der Königlichen Propositionen, von den Reichseinwohnern zwei Punkte gefordert.

Erstens, daß zur Creditgründung der im Course verbleibenden 211 Millionen Einlösungsscheine das Königreich Hungarn die Garantie auf Höhe von einhundert Millionen in der Art übernehmen soll, um zur Auswechselung zweier Millionen von jener Summe jährlich 942,686 fl. in Conventions-Münze, oder in einem, derselben gleichkommenden, Betrage von Einlösungsscheinen; zur Tilgung von vier Millionen aber die jährliche Summe von 1,885,371 fl. 46 kr. in Einlösungs-Scheinen beizutragen. Diese periodische Einlösung würde, bis die Einlösungsscheine mit der Conventionsmünze gleichen Werth haben, fortgesezt, und nur, wenn im Course sich eine Verschiedenheit zeigt, von neuem beginnen.

Zweitens, daß zur Deckung der hauptsächlichsten Staats-Bedürfnisse jährlich annoch 12 Millionen Einlösungsscheine gezahlt werden sollen.

In Rücksicht des ersten Punkts scheinen die vorgeschlagenen Mittel den Ständen und Orden von der Art zu seyn, daß solche weder angenommen, noch durch ihre Hülfe das Reich von den Nachtheilen des Papiergeldes befreit, und der Staatscredit und die öffentlichen Kräfte wiederhergestellt werden können.

Zum Credite der, als unzinsbare Schuldscheine zu betrachtenden, Papierzettel bedarf es keiner Garantie, die ohne Fond außerdem nur scheinbar ist — sondern des Goldes und Silbers. Zum Credite der zinsbaren Schuldverschreibungen reicht schon ein Fond, an welchem man sich halten, und der, nach des Gläubigers Bedürfniß, versilbert werden kann, hin, zumal der Gläubiger durch den Gewinn der Zinsen einigermaßen entschädigt wird. Dagegen müssen aber die, das Geld unmittelbar vorstellenden und an sich nicht zinsbaren, Zettel, um im Credit zu bleiben, jeden Augenblick in gute Münze umgesezt werden können. Denn die Erfahrung lehrt, daß aller Versicherungen und Hypotheken ungeachtet die Bankzettel dennoch ihren Credit verloren.

Digitized by Google

Die Stände und Orden können daher auf keine Weise, mit Erhaltung der Unabhängigkeit und Constitution, eine Garantie auf das Reich, wodurch der Weg, es mit Schulden zu belaſten, gebahnt würde, übernehmen; vielmehr fordert es das Glück des Volks und selbſt die Sicherheit des regierenden Hauſes, daß das Königreich Hungarn, wie bisher, auch in der Folge von allen Staatsſchulden rein erhalten werde.

Bei ihrem innigſten Wunſche, von der Laſt des Papiergeldes ſich befreit, und in deſſen Stelle eine gehaltvolle, dem Conventionswerthe entſprechende, Münze in Umlauf geſezt zu ſehen; begreifen ſie indeſſen nicht, wie ſie den erforderten jährlichen Hülfsbeitrag zur Auswechſelung und Tilgung der Einlöſungsſcheine bewilligen könnten. Denn abgerechnet, daß ein ſolcher, auf eine unbeſtimmte Zeit ausgedehnter, Beitrag eine Contribution iſt, auf welche ſie ſich mit Erhaltung ihrer Freiheit nach Theil I. Art. 9., Art 8. 1715, Art. 6. 1723 und andern Vorſchriften nicht einlaſſen; nach Art. 8. 1741 auch keinen Vertrag darüber eingehen dürfen, kann überdem aus dieſer theilweiſen, in kleinen Raten geſchehenen, Verminderung des Papiergeldes der Staat gar keinen Nutzen ziehen, vielmehr werden die Koſten der Conventionsmünze unnöthiger Weiſe vermehrt, und zur Geiſſel des Volks den Wucherern ein größeres Feld geöffnet.

Der Widerſpruch dieſes Projects leuchtet aber auch daraus ein, daß es ſelbſt, während von der einen Seite die Einlöſungsſcheine in den Zahlungen dem Conventionsgelde gleichgeſtellt ſeyn ſollen, von der andern aber, wenn Sr. Majeſtät getreue Unterthanen jene zwei Millionen in Conventionsmünze nicht zahlen, ein, zur Ausgleichung derſelben, erforderlicher Beitrag in Einlöſungsſcheinen zu berichtigen iſt — den Unterſchied zwiſchen Münze und Scheinen zugeſteht; wodurch der ganze Plan und das Finanzſyſtem ſich aufhebt, gegen die klare Vorſchrift der Geſetze, das Conventionsgeld zu einer Waare gemacht, und das öffentliche und Privatvermögen der kaufmänniſchen Speculation Preis gegeben wird.

Zu den Mängeln des Syſtems gehört ferner: Wenn gleich das Papiergeld, welches die Natur der Wechſelbriefe verloren hat und die Stelle der Münze vertritt, ſeinen Werth von

dem Vertrauen des Volks, worüber nicht zu gebieten ist, entlehnt; so wird dessen ungeachtet die Annahme der Einlösungsscheine, welche, ihrer Aufschrift nach, in allen Königlichen Cassen wie baar Geld zu vereinnahmen sind, und bald auch zur Ausgleichung der fehlenden klingenden Münze, in Absicht auf einige Zahlungsarten, zu dulden seyn werden, in Hungarn der klaren Vorschrift des 18. Artikels des zweiten Sigismundischen Decrets zuwider — unter den Privatversonen befohlen. Außerdem aber ergiebt der Bericht der Reichsdeputation, daß zur Grundlage der Berechnung, nach welcher vom Reiche der Beitritt zum Auswechselungs- und Tilgungsfond der erwähnten Scheine bestimmt ist, nicht in besonderen günstigen Verhältnisse und Gelegenheiten zum Gewinn in Rücksicht der Provinzen, sondern deren Größe und Volksanzahl angenommen worden; wobei es aber offenbar einleuchtet, daß in dieser Beziehung das Königreich Hungarn sich nicht in der glücklichen Lage befindet, mit den übrigen deutschen Provinzen einen Vergleich aushalten zu können. Dieses, zugleich die Norm bei Vertheilung der Abgaben andeutende, Prinzip ist mit der Lage des Staats um so weniger zu vereinigen, als in eben der Zeit, wo dem Finanzplan zu Folge, die Verhältnisse Europa's die Herausgabe der Conventionsmünze zum Nutzen des Staats bedenklich machen, ein Beitrag in jener Münze zur Vermehrung der cirkulirenden Masse erfordert wird. Auch widerstreitet es aller Billigkeit, daß die zur Beschaffung eines Gründungs-, Auswechselungs- und Tilgungsfonds der Einlösungsscheine in Anspruch genommene Besitzer, welche ihre Producte so viele Jahre hindurch in Bankozetteln, deren verbleibender Nennwerth oft genug zugesichert ist, verkauft, und durch das Reductionssystem einen Vermögensverlust von vier Fünftel erlitten haben, im Betreff des verbleibenden Fünftels Gläubiger zu seyn aufhören, und ohne irgend eine übernommene Verpflichtung in die Classe der Schuldner treten sollten.

Um aber den Schein zu vermeiden, als würde das System blos, weil es lästig ist, angefochten, bemerken sie annoch, daß ihrer Einsicht nach solches, den Widerspruch mit

gleich jede gute Münze der Circulation, und bleibt neben dem Papiergelde blos die kupferne, dem Conventionswerth gar nicht entsprechende, Münze im Course, so sezt sie ersteres gerade in dem Verhältniß herunter, als sie selbst gegen das Conventionsgeld steht. Es ist daher unbezweifelt, daß der eingeschlagene Weg nicht zum Ziele führt, und wenn man bei dem Plane beharrt, allen jenen, durch die frühern Verfügungen herbeigeführten Uebeln, ein offnes Feld belassen wird.

Die Erfahrung lehrt es zur Genüge, daß nicht allein das Papiergeld, sondern jede schlechte Münze die bessere aus dem Course vertreibe. So erhielte die Conventionsmünze den ersten tödtlichen Schlag durch die zur Ausgleichung bestimmten (permutatoria) 12 Kreuzerstücke; so machten die Ein- und Zwei Gulden-Bankozettel beinahe augenblicklich alles Conventionsgeld verschwindend, und die 15 und 30 Kreuzerstücke trugen nicht wenig, auf gleiche Art, zum Verbergen der bessern Kupfermünze bei.

Jene zwei Millionen Conventionsgeld, durch welche die Auswechslung eines, in Loosen gezogenen, gleichkommenden Betrages von Einlösungsscheinen erfolgen soll, werden den Wuchergeist nähren, das Uebel nicht heben, und zum offenbaren Nachtheile des Schatzes den Cours der Einlösungsscheine unterdrücken.

Wird aber in die Stelle der zu tilgenden vier Millionen eine, beispielsweise, um drei Viertel schlechtere, kupferne Münze, von innerem Werthe, gesezt, so wird solche den Cours der Einlösungsscheine um eben so viel verschlechtern.

Dies bedarf keines weitern theoretischen Beweises. Was die Stände und Orden bei Herausgabe der 15 und 30 Kreuzerstücke, und von der einst erfolgenden Einlösung der Bankozettel unter ihrem Werthe voraussagten, und in den unterthänigsten Repräsentationen vom 22. May und 1. August des im Jahr 1807 abgehaltenen Landtages vortrugen — erfolgte. Der Wiener Cours schwankte zwischen 1200 und 1600 gegen 100, nach dem etwannigen Werthe dieser Ausgleichungsmünze

Der größere Grad des Activhandels, der das werthlose Geld wieder an sich zieht, und zum Austauschmittel irgend ein, zum Gebrauche geeignetes, Produkt darbietet, kann

zwar die Wirkung verzögern, vorzüglich wenn die gelieferten Produkte in die Klasse der Bedürfnisse gehören, aber später oder früher werden sich die unveränderlichen, in der Natur der Sache gegründeten, Gesetze äußern.

Bei dieser Lage der Sache erfordert es die größte Sorgfalt, die Ausfuhr des geprägten Geldes aus dem Reiche zu verhindern. In der Regel kann dieses jedoch nur dadurch geschehen, wenn die Prägung der Münze in der Art erfolgt, daß ihr innerer Werth, nach Abzug der Schlagkosten, dem Nennwerth entspricht. Wollte man anderweit ein Metallstück nach dem Conventionsfuß, von 10 Kreuzer Werth, mit 20 Kreuzer bezeichnen, so wird es nicht um 10 Kreuzer erhöht, sondern um so viel herabgesezt, und man wird für dieses leichte 20 Kreuzerstück nicht mehr Waare, als vorher um die gewichtigen 10 Kreuzer kaufen. Es folgt daher von selbst, daß wenn für die vom Auslande bezogenen Waaren vorher 500 tausend fortgiengen, jezt eine Million fortgeht, und gewiß nicht auf diesem Wege, sondern hauptsächlich durch Vermehrung der auszuführenden Produkte die Fortschaffung der hier geschlagenen Münze ins Ausland verhindert werden kann.

Hierdurch erledigt sich die Frage: ob die Prägung einer Münze unter dem Conventionswerth — wenn sie selbst rechtlich und den ausdrücklichen Gesetzen nicht zuwider wäre, dem Schatze Nutzen gewähren könne?

Es scheint zwar ein augenblicklicher Vortheil daraus für den Schatz zu entstehen, allein da derselbe in Rücksicht des Consumtionsbedarfs unter den Käufern den ersten Platz behauptet, und jede Veränderung einer guten Münze, oder, was gleichbedeutend ist, die Erhöhung des Nennwerths im gleichen Verhältniß die Theurung vermehrt, anderseitig aber die Einkünfte des Schatzes nach gleichem Maaßstabe nicht erhöht werden, und wenn sie es auch könnten, alle dergleichen Operationen überflüssig seyn würden; so leuchtet es von selbst ein, daß der Schatz durch die Rückwirkung dabei einen weit größern Vortheil, als scheinbar der Nutzen ist, erleidet. Die Artikel 39. 40. und 41. vom J. 1625 beweisen dies sonnenklar.

Digitized by Google

Es frägt sich jedoch, ob das System, dessen Erfolg erst nach Verlauf mehrerer Jahre zu hoffen ist, der jetzigen Lage der Finanzen einen wesentlichen Nutzen gewähren kann?

Daß die mit einem Schlage um 848 Millionen verminderte Circulationsmasse, beim ersten fruchtbaren Jahr, die Preise der Dinge sehr schnell herunterseßen wird, ist eben so einleuchtend, als daß der Allerhöchste Schatz, da dessen Einkünfte gleich schnell nicht vermindert werden dürften, davon einen wesentlichen Vortheil ziehen kann.

Allein diesen Gewinn abgerechnet, vernichtet die ewige Dauer der Operation jeden andern. Daß kein ins Weite berechnetes System die beabsichtigte Befreiung von Staatsschulden bewirkt hat, lehrt die Erfahrung. England, welches seit geraumer Zeit bei Contrahirung der Schulden immer zugleich einen Tilgungsfond ausmittelte, und dessen ungeachtet stets höher die Schuldenlast häuft, liefert den Beweis davon.

Den Schatz aus dieser traurigen Lage zu reissen, dürfte demnach wohl kein anderes Mittel seyn, als schleunigst, wenn auch zum augenblicklichen Nachtheile desselben, alle Industrie-Quellen in der Monarchie zu öffnen, und alle, die National-Oekonomie verzögernde, Hindernisse zu heben.

Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß Se. Majestät, vermöge Ihrer Weisheit, Selbst ermessen, daß von denen, Ihrem Scepter unterworfenen, treuen Völkern zur Verminderung der ganz werthlosen, vom Schatze in die Stelle der Bankozettel gesezten, Geldmasse von 211 Millionen kein Hülfsbeitrag zu fordern ist; Allerhöchstdieselben, vielmehr die Bitte: das gesammte, zur Zeit im Umlauf befindliche, Papiergeld, in dem möglichst kurzen, auf dem jetzigen Landtage zu bestimmenden, Zeitraume durch eine richtige Conventionsmünze einzulösen und ausser Cours zu seßen, statt finden zu lassen geruhen werden. Daß dazu der Fond nicht ermangelt, glauben die Stände schon deßhalb, weil Se. Majestät nach wiederhergestelltem Frieden, durch die Circulation vom 11. Dec. 1809, wegen eines, der gesammten Masse der Bankozettel entsprechenden, Fonds die getreuen Unterthanen beruhigt haben.

Was die zweite, im Finanzplan enthaltene, Forderung betrift, müssen die Stände und Orden erklären, wie

sie nach erfolgter Reduction der Bankozettel auf ein Fünftel ihres Nominalwerths und des, durch diese Finanzspekulation um mehrere hundert Millionen verminderten, Vermögens von ihnen weder jene Beitragssumme gefordert, noch geleistet werden kann; zumal sie sich nicht überzeugen, daß in Rücksicht des Königreichs Hungarn bei Deckung der Staatsbedürfnisse ein, diese große Summe erheischender, Ausfall vorhanden sey.

Sie wünschten zwar, ihre diesfällige Berechnung mit bestimmten Beweisen zu belegen, allein sie halten es — da sie durch die zur Erforschung des Finanzwesens hauptsächlich zu diesem Zweck abgeordnete Deputation solche nicht erhalten konnten, und weil die speciellen Einnahmen- und Ausgaben-Rubriken zu den Staatsgeheimnissen gezählt werden, auf deren Bekanntmachung, hier und jezt, nicht bestehen wollten — Sr. Majestät Aufmerksamkeit darauf zu leiten, für hinreichend, daß durch die, der Krone angewiesenen, Einkünfte, die Bedürfnisse des hungarischen Reichs gewöhnlich zu bestreiten; zu den Kriegskosten und außerordentlichen Bedürfnissen aber jederzeit schleunig und nach Verhältniß der Kräfte, Hülfsgelder und Insurrectionen weit über die gesezliche Verpflichtung bewilligt sind.

Sie wollten sich auf die Untersuchung nicht einlassen, ob Se. Majestät etwa nicht bei den deutschen Provinzen in Bestreitung der Bedürfnisse einen Ausfall litten? Denn wäre gleich unbezweifelt, Hungarn durch die pragmatische Sanction zu einer aufrichtigen, auch gegen die äußeren Angriffe eingegangenen, Vereinigung mit den deutschen Erbländern verbunden, und es noch im frischen Andenken, daß die Reichsbewohner für die Befreiung des Reichs vom Joche der Türken durch Hülfe der deutschen Provinzen, die Kriegskosten bezahlen müssen, denen im Temeswarer Banat angesessenen Familien das Wiedererhaltungs-Recht der durch den Feind verlorenen Güter versagt sey; — so hätten demungeachtet die Einwohner des Reichs die Lasten der, wegen der deutschen Provinzen, obgleich ohne ihre Einstimmung geführten, Kriege männlich getragen, und es wäre demnach durchaus kein Grund vorhanden, sie zur Uebertragung des, sie gar nichts angehen-

Digitized by Google

den, Ausfalls der angränzenden Länder (consortium) einzuladen oder in Anspruch zu nehmen.

Hieraus fliesse nun ganz klar, daß die Stände und Orden dem, vom Vorsteher des Finanzwesens geäußerten, Verlangen eines jährlichen Beitrages von 12 Millionen, zur Deckung der Staatsausgaben, mit Aufrechterhaltung ihrer Gesetze und Freiheiten nicht genügen könnten.

Innig fühlen sie zwar die Unfälle, an welchen die ganze Monarchie wegen des erschöpften Zustandes des Schatzes und der geschwächten Staatskräfte, insbesondere aber dieses Reich bei unterdrückter Industrie und verschlossenen Wegen zur Vermehrung des Nationalreichthums, leidet; sie haben indessen alle diese Unfälle vorhergesehen, und zu deren Verhütung auf dem Landtage 1807 Mittel in Vorschlag gebracht. Da solche jedoch bis zu diesem Augenblick nicht einmal versucht sind; so läßt sich auch nicht erwarten, daß durch die Beibehaltung des neuen Verwaltungs-Systems und dessen Prinzipien von der einen Seite, selbst mit der größten Anstrengung, die Sache zum gewünschten Ziele geführt werden könnte, — zumal Ew. Majestät dem Reiche erklärten, und beabsichtigten besten und heilsamsten Gesinnungen vereitlet sind —; von der andern aber eben so wenig einsehen, wie die gesammten, durch die Finanzoperationen verwirrten, Staats- und Privatverhältnisse auszugleichen, der verlorne Credit und die geschwächten Staatskräfte zu verbessern, der durch Wuchergeist verdorbene Volkscharacter zu veredlen; die zum Krämergeiste herabgesunkene und allmählig die Ruhe des durch Elend und Lasten ermüdeten gemeinen Volks aufstörende, Nationalkraft zu wecken, und das Vaterland von den drückenden Uebeln durch irgend eine Aufopferung, zu befreien und zu dem vorigen blühenden Zustand zu führen ist? —

Die Stände und Orden bitten gewiß aus keiner andern Absicht, nach dem Beispiele jener, einem Fürsten unterworfenen, aber von ihren Gesetzen, der Constitution und unabhängig von Andern durch eigene Minister regierten Reiche, um die Bewilligung einer gleichen, durch die Gesetze und urkundliche Versicherungen bei jeder Krönungs-Feierlichkeit bestätigten unabhängigen und von den übrigen deutschen Pro-

Digitized by Google

vinzen abgesonderten, Staatsverwaltung, als um ihre Wohlfahrt und das Glück — welche bis jezt nicht dem Glücke der verbündeten Völker, sondern ihrem Vortheile untergeordnet, aufzukeimen verhindert wurden — durch denjenigen Eifer und das Bestreben, womit sie das Vaterland lieben und den Fürsten verehren, befördern zu können; — allein sie sind, Sr. Majestät ihren Wünschen geneigt zu finden, bis jezt nicht glücklich gewesen.

Dessenungeachtet hat ihr Eifer, die Königliche Würde zu schützen, nicht nachgelassen, und damit ganz Europa bezeuge, wie ihre Liebe und Ehrfurcht gegen Sr. Majestät Person und Ihr Durchlauchtigstes Haus durch keine Widerwärtigkeiten jemals vermindert werden könne, erklären sie sich zur Beförderung der Königlichen Absichten, in sofern es mit ihren Gesetzen und Freiheiten vereinbar ist, bereit. Bei dieser Gesinnung indessen völlig überzeugt, daß die den Staat und die getreuen Unterthanen Sr. Majestät drückenden Uebel zu dem gegenwärtigen, den Gebrauch des äußersten Hülfsmittels angerathenen, Grad hauptsächlich deshalb gestiegen, weil die auf dem Landtage 1807 ertheilten Rathschläge der Nation, wegen Vermehrung der Kräfte nicht allein von Hungarn, sondern von der ganzen Monarchie, wegen Hebung der Industrie-Hindernisse und Vervielfältigung des National-Reichthums, wie es die Natur eines so fruchtbaren Bodens gestattet; insbesondere aber wegen zu erleichternder Ausfuhr der Produkte, der zu diesem Behuf aufzuhebenden oder zu regulirenden Dreißig-Abgabe (tricesima) wegen besseren Betriebes des Bergwerksbau's; der Beobachtung der, die Gold- und Silber-Ausfuhr verbietenden — die Ausmünzung im Inlande bestimmenden — Gesetze; wegen Beschränkung der Wechsler und Wucherer, endlich wegen möglichster Erhaltung des Friedens und der zu diesem Behuf gegebenen Gesetze, nämlich des 2ten Art. 1608, des 5ten 1613, des 4ten 1681, der 13ten Bedingung der Urkunden (diplomatum) Ferdinand des II., des III., und Leopold des I., der bei Gelegenheit der angenommenen pragmatischen Sanction und 1723 bestätigten, bemerkten Artikel 1. 2. und 3. und andere mehr, aus flüchtigen Rücksichten nicht in Ausübung gebracht sind; so glauben sie

Se. Majestät dringendst bitten zu müssen, Allerhöchst Sich jene Vorschläge und die, dem Höchsten Ermessen zur Wiederherstellung und Befestigung des öffentlichen Glücks und zur Linderung der Unfälle dargelegten, Mittel, vor allen Dingen genau und einzeln vortragen zu lassen, und sodann eine gnädige Resolution, wie solche die Wohlfahrt des Königreichs Hungarn und der wesentliche Vortheil der ganzen Monarchie erheischt, zu ertheilen.

Und da sich aus dem Berichte der Reichsdeputation vermuthen läßt, daß dem Staatsbedürfnisse, in sofern solches Hungarn betrift, vermöge einer zweckmäßigen Verwaltung der Staats-Oekonomie und einiger wegfallenden Ausgabe-Rubriken begegnet werden könne; so glauben sie in der Ueberzeugung, daß der bei Bestreitung der Ausgaben etwa stattfindende Ausfall nicht sowohl in dem unzureichenden Fond, sondern in der kostspieligen Erhebung der Einkünfte beruht, und die Einschränkung derselben die wegfallenden Ausgaben bewirken solle, auch der Anstalten ihrer Vorfahren eingedenk, welche so bedeutende Fonds und Einkünfte der Krone anwiesen, die zur Deckung der Staatsbedürfnisse hinreichen, und das Privatvermögen von allem Anspruch frei erhalten können; endlich in Gemäßheit der ausdrücklichen Instruktionen ihrer Machtgeber, daß die zur Ergänzung der öffentlichen Bedürfnisse erforderlichen Mittel vorzüglich aus den Cameral- und Fiscal- und andern zu diesem Zweck bestimmten Einkünften entnommen werden müßten — zumal es ihnen selbst bekannt ist, daß durch eine zweckmäßigere und weniger kostspielige Verwaltung der Oekonomie die Einkünfte der Güter beträchtlich zu vermehren sind — Sr. Majestät annoch vorzutragen genöthigt zu seyn: die Register (designationes) des Cameral-Schatzes, dessen Einkünfte und Ausgaben, mit Einschluß der Bergwerke, betreffen, den Ständen und Orden mitzutheilen; nach deren Einsicht und geschehener Festsetzung einer gehörigen Handelsbeziehung mit Sr. Majestät übrigen, zu Folge des 42sten Artikels 1606 gleichsam verbündeten, Provinzen, nach dem 28sten §. des von Oesterreich an Hungarn erlassenen Schreibens und nach §. 6. des Böhmischen Briefes be-

stimmt wäre, — sie gegenseitig wegen der Vermehrung Sr. Majestät Einkünfte in Berathung treten würden.

Dieses haben die Stände und Orden in Rücksicht des ersten und zweiten Punkts der Königlichen Propositionen unterthänigst vorzustellen, in Antrag gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Das fünfzehnte Jahrhundert in Italien.

(Bruchstück und Probe der Histoire litteraire d'Italie, par P. L. Ginguené, Membre de l'Institut de France. 3 Tom. Paris. Michaud. 1811. 8.)

(Fortsetzung.)

Zustand der Wissenschaften in Italien am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Universitäten, diese lärmenden und oft stürmischen Schauplätze scholastischer Kämpfe und Siege, erfuhren, im Laufe der letzteren Zeiten weniger denn zuvor, Wechsel und Unbestand, mit Ausnahme allenfalls von Bologna. *) Zu Anfange des Jahrhunderts wurden Lehrstühle der griechischen und lateinischen Beredtsamkeit an dieser gelehrten Schule errichtet; die Professoren Guarino von Verona, Johann Aurispa und Filelfo bekleideten dieselben. Der alte Glanz schien zurückkehren zu wollen, als neue Unruhen sich erhoben. Die Stadt schüttelte das päbstliche Joch ab **), und unterzog sich ihm bald von neuem wieder ***); die Universität entvölkerte sich, und nach hergestelltem Frieden glaubte ein gleichzeitiger Chronikschreiber schöne Hoffnungen zu verkünden, wenn er die Zahl der Studierenden, als nun bald fünfhundert betragend, angab. ****) Man erinnert sich der Zei-

*) Tiraboschi, T. IV. c. 1. p. 57.

**) Im J. 1428.

***) Im J. 1431.

****) Script. rer. ital. von Muratori, Vol 18. p. 641.

ten, wo ihrer Zehntausend waren. Nachdem jedoch der Kardinal Bessarion als Legat nach Bologna kam *), blieb seine Liebe zu den Wissenschaften auch für die Universität nicht unfruchtbar, und von da an bis zu Ende des Jahrhunderts zeigte sich von Italienern und Ausländern wieder beinahe eine so große Zahl, wie in den schönsten früheren Zeiten. Christian, König von Dänemark, besuchte die hohe Schule auf seiner Römerreise im J. 1474. Die Huldigung, welche er bei diesem Anlasse den Wissenschaften erwies, wird als ein, der Universität zur Ehre gereichendes, Ereigniß angesehen; sie ehrte jedoch den König nicht minder. Dieser wünschte nemlich, daß zwei seiner Höflinge in Bologna den Doctor-Grad, der eine in der Rechtsgelehrsamkeit und der zweite in der Arzneikunst erhalten möchten. Zum Behufe dieser Feier ward in der Peterskirche eine Bühne errichtet, und auf derselben gewohntermaßen die Sitze der Professoren, welche die academischen Würden ertheilen sollten, angebracht. Ein höher stehender und zierlich ausgeschmückter Stuhl war dem Könige bestimmt. Dieser aber weigerte sich ihn anzunehmen, und erklärte: er achte sich sattsam geehrt, wenn er mit Männern in gleicher Reihe sitze, die um ihrer Wissenschaft willen allgemeine Hochachtung genießen. **)

Die Universität von Padua hatte durch die Zeitumstände sowohl, als durch die Errichtung gelehrter Schulen in einigen Städten der Nachbarschaft, von ihrem früheren Glanze verloren. Nachdem die Republik Venedig sich der Stadt bemächtigte, ertheilte der Senat ihr solche ausschließliche Lehrfreiheiten, zufolg welcher, in allen übrigen Schulen des Freistaates, über die Grammatik hinaus kein wissenschaftlicher Unterricht ertheilt werden durfte. Venedig selbst unterwarf sich dieser Beschränkung, und als Paul II., ein Bürger dieser Stadt, sich durch die Schenkung einer Universität um sie verdient machen wollte, beschloß der Senat: es solle zwar das neue Gymnasium in der Philosophie und Arzneikunst academische Würden ertheilen mögen, nicht aber in der Juris-

*) Von 1450 bis 1455.

**) Tiraboschi an obangef. Orte. S. 60.

prudenz und Gottesgelahrtheit, in denen nur Padua jene zu geben befugt bleiben soll. Pisa ward von Florenz mit gleicher Grosmuth nicht behandelt, und die Florentiner, als sie die Herrschaft über jene Stadt erwarben, überliessen anfangs die daselbst im vorigen Jahrhundert gestiftete Universität ihrem ärmlichen Zustande, um alle Gunst und Vortheile der eigenen zuzuwenden. Bald aber lernten sie den Irrthum ihrer Berechnung einsehen; sie gaben izt der Universität eine angemessene Aussteuer, und sandten vier ihrer angesehensten Bürger, unter denen sich Lorenz von Medici befand, um der feierlichen Wiedereröffnung der Schule von Pisa beizuwohnen. *) Der Papst Sixtus IV. bewilligte ihr überdieß eine von allen geistlichen Gütern zu erhebende Steuer. — Die Pest störte zweimal **) ihr Wiederaufblühen; gröstere Störung aber brachten Karls VIII. Erscheinung und die kriegerischen Auftritte und Unruhen in Toscana gegen Ende des Jahrhunderts. Nach Rückkehr des Friedens nur gelangte sie allmählich wieder zu dem Flor, dessen sie seither ungestört genossen hat.

Die Universitäten von Mailand, Pavia und Ferrara befanden sich unter der Herrschaft der Sforza und der Fürsten vom Hause Esi, in ununterbrochenem Wohlstand. Jene von Neapel, Rom und Perousa, bieten während dieses Jahrhunderts nichts merkwürdiges dar. Unter den neuerrichteten zeichnete sich die hohe Schule von Turin aus. Ludwig von Savoyen, welcher damals nur noch Fürst von Achaja hieß, stiftete sie im Jahr 1405. ***) Sein Nachfolger, Amadeus VIII., erster Herzog von Savoyen, bestätigte und erweiterte ihre Privilegien. Gleich anfangs erhielt sie zahlreichen Besuch, und die seit dem dreizehnten Jahrhundert bestehende Schule von Vercell gerieth durch sie in Zerfall. Die Pest nur war ihr einigemal verderblich, und veranlaßte ihre Verpflanzung nach Chieri, ****) Savigliano *****) und

*) Tiraboschi, am angef. Ort. S. 65.

**) In den Jahren 1481 und 1485.

***) Tiraboschi, am angef. Ort. S. 75.

****) Im J. 1428; sie blieb acht Jahre daselbst.

*****) Im J. 1435; nach zwey Jahren kam sie nach Turin

Montcalier. Endlich kam sie nach Turin *) zurück, wo sie bis auf die neuesten Zeiten sich in blühendem Zustande erhielt.

Das große Ansehen, worin damals auf allen diesen Universitäten die theologischen Studien stunden, hat gegenwärtig für uns kein Interesse mehr. Jene günstigen Gelegenheiten, welche sich den Doctoren in der Wissenschaft der Thomas und Scotus bei den Kirchenversammlungen von Konstanz, Basel und Florenz, und in den glänzenden Aussichten zu großen Beförderungen von einer geistlichen Stufe zur anderen bis zur Thiare herauf, darboten, mußten einen lebhaften Wetteifer unter den jüngeren Theologen wecken, und ihnen zu großer Aufmunterung dienen. Aber alles, was zu jener Zeit auf Schulen und in Concilien Tiefgedachtes und Erhabenes, oder, wenn man will, im höchsten Grade Unverständliches gelehrt und geschrieben ward, das ist, aller Sorgfalt der Treue unerachtet, gleichmäßig für uns verloren. Diese hat, damals wie später, mit ihren großen und vielen Vortheilen den Nachtheil verbunden, daß sie das Schlechte wie das Gute vervielfältigt und erhält. Wir wollen nur einen Augenblick bei zwei Fragen verweilen, welche zu jener Zeit die theologische Welt in große Bewegung sezten, und die den Geist der Zeit zu bezeichnen geeignet sind.

Die erste derselben betraf einen Gegenstand, welcher der Theologie überall fremde zu seyn schien; man weiß aber, daß dieselbe überall, wo es zugelassen ward und zu jeder Zeit, die Schranken ihrer Befugnisse zu erweitern gestrebt hat: es waren die Leihhäuser (Monts de Piété). Ein übrigens wenig bekannter, obgleich heilig gesprochener Mönch, der Minorite Bernardin von Feltro **), war ihr Stifter gewesen, und drei Päbste ***) hatten sie gutgeheißen; nichtsdestoweniger fanden sich einige Theologen und Lehrer des canonischen Rechts, die behaupteten: es seyen diese, durch einen Heiligen gestifteten und durch drei Päbste brevetirten, Institute wucherhaft

zurück, von wo sie aus gleichem Grund nochmals nach Montcalier wanderte.

*) Im J. 1489.

**) Tiraboschi, am angef. Ort. S. 227.

***) Paul II., Sixtus IV. und Innocenz VIII.

und deßwegen unerlaubt. Die Leihhäuser hatten hinwieder ihre Vertheidiger, und beide Theile bekämpften sich gegenseitig mit Waffen aus der heil. Schrift, aus den Kirchenvätern und aus den Concilien; die Fehde ward erst 1515 beendigt, als Leo X. die nützliche Anstalt feierlich bestätigte.

Die zweite, wahrhaft theologische, Frage ward gleichfalls durch einen Minoriten und einen Heiligen veranlaßt *) Der heil. Jacob de la Maria, der im J. 1462 zu Brescia predigte, behauptete ausdrücklich: das Blut, welches Christus während seines Leidens vergossen, gehöre seiner göttlichen Natur nicht an, und dürfe darum auch nicht göttlich verehrt werden. Die Behauptung kam einem Dominicaner-Mönch, der Inquisitor in Brescia war, und mithin sich auf solche Dinge verstehen mußte, ketzerisch vor. Er verlangte: es solle der Bruder Jacob sich entweder näher erklären, oder das Gesagte zurücknehmen; aber dieser verstund sich weder zum einen noch zum andern. Daraus erhob sich eine große Fehde, erst zwischen beiden Orden und nachher in der ganzen Kirche. Der Pabst Pius II. verordnete, als ein verständiger Mann: es solle der Gegenstand in seiner und in Gegenwart einer auserwählten Anzahl Theologen durch Reden und Gegenreden beider Theile geprüft werden, und nachdem er die schönen Vorträge und die gewichtigen Gründe beiderseitig vernommen hatte, legte er beiden Partheien ein strenges Stillschweigen auf. Hätte die Kirche jederzeit so aufgeklärte Häupter und Richter gehabt, so würden viele andere, gleich eitle und gehaltlose, Streitfragen den Frieden der Welt eben so wenig, wie die gegenwärtige, gestört haben.

Eine Menge weitschweifiger Werke, theils speculativen, theils ascetischen Inhalts erschienen um diese Zeit. Unter den lezteren finden sich ein angelischer Innbegriff (summa angelica) des Bruder Angelus de Chivas, ein pacifischer Innbegriff (summa pacifica) des Bruder Pacificus von Navarra, die die Ehre des Druckes erhielten, und die jezt, wie wir Tiraboschi es gerne glauben wollen, im Staube der Bibliotheken begraben sind **);

*) Tiraboschi, Ebendas. S. 223.

**) Tiraboschi, S. 234.

gut ist es immer, wenn sie nicht wieder an's Tageslicht kommen, um neuerdings die Begriffe zu verwirren, den Verstand zu verdunkeln und im Gedächtniß einen Platz einzunehmen, der nützlichen und wissenswerthen Dingen gebührt. Die summa theologica des heil. Antonin's, Erzbischoffs von Florenz, soll, nach des eben angeführten wackern und gelehrten Litterators Meinung, einer Ausnahme werth seyn; sie ist vielfältig und noch zweimal im verflossenen Jahrhundert aufgelegt worden; aber auch sie enthält, nach Tiraboschi's eigenem Geständniß *), mehrere Sätze, die von aufgeklärteren Theologen nicht weiter vertheidigt werden; am sichersten möchte es also seyn, gar keine Ausnahme zu gestatten; es wäre denn für ein Werk, das sich nicht mit der Theologie, wohl aber mit einem Buche beschäftigt, welches die Grundlage derselben ist, und von dem sie sich nicht selten entfernt; es ist dieß Malerbi's italienische Uebersetzung der Bibel. Ihr Verfasser war aus Venedig gebürtig, und 1470, im acht und vierzigsten Lebensjahre in den Camaldulenser-Orden getreten. Seine Uebersetzung, die erste in italienischer Sprache, ist in ziemlich schlechter Schreibart, wie denn damals die Sprache überall vernachläßigt ward, abgefaßt; nichtsdestominder fand sie eine sehr gute Aufnahme, ward mehrmals neugedruckt **), und sie wird noch itzt von Liebhabern gesucht.

Die Philosophie blieb während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, was sie in vorhergehenden Zeiten gewesen war; ein verdorbener und entarteter Aristotelism, der, mit der scholastischen Theologie im Bunde, sich zum Führer der Geister aufwarf, um sie in stets dunkleren Finsternissen irre zu führen und in grundlose Tiefen zu stürzen. Dieser Zustand der Dinge änderte sich, seit das Studium der griechischen Sprache in Aufnahme kam, hauptsächlich aber seit der Ankunft der Griechen in Italien nach der Eroberung von Konstantinopel,

*) Tiraboschi, S. 238.

**) Die erste Ausgabe erschien 1471 zu Venedig, in 2 Bdn. Fol.; die zweite im J. 1477, mit einer Vorrede Squarciafico's; es bezeugt derselbe, er habe dem Malerbi bei der Arbeit Hulfe geleistet: woraus sich ergiebt, daß Fontanini (Bibl. it. p. 673. Ed. Venet. 1737. 4.) ohne Grund zweifelt: ob die Uebersetzung wirklich von ihm herrühre.

und die Revolution, welche in der Philosophie vor sich ging, war eben so groß, als jene andere der Litteratur. Unmittelbar vor diesem Zeitpunkte stunden zu Venedig drei Dialectiker in hohem Ansehen; sie hießen alle drei Paul, und sie wurden in der Zeit ihres Ruhmes oft mit einander verwechselt, so wie sie izt auch alle drei gleicher Vergessenheit unterliegen. Der berühmteste dieser Paul's aus Venedig *), zwar nicht da geboren, sondern nur erzogen, ein Augustiner Mönch, Doctor der Gottesgelahrtheit, der Philosophie und Medizin und Professor an verschiedenen Universitäten, ist von vielen Schriftstellern seiner Zeit, der Fürst der Philosophen und der Universal-Monarch der freien Künste genannt worden; inzwischen fanden sich dennoch mitunter einige ungehorsame Unterthanen, oder vielmehr kühne Nebenbuhler, die es versuchten, ihm Vorrang und Herrschaft streitig zu machen. Dies geschah unter anderm bei einem feierlichen Anlasse, dessen man hier um so eher gedenken will, weil er auch für die Würdigung der Philosophie jenes Zeitalters nicht unwichtig ist.

Riccolo Fava, ein anderer Philosoph, von gleichem Schlage und der ebenfalls in großem Rufe stund, vermaß sich in einem Generalcapitel der Augustiner zu Bologna, vor mehr als achthundert Mönchen und in Brixen eines Cardinals, gegen Paul'n aufzutreten. Ein Arzt von Siena **), sonst wohl der Gegner und Rivale Fava's, kam ihm izt in seiner kizlichen Lage zu Hilfe. Paul sah sich durch die Dialectik seiner zwei Gegner in die Enge getrieben, und weil er Gründe nicht mit Gründen zu beantworten wußte, nahm er seine Zuflucht zu witzigen Einfällen, oder wenigstens zu Wortspielen, was freilich nicht immer das nemliche ist. Er spielte also auf das Wort Fava (Bohne) an, und sagte in der Hitze des Streites: es schmeckt dieß nach Bohnen. Wundere dich darüber nicht, antwortete Fava, denn bäurischen, geistund geschmacklosen Menschen ziemt diese Speise. Alle Mönche klatschten ihm Beifall, und mochten sich wohl sogleich für sehr geistreiche Menschen halten, weil vermuthlich das frugale Bohnengerücht ihnen wenig behagte. Der Gegenstand

*) Tiraboschi, am angef. Ort. S. 248.
**) Ugo Benzi.

des Streites hatte übrigens mit Bohnen nichts gemein. Paul vertheidigte die Lehre des Averroes über die Seelenkräfte. Fava hingegen griff dieselbe an, und wußte seinen Gegner durch alle Künste der Dialektik so zu verwirren, daß der Universal-Monarch vergeblich sich wand und quälte, und während er sich losreissen wollte, in Widersprüche gerieth und mehr und mehr sich verwickelte. Der Arzt, der die Secundanten-Stelle vertrat, rief dann mit lauter Stimme: Fava hat gesiegt, und du Paul bist überwunden. Glühend von Zorn erwiederte dieser sogleich: Bone Deus! Herodes und Pilatus sind Freunde geworden! Dieß kam der ernsten Versammlung so spaßhaft vor, daß sie in lautes Gelächter ausbrach, und die Sitzung aufgehoben ward. *) Der Ausgang war des Stückes würdig, und nicht immer endeten die gelehrten Possenspiele eben so lustig.

Des kleinen Unfalles unerachtet galt Paul von Venedig noch immer für den Gelehrtesten unter den Gelehrten. Seine Logik oder Dialectik ward zu seinen Lebzeiten für classisch geachtet, nach seinem Tode gedruckt **), und noch zu Ende des Jahrhunderts auf der Universität von Padua öffentlich gelehrt. Auch seine Commentare über verschiedene Schriften des Aristoteles wurden gedruckt und sind sogar in wiederholten Auflagen erschienen.

Durch die Einführung der griechischen Philosophie in Italien sanken jene Ueberreste der Philosophie barbarischer Zeiten in ihrem Ansehen. Man lernte endlich den Aristoteles kennen, nicht aus untreuen Uebersetzungen und träumerischen Auslegungen eines Averroes und anderer Araber, sondern von Professoren erklärt, die in seiner Sprache redeten und die seine Lehren studirt hatten, sey es, daß sie solche sich eigen machten, oder daß sie dieselben bestritten. Man hatte insbesondere mit dem göttlichen Plato Bekanntschaft gemacht; und mochte man immerhin auch sich mit ihm in übersinnlichen Regionen verirren, so war es demunerachtet großer Gewinn, wenn an die Stelle einer unfruchtbaren Zergliederung der Verstan-

*) Tiraboschi am angef. Ort, S. 250. 251.

**) Im J. 1474: es ist dieß eines der ersten in Mailand gedruckten Bücher.

deskräfte, die Betrachtung des Sittlich-Schönen trat, und wenn leere Spitzfündigkeiten erhebenden Gefühlen Platz machten.

Neben der Theologie blieb die Jurisprudenz noch ferner die Wissenschaft, die am sichersten Ehrenstellen, Aemter und Reichthümer verschaffen konnte. Auch schien die Zahl der Rechtsgelehrten sich von Zeit zu Zeit zu vermehren. Die Universitäten wetteiferten untereinander um die berühmtesten derselben; sie steigerten gegenseitig die Gehalte, die sie ihnen anboten, und sie feierten ihren Gewinn gleich einem erfochtenen Siege. Nicht selten vertauschten diese Gelehrten den academischen Lehrstuhl mit dem Cabinette der Fürsten, und wurden die Rathgeber der Höfe. An hochklingenden Titeln fehlte es ihnen eben so wenig, als den Philosophen, und wenn diese Monarchen der Wissenschaften und schönen Künste hießen, so wurden jene Monarchen der Gesetze genannt, wie Christoph von Castiglione, am Hofe Johann Maria Visconti's des Zweiten, Herzogs von Mailand; oder Monarchen der Rechtsgelehrten ihrer Zeit, wie Raphael Fulgosa von Plaisanz und andere mehr.

Auch Johann von Imola war dieser hochberühmten Männer einer; die Zahl und die Anhänglichkeit seiner Schüler zeugen dafür; als er die Universität von Padua gegen jene von Ferrara, welche Niclaus V. wieder hergestellt hatte *), vertauschte, begleiteten ihn dreihundert Schüler, und sechshundert andere kamen um seinetwillen von Bologna her **). Unter der Zahl seiner Zöglinge findet sich einer, welcher an Ruhm nicht hinter ihm zurückblieb, und der, ob er gleich eigentlich Alexander Tartagni hieß, doch nur unter dem Namen Alexander von Imola bekannt war. Er hat weitläufige Werke über den Codex, die Digesten, Decretalen u. s. w. hinterlassen. Außer andern glorreichen Namen, welche die damalige Sitte ihm gab, findet sich auch der, eines Vaters der Wahrheit. Man muß glauben, er habe ihn verdient; aber seine Wahrheit ist in so dicken und werthlosen Bänden begraben, daß es unmöglich ist, die Sache zu er-

*) Im J. 1402.

**) Papadopoli, Hist. Gymn. Patav. Vol. I. 212.

wahren. . . Das Feudalrecht (weil nun einmal eine Gesetzsammlung, die allen Rechten des Eigenthums, der Gerechtigkeit und der Vernunft widerspricht, also genannt wird) erhielt einen Dollmetscher, Ordner und Commentator an dem berühmten Anton de Prato Vecchio, den Kaiser Sigismund zum Rathe und Reichsgrafen ernannt hatte, und von dessen Schriften viele gedruckt sind. *)

Unter allen Rechtsgelehrten hat aber keiner größeren und ausgebreiteren Ruhm genossen, als Franz Accolti von Arezzo, einer Stadt, die viel berühmte Männer erzeugte, welche sie durch die Vaterstadt mehr als durch ihre Familien-Herkunft geehrt glaubten, und ihre eignen Namen gegen den Namen Aretino vertauschten. Was ein Azzon im dreizehnten und ein Barthole im vierzehnten Jahrhundert waren, das ist Franz Accolti im fünfzehnten gewesen. Er lehrte mit überaus großem Beifall auf den Universitäten Ferrara, Siena, Mailand und Pisa; bei dem Markis Borso aus dem Hause Est, so wie bei dem Herzog Franz Sforza, stund er in großen Gunsten; er hinterließ zahlreiche Werke, Consultationen und Commentare über die Decretalen, über die römische Gesezgebung u. s. w.; er war zugleich ein gelehrter Grieche, und er übersezte aus dem Griechischen in's Lateinische verschiedene Homilien des heil. Chrysostomus und jene Briefe, welche theils dem Phalaris, theils dem Diogenes dem Cyniker zugeschrieben werden. Er schrieb auch Verse, und ist ein Beweis mehr, daß litterarisches Talent mit ernsten Studien und mit wichtigen Staatsämtern wohl verträglich ist.

Unter der Menge Rechtsgelehrten der damaligen Zeit verdienen noch genannt zu werden: Barthelemi Cipolla von Verona, von dem man, neben andern Werken, eine Schrift über die Zwangsgerechtigkeiten in Städten und auf dem Lande hat **); und vorzüglich Peter Tommai von Ravenna,

*) Unter andern ein Repertorium vel Lexicon juridicum, Mailand 1481, und zwei andere Repertorien über die Werke von Barthole und Balde, die seither ebenfalls gedruckt wurden.

**) De servitutibus urbanorum et rusticorum praediorum.

weniger durch Gelehrsamkeit oder durch die dicken Bücher, die er über eine, aus der Mode gekommene, Wissenschaft hinterlassen hat, berühmt, als vielmehr um seines wunderbaren Gedächtnisses willen, das ihn für alle Zeiten und Länder merkwürdig macht. Im zwanzigsten Jahr wußte er den ganzen Codex auswendig *). Man durfte ihm nur irgend ein Gesetz anführen, so sagte er auf der Stelle Bartole's Summarien und einige Stellen des Textes her, entwickelte die verschiedenen Meinungen der Ausleger und erklärte auch die schwierigsten Stellen. Die Vorträge seiner Lehrer behielt er so vollständig, daß er sie Wort für Wort niederschreiben, oder gleich nach ihrer Beendigung hinwider zahlreichen Zuhörern, allenfalls auch in Verse übersezt, vortragen konnte. Ein Prediger hatte in einer seiner Predigten nicht weniger als hundert und achtzig Schrifttexte für die Unsterblichkeit der Seele angerufen; der junge Tommai vergaß keinen derselben; er behielt ganze Predigten im Gedächtniß und überbrachte sie ihren Verfassern geschrieben. Lange Reihen von Namen, die er nur einmal schnell gelesen hatte, wußte er in unveränderter Folge herzuzählen. Ein noch merkwürdigeres Kunststück war folgendes: Tommai spielte Schach, ein Anderer spielte mit Würfeln, ein Dritter zeichnete alle Zahlen des Würfelspiels auf; er selbst dictirte gleichzeitig zwei Briefe, deren Inhalt ihm aufgegeben war: nach geendigtem Spiel wiederholte er jeden Zug des Schachsspiels, jede Würfelzahl und sämtliche Worte seiner beiden Briefe, alles von hinten herauf in umgekehrter Reihenfolge. Diese Wunderdinge schrieb er einer besonderen Kunst zu, durch die er Worte und Sachen im Gedächtniß zu ordnen verstund; er wollte auch sein Geheimniß durch ein im J. 1491 zu Venedig unter dem Namen Phönix **) erschienenen Buch bekannt machen, das wiederholt gedruckt ward, dennoch aber selten vorkömmt; Fabricius sagt davon in seiner Bibliotheca mediae et in-

*) Tiraboschi am angef. Ort, S. 411.

**) Phoenix, sive ad artificialem memoriam comparandam brevis quidem et facilis, sed re ipsa et usu comprobata introductio.

fimae latinitatis *): er habe es so dunkel gefunden, daß er viel lieber für immer auf jenes Talent Verzicht thun, als sich in die verworrene und schwierige Methode des Verfassers einstudieren möchte. Eben dieser Peter Tommai, gewöhnlicher unter dem Namen Peter von Ravenna bekannt, hat gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts seine Kunst nach Deutschland verpflanzt **). Der Herzog von Pommern, Bogislas, hält sich auf der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Palestina einige Zeit in Venedig auf. Seine Universität zu Greifswald war in Verfall gerathen, und er wünschte einen Gelehrten zu finden, der ihr neue Aufnahme verschaffen könnte; unter allen berühmten Männern Venedigs und Padua's schien ihm Peter von Ravenna zu jenem Behufe am besten geeignet, und nachdem er, zwar mit Mühe, die Einwilligung des Doge erhalten hatte, reiste er in Gesellschaft des Professors, seiner Frau und Kinder, nach Hause. Alle seine deutschen Schüler folgten ihrem Lehrer und bei seiner Ankunft in Greifswald ward er auf's ehrenvollste empfangen. Nachdem er einige Jahre auf dieser Universität gelehrt, und während dieser Zeit alle seine Kinder bis auf eines, durch den Tod verlohren hatte, wünschte er nach Italien zurückzukehren. Aber sein Wunsch blieb unerfüllt; der Herzog von Sachsen und andere Fürsten mehr, verlangten ihn bei sich zu sehen, und überall, auch im höchsten Alter, machte er noch seinen Ruhm geltend und genoß ausgezeichneter Ehren. Endlich verliert man seine Spur, und über Zeit und Ort seines Todes sind nur Vermuthungen vorhanden. Daran ist wenig gelegen; bemerkenswerth hingegen scheint es, daß ein gelehrter Italiener, in angefangenem Alter, nach dem Norden reist, um daselbst seine Wissenschaft zu verbreiten; auch findet sich hier ein neues Beispiel der Vergänglichkeit des glänzendsten und ausgebreitetesten Ruhmes.

Unter der Menge Doctoren und Professoren jener Zeit und unter den Namen, die um irgend eines besonderen Um-

*) Vol. VI. p. 58.

**) Tiraboschi an obig. Ort, S. 414.

ſtandes willen, ſich der Vergeſſenheit entziehen, finden ſich auch jene des Barthelemy Soccino aus Siena und ſeines Gegners des berühmten Jaſon dal Maino. In den Sälen der Univerſität von Piſa, übten dieſe ſich oft gegen einander in gelehrten Kämpfen, die ein ſo großes Aufſehen machten, daß Lorenz von Medici eigens hinreiste, um Zeuge derſelben zu ſeyn *). Beide Kämpfer gaben bei dieſem Anlaß eben ſo ausgezeichnete Beweiſe von ihrer Geiſtesgegenwart, als von ihrer Zuverläßigkeit. Jaſon, durch ſeinen Gegner gedrängt, hatte den Einfall, geradehin eine Textautorität zu erfinden und ſolche für die Begründung ſeiner Meinung anzurufen. Soccino merkte den Spaß und erwiederte ihn durch eine gleichartige Berufung, zu Gunſten ſeiner eignen Meinung. Ich möchte wohl wiſſen, ſagte hierauf der erſtere, wo du deinen Text vernahmeſt: Er ſteht, antwortete der letztere, allernächſt neben dem von dir angerufenen. Soccino war ein Mann von beiſſendem Geiſte, ein Spieler, Wüſtling und Verſchwender; unerachtet der einträglichen Stellen, die er bekleidete und der Werke, die er herausgab, ſtarb er in dürftigen Umſtänden und hinterließ nicht, woraus er begraben werden konnte. Jaſon beſaß einen ganz verſchiedenen Charakter und Sitten. Seine Aufführung war tadellos und er ſelbſt geachtet; die Herzoge von Mailand trugen ihm verſchiedene Sendungen auf, die er auf eine würdige Weiſe erfüllte. Der Kaiſer Maximilian, in deſſen Gegenwart er eine Rede gehalten hatte, ertheilte ihm die Pfalzgrafenwürde, und Ludwig Sforza, zugenannt der Maure, ernannte ihn zum Patrizier und Senator. Als Ludwig XII. nach der Einnahme von Genua **) nach Mailand kam, wünſchte er den berühmten Jaſon zu hören. Von einem zahlreichen Gefolge, unter dem ſich fünf Cardinäle befanden, begleitet, verfügte ſich der König in den Hörſaal, und war über des Redners Vortrag ſo vergnügt, daß er ihn beim Herabſteigen von der Lehrkanzel umarmte. Dann unterhielt er ſich freundſchaftlich mit ihm und frug unter andern: warum er unverheyrathet geblieben ſey? Dieß that ich, antwortete der ehrſüchtige Profeſſor, damit der

*) Tiraboſchi an obigem Orte, p. 421.

**) Im Jahr 1507.

Pabst durch Ewr. Majestät Zeugniß inne werden könne, daß ich des Cardinalshutes nicht unwürdig bin. Paul Jovius, welcher zugegen war und diese Thatsache erzählt *), meldet hingegen nicht, ob ihm der König sein Zeugniß versprochen habe; gewiß ist, daß Jason den Hut nicht erhielt. Man sagt, er sey kurz vor seinem Tode toll geworden **); vielleicht eben aus Verdruß über jenen Umstand.

Das canonische Recht führte leichter als das bürgerliche, zu der von Jason ersehnten Würde, und die Zahl seiner gelehrten und berühmten Professoren war vermuthlich auch größer. Wenn aber bei dem gegenwärtigen Stande der Cultur die Schicksale des Codex, der Digesten und ihrer wortreichen Ausleger, nur geringe Theilnahme wecken, so ist dieß noch gar viel weniger mit den Decretalen, Clementinen und Extravaganzen der Fall; übrigens bestund die Mehrzahl der Canonisten aus Doctoren beyder Rechte. Die Namen derjenigen, welche eine besondere Meldung verdienen konnten, sind also bereits erwähnt, und es ist hohe Zeit, eine Wissenschaft zu verlassen, die bei keinem Volke in großem Ansehen stehen kann, ohne eben dadurch den schlechten Zustand seiner Gesetzgebung, und mithin seine unvollkommene Civilisation, darzuthun.

Das Ansehen, worinn die Arzneykunst stehen mag, ist von anderer Beschaffenheit; es beweist dasselbe aber nur, daß kranke Menschen schwach sind, und leichtgläubig für das, wodurch man ihnen Leben und Gewandtheit wieder verschaffen zu können versichert. Dieß ist unter allen Völkern und in allen Zeitaltern der Fall gewesen. Wenn die Arzneikunst eine ungewisse und auf Muthmaßung beruhende Kunst genennt wird, so ist damit alles gesagt, was sich gegen sie sagen läßt. Erfahrung und sorgfältige Beobachtung allein können Gewißheit verschaffen und ihre Zweifel und Vermuthungen in zuverläßige Sätze verwandeln. Welches war aber im fünfzehnten Jahrhundert der Zustand jener zwei unentbehrlichen Führer? Blindlings befolgte man entweder Systeme, die auf keine Erfahrung sich stützten, oder einen systemlosen Empyrism. Die Natur

*) Eloq. doct. vir. p. 126.
**) Er starb zu Pavia, am 22. Merz 1519.

lag noch mit dem tiefen Schlyer bedeckt, den man izt erst zu heben beginnt. Dennoch stund die Arzneikunst in hohen Ehren. Sie ward beinahe auf allen Universitäten von berühmten Männern gelehrt; und wenn sie nicht, wie die Rechtskunde, zu Aemtern und öffentlichen Stellen den Weg bahnte, so war sie selbst hingegen ein, auf der festen Grundlage des Triebes der Selbsterhaltung ruhender Stand, Amt und Würde.

Vorzüglich großes Ansehen genoß sie insbesondere in Mailand zur Zeit Philip Maria Visconti's. Nie war ein Fürst mehr mit Aerzten beschäftigt und keiner gab ihnen mehr zu thun. In seinen Zimmern, an seiner Tafel, auf der Jagd, überall und immer mußte er solche um sich haben; beim kleinsten Mißbehagen oder Schmerz, wurden sie all- zusammengerufen und berathen; freilich folgte er ihren Räthen nicht immer mit großer Gefliſſenheit; so oft sie seinen Absichten und Neigungen zuwider waren, widersprach er, beharrten die Aerzte auf ihrer Meinung, so wurden sie fortgejagt *). Die Sforza waren eben so glaubig als die Visconti, und Mailand, deßwegen die Stadt Italiens, in der die Aerzte am meisten ihr Glück machten; aber auch sonst überall und auf allen Universitäten sind sie in großer Zahl vorhanden **). Unter den vielen Namen italiänischer Professoren der Arzneikunst die zum Theil in meist vergessenen Werken sehr mittelmäßige Proben ihrer Wissenschaft hinterließen und die die Geschichte der Kunst aufbewahrt, finden sich keine, durch welche neue Bahnen geöffnet oder Fortschritte der Wissenschaft wären erzielt worden. Die Wiederholung solcher vergessener Namen würde unnütz seyn.

Doch gibt es einige unter ihnen, die durch besondere Verhältnisse Theilnahme erwecken. Michael Savanarola, Professor in Padua und Großvater des allzuberüchtigten Dominicaners Jerome Savanarola, hat ausser einigen Werken, die von seiner Kunst handeln, eine Lobrede von Padua geschrieben, die gute Nachrichten von dieser Stadt enthält; die Geschichtschreiber erwähnen derselben öfters und Mura-

*) Pier Candido Decembris in seinem Leben Philipp Maria Visconti's, script. rer. ital. Vol. XX.

tori hielt sie der Aufnahme in seine große Sammlung werth. Peter Leoni widmete sich nicht der Arzneikunst allein, sondern vorzüglich auch der platonischen Philosophie; er war der vertraute Freund Marsil Ficin's, und dieses Verhältniß ist sehr wahrscheinlich die mittelbare Ursache seines Todes gewesen. Als Arzt ward er zu dem kranken Lorenz von Medici gerufen, und da er den Tod desselben abzuwenden nicht vermochte, fand man ihn zu Correggio in einem Brunnen ertränkt. Man behauptete damals: er habe sich aus Verzweiflung selbst hineingestürzt; Hellersehende beschuldigten hingegen einen mächtigen Mann: er habe ihn hineinstürzen lassen; und Sannazar in einer seiner italiänischen Elegien *) sowohl als die Geschichte, bezeichnen sattsam den Peter von Medici, Sohn des Lorenz, als den Urheber der grausamen und ungerechten Rache **).

Einen noch schrecklicheren Tod erlitt Gabriel Zerbi von Verona. Er war ausübender Arzt in Venedig, nachdem er früher in Rom und Padua seine Kunst geübt hatte. Ein vornehmer Türke, der an einer schweren Krankheit daniederlag, verlangte nach einen geschickten Arzt aus jener Stadt. Der Doge sandte ihm Gabriel'n, welcher den Türken heilte und alsdann reich beschenkt und vergnügt mit seinem noch ganz jungen Sohne, der ihn begleitet hatte, die Rückreise antrat. Sie waren kaum abgereist, als der Türke, in Folge irgend einer Unmäßigkeit, einen Rückfall seiner Krankheit bekam und starb. Die Kinder faßten Verdacht, als habe der italiänische Arzt ihren Vater vergiftet; er ward verfolgt, eingeholt und nachdem sein Sohn vor seinen Augen entzweigesägt worden, mußte er selbst durch gleiche Marter sterben ***). Dieser unglückliche Zerbi hat ein metaphysisches Werk und ein anderes über die Zergliederungskunst ****) hinterlassen, von welch' letzterem Hr. Portal in seiner Geschichte dieser Wissenschaft umständlich handelt *****). Johann Marliani von Mai-

*) Es ist die letzte in der Ausgabe von Padua, Comino, 1723. 4. p. 412.
**) Tiraboschi, T. VI. p 345.
***) Valerianus, de Infel. Liter. l. 1.
****) Medicus theoricus.
*****) T. I. p. 247. f.

Digitized by Google

land war in der Mathematik, Philosophie und Arzneikunst gleich berühmt. Er gab in allen drei Wissenschaften Unterricht und auch das Ausland sandte ihm viele Zuhörer. Man nannte ihn einen Aristoteles der Philosophen, einen Hippokrates der Medicin und einen Ptolomäus der Astronomie. Solche hochtönende Namen befremden uns nun freilich nicht sehr, aber bemerkenswerth ist es immer, daß sie in einem Edict des Herzogs von Mailand zum Vorschein kommen *). Marliani hat über alle drei Wissenschaften viele Bücher geschrieben, deren man Erwähnung thut, ohne zu sagen, ob sie dem Ruf ihres Verfassers entsprechen **). Alexander Achillini von Bologna, ein Bruder des Dichters Johann Philoteus, war berühmter als Philosoph, denn als Arzt ***), und der Name Achillini, den im folgenden Jahrhundert noch ein anderer Dichter, ein Enkel des ersteren trug, ward in der Dichtkunst berühmter als in der Philosophie und in der Arzneikunst.

Niccolo Leoniceno aus Vicenz, verdient besonderer Erwähnung, wenn nicht als Arzt, doch als großer Literator und als einer der ausgezeichnetesten Gelehrten des an gelehrten Männern so reichen Jahrhunderts. Er war der erste, welcher Galen's Werke in's Lateinische übersetzte. Mit der Ausübung der Kunst befaßte er sich wenig. „Ich leiste, sagte er, dem Publikum bessere Dienste, als wenn ich Kranke besuchen würde, dadurch, daß ich seine Aerzte unterrichte." Unter seinen Werken findet sich die Schrift, worinn er die Irrthümer des Plinius und anderer Verfasser, in der Lehre von den einfachen Arzneimitteln, prüft und widerlegt ****). Sie verwickelte ihn in mehrere gelehrte Fehden, die er mit vieler Mäßigung führte. Er befolgte den Grundsatz, sich über nichts zu erzürnen. Die Herrschaft, welche er über sein Gemüth

*) Joh. Galeaz. Maria Sforza; das Edict ist vom 26. Sept. 1483.

**) Das Verzeichniß derselben s. bei Argelati, bibl. script. mediol. T. 2. pars 1.

***) Tiraboschi an obigem Ort, p. 359.

****) Plinii et aliorum plurium auctorum, qui de simplicibus medicaminibus scripserunt errores notati etc., Budo, 1532. in fol.

Digitized by Google

ausübte, und eine keusche und mäßige Lebensart begründeten seine felsenfeste Gesundheit. Er lebte bis zum Jahr 1524 und starb im sechs und neunzigsten Altersjahre. Eben er hat die Aphorismen des Hippokrates in's lateinische, Dion's Geschichten, den Procop und einige Dialogen Lucian's, in's italienische übersetzt. Er war einer der ersten, welche über die damals in Europa neue Seuche, die man in Italien Franzosenkrankheit und in Frankreich neapolitanische Seuche nannte, schrieben *). Endlich besitzt man von ihm drei Bände Geschichten, Briefe und andere kleine Schriften, die von seinen eben so ausgezeichneten als umfassenden Kenntnissen zeugen.

Die Gestirnkunde zeigte sich damals noch allzuhäufig im Gefolge der Träume der Sterndeutgrei, doch trat sie nicht selten auch ehrenvoll von ihnen gesondert auf. Die Charlatanerie der Astrologen fand in der Leichtglaubigkeit der Großen ihre Nahrung. Philipp Maria Visconti verlangte nicht nur Aerzte, sondern auch Sterndeuter in seinem Gefolge zu haben. Sein Biograph nennt sorgfältig **) alle, die er an seinen Hof berief und er hat die abergläubischen Formen aufbewahrt, mit welchen sie über alle Dinge zu Rath gezogen wurden. Uebrigens richteten sie ihn und sich selbst zu Grund. Franz Forza war nicht der Mann, der ihrer Dienste bedurfte ***), und während seiner Regierung wird ihrer anders nicht als mit verdienter Verachtung gedacht. Unter denen, die, ob zwar nicht ohne einige Neigung für die Astrologie, sich durch große astronomische Kenntnisse auszeichneten, verdient Johann Bianchini, von Bologna nach der einen, von Ferrara nach anderer Meinung gebürtig, genannt zu werden. Seine astronomischen Tafeln, in denen die Bewegungen der Planeten berechnet werden, sind im folgenden Jahrhundert mehrmals gedruckt worden, und Friedrich III. belohnte den Verfasser durch die ihm für sich und seine Nachkommen ertheilte Erlaubniß, den Kaiserlichen Adler in ihr Wappen aufzunehmen ****). Von einem

*) De morbo gallico, Venetus, Aldus, 1497. Die Werke des Leonicenus wurden gesammelt, Basil., 1533. fol.

**) P. Candido Decembrio.

***) Tiraboschi, T. VI. P. 1. p. 298.

****) Ebend. p. 302.

andern Bürger aus Ferrara, Dominic Maria Novara, empfing die Welt ein kostbareres Geschenk: er gab ihr den großen Kopernicus. Novara besaß einen kühnen Geist, welcher gern sich neue Bahnen öffnete: leicht wäre es möglich, daß der junge Kopernicus, sein Zögling und der Gehülfe seiner astronomischen Arbeiten, von ihm die ersten Ideen seines Weltsystems empfangen hätte.

Leid thut mir's für eine Kunst, die ich sehr werth halte, aber ich finde unter den bekanntesten Astrologen dieses Jahrhunderts auch einen der gelehrtesten Tonkünstler. Die Musik, wie sie anfangs in den öffentlichen Schulen gelehrt und unter die sieben Künste gezählt ward, bestund einzig in dem Choralgesang. Aber sie hatte Fortschritte gemacht und diese wurden in dem Zeitraum, von welchem hier die Rede ist, noch in keiner Schule gelehrt. Ludwig Sforza faßte zuerst den Gedanken, eine solche in Mailand zu stiften, und Franchino Gaffurio war der erste Professor an derselben. Zu Lodi, am 14. Jan. 1451 *) geboren, hatte er frühe Proben seiner Kunst den Städten Verona, Mantua, Genua und Neapel gezeigt. Die Pest und die Ueberfälle der Türken vertrieben ihn aus dieser letzteren Stadt, und er gab in Lodi wieder musikalischen Unterricht, als Ludwig der Maure ihn nach Neapel berief **). Hier schrieb er mehrere geschätzte Bücher über die theoretischen und practischen Theile der Kunst ***), und ließ die Werke der alten Schriftsteller über die Musik aus dem griechischen und lateinischen übersetzen. Auch war er ein nicht gemeiner Dichter, ein geschickter Astronom und unglücklicher Weise auch in der Astrologie sehr bewandert. Diese letztere Kunst und nicht die Astronomie, lehrte er als Professor in Padua im J. 1522, nachdem der Sturz Ludwig Sforza's und die Staatsumwälzung in Mailand auch seines musikalischen Lehrstuhls nicht verschont hatten. Er zählte damals 71 Jahre und starb bald hernach.

*) Tiraboschi, T. VI. P. 1. p. 327.

**) Im J. 1484.

***) Theoricum opus harmonicae disciplinae. Mediol. 1492.; Practica musicae utriusque cantus; ibid. 1496.; De harmonica musicorum instrumentorum; ibid. 1498.

Toscana war einer der italiänischen Staaten, in denen die astronomischen Studien mit dem größten Eifer betrieben wurden, wo aber zugleich auch die Sterndeuterei die meisten Anhänger fand. Marsil Ficin selbst scheint einigermaßen daran geglaubt zu haben. Pic von Mirandola hingegen trat als ihr Gegner auf. Seine, in zwölf Büchern verfaßte, Schrift gegen die Sterndeuterei ist erst nach seinem Tode bekannt geworden und sie machte auf Betrüger und Betrogene gleich kräftigen Eindruck. Der gelehrte Astronom und Astrolog Lucio Bellanti hat dagegen ebenfalls in zwölf Büchern, eine Vertheidigung der Astrologie *) und zugleich ein Buch, enthaltend Fragen über die Wahrheit der Sterndeuterei **), herausgegeben. Der Apologete scheint von der Wahrheit alles dessen, was er vertheidigt, vollkommen überzeugt zu seyn. Er spricht mit der größten Achtung von seinem Gegner, und bedauert, daß die Herausgabe des handschriftlich hinterlassenen Werkes dem Ruhme seines Verfassers schadete, indem er nicht zweifelt, Mirandola würde die, seiner unwürdige Arbeit niemals an's Licht gestellt haben ***). Lorenz Buonincontri von San Miniato, mengte ebenfalls vielen astrologischen Tand unter seine verdienstvollen Arbeiten ****). Frühe gezwungen sein Vaterland zu verlassen, war sein Aufenthalt mehrere Jahre lang unstet; dann kam er nach Neapel zum König Alphons, hielt Vorlesungen über das astronomische Lehrgedicht des Manilius und der berühmte Pontano befand sich unter seinen Zuhörern. Ausser verschiedenen prosaischen Werken, astronomischen und astrologischen Inhalts, besitzt man von ihm ein in drei Büchern und in Hexametern geschriebenes Lehrgedicht: Von göttlichen und natürlichen Dingen *****), worinn, nach seiner Weise, ein Abriß der christlichen Religion, mit astrologischen Thorheiten und geographischen sowohl als astronomischen Notizen gemischt,

*) Astrologiae defensio contra Joannem Picum Mirandulanum.
**) De Astrologiae veritate liber quaestionum.
***) Tiraboschi, T. VI. P. 1. p. 304.
****) Ebend. p. 306.
*****) Rerum naturalium et divinarum, sive de rebus caelestibus libri tres.

Digitized by Google

erscheint. Er arbeitete auch im Fach der Geschichte und lieferte Jahrbücher, die zum Theil in Muratori's große Sammlung aufgenommen sind *); so wie eine Geschichte der Könige von Neapel, die in einer andern Sammlung **) gutentheils abgedruckt ward. Seiner Wissenschaft und Talente unerachtet blieb er arm und die Freigebigkeit des Cardinals Riario schützte ihn allein vor gänzlichem Mangel.

Der größte aller dieser Astronomen und der auch rein blieb von den Thorheiten, welche der Wissenschaft zur Schande gereichten, ist Paul Toscanelli, zu Florenz im J. 1397 geboren ***); von ihm rührt die berühmte astronomische Uhr auf der Cathedralkirche jener Stadt her, deren Wiederherstellung der gelehrte Condamine auf seiner Durchreise durch Florenz im J. 1755 anzutragen und zu erhalten sich zur Ehre rechnete. Toscanelli's Einsichten wurden in Europa so überall anerkannt, daß der König Alphons von Portugall sein Befinden über das Project der Schiffarth nach Indien begehrte. Toscanelli beantwortete die ihm vorgelegten Fragen durch zwei Schreiben, deren das eine an den Canonicus Fernando Martinez in Lissabon, das andere an Christoph Columbus gerichtet war; er fügte eine auf dieses Project Bezug habende Schiffarthscharte bei und beförderte ohne Zweifel durch seine Rathschläge das Gelingen des Unternehmens ****). Den Astronomen und den Geschichtschreibern der Himmelskunde steht es zu, die Verdienste des berühmten Florentiners um diese Wissenschaft näher zu würdigen; weil wir aber hier seiner zwei Antworten auf die Fragen des Königs von Portugal gedenken, so erheischt wohl das höhere Interesse des Gegenstandes, daß wir dabei etwas umständlicher verweilen. Die Liebhaberei für ferne Seefahrten und der zu jener Zeit herrschende Eifer für neue Entdeckungen,

*) Von 1360 bis 1458. Script. rer. ital., Vol. XXI.

**) Deliciae Eruditorum, des Doctor Lami. Vol. V. VI. VIII.

***) Tiraboschi, an obigem Ort, p. 308.

****) Vergleiche das Leben Christoph Columbus, von Ferdinand Columbus, seinem Sohn, und den Traité sur le gnomon de Florence, par l'abbé Ximenès.

erzeugten jene auf immer denkwürdige Entdeckung, welche, ein großes Ereigniß an sich, ihr Jahrhundert verherrlichen half und die das Gemählde desselben beschließt.

Von langer Zeit her war die Leidenschaft für Reisen nach entfernten Weltgegenden in Italien einheimisch. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte der Venetianer Marco-Paolo die Beschreibung seiner Reisen nach Ostindien, China und Japan geliefert; der Wunsch, ähnliche Reisen vorzunehmen, neue Länder zu entdecken und so viel Wunderdinge mit eigenen Augen zu sehen, ward dadurch überall aufgeweckt. Im vierzehnten Jahrhundert war die Zahl der Reisenden groß und die Portugiesen, welche im fünfzehnten vom Geiste der Entdeckungen beseelt schienen, beriethen einen Florentiner und hatten zum Gehülfe, oder zum Wegweiser vielmehr, einen Italiener, dessen eigentliches Vaterland lange ungewiß war, den Genua, Plaisanz und Montferrat als den Ihrigen ansprachen, der aber zufolg der neuesten und genügenden Beweise eines gelehrten Piemontesers der Provinz Montferrat angehört *). Ihm konnten kleinere Entdeckungen nicht genügen, er verfolgte weitere Bahnen, beschenkte die Erdkugel mit einem vierten Welttheil und fügte der alten eine neue Welt bei. Noch ein anderer Italiäner endlich, glücklicher als jener, gab seinen Namen dem neuen Erdtheile, welcher seither auf die drey anderen und hauptsächlich auf Europa einen überaus großen Einfluß ausübte, von dem es überhaupt noch ungewiß ist: ob es wohlthätig oder verderblich war.

Christoph Columbus, im J. 1442 zu Caccaro in der Provinz Montferrat, von adelichen aber armen Eltern geboren, kam als ein junger Knabe nach Genua und zeigte frühe eine

*) Tiraboschi hatte, nachdem er die drei einander entgegengesetzten Meinungen über das Vaterland von Christoph Columbus geprüft, sich für Genua entschieden, T. VI. P. 1. p. 172. folg. Hr. Galeani Napione, Mitglied der Turiner Academie, widerlegte den Tiraboschi in einer Abhandlung, die zuerst in den Denkschriften jener Academie (Litterature et beauarts, Année 1805) erschienen ist, und die seither mit bedeutenden Zusätzen besonders gedruckt ward (Florenz, 1808. 8.). Er scheint bewiesen zu haben, daß Columbus in der Provinz Montferrat, auf dem seiner Familie zugehörigen Schlosse Caccaro geboren ward.

entschiedene Neigung für die See. Seine Lehrjahre brachte er bei einem berühmten Corsar zu, der sein Verwandter war und mit ihm gleichen Namen führte. Nachdem er sich einiges Vermögen erworben, verband er sich mit seinem Bruder, Barthelemy Columbus, welcher mit vieler Geschicklichkeit geographische Karten zum Gebrauche der Seefahrer zeichnete. Sie wohnten beide in Lissabon, wo sich Christoph verheyrathete. Die Ansicht der Karten seines Bruders und die Erzählungen der portugiesischen Reisenden, brachten ihn auf die erste Idee seiner Entdeckungen. Er schrieb darüber an Paul Toscanelli und erhielt von demselben eine sehr aufmunternde Antwort. Aber die Unternehmung erforderte einen Kostenaufwand, den nur eine Regierung zu machen im Stande war. Columbus wandte sich erst an den Senat von Genua, der seine Entwürfe als eitle Träumereien behandelte. Der König von Portugall, Johann II., nahm ihn besser auf; aber die zur Prüfung der Sache ernannten Commissarien dachten schlecht und schändlich genug, um dem Columbus seine Karten und Plane abzunehmen und insgeheim ein kleines Schiff mit einem Steuermanne abzusenden, der glücklicherweise jene nicht zu gebrauchen verstund und daher unverrichter Sache nach Portugall zurückkam. Entrüstet über solche Behandlung reiste Columbus ab und sandte seinen Bruder nach England, während er selbst sich nach Spanien begab: Ueberall bot er seine neue Welt an und Niemand wollte damit zu thun haben. Der französische Hof, an den er schrieb, würdigte ihn kaum einer Antwort. Ein Franciscaner Mönch, Namens Marchena *), versuchte es zum zweitenmal, den spanischen Hof auf die Sache aufmerksam zu machen und dießmal gelang es; aber die Forderungen, welche Columbus machte, schienen übertrieben; er erhielt einen neuen Abschlag und war im Begriff Spanien zu verlassen, als die Eroberung Grenada's und der Sieg über die Mauren die Stimmung des Hofes änderten. Die Königinn Isabelle ward, während jener Sieg allgemeine Freude verbreitete, wiederholt angesprochen und sie ertheilte nun ihre Zustimmung. Columbus ward an den Hof gerufen, ehrenvoll empfangen und durch Bestallungsbriefe für sich

*) Fra Giovanni Perez de Marchena.

und seine Nachkommen zum beständigen Admiral, Vicekönig und Gouverneur aller von ihm zu entdeckenden Inseln und festen Lande ernannt, und es ward ihm auch, ausser dem Ersatz aller Auslagen, der zehnte Theil des Ertrags jener Länder zugesichert.

Der 3. August ist der denkwürdige Tag, an dem er mit drei kleinen Schiffen für die größte Unternehmung, die jemals gemacht ward, aus dem Hafen von Palos absegelte *). Der Erfolg dieser ersten Reise, die Entdeckungen derselben und der glänzende und triumphirende Empfang, welcher dem Columbus bey seiner Rückkehr in Barcellona zu Theil ward, sind bekannt. Siebzehn Schiffe wurden für ihn ausgerüstet und an seine Befehle gestellt. Diese zweite Unternehmung, eben so glorreich wie die erste, ward jedoch durch neidische Anschläge gestört. Columbus kam nach Spanien zurück, um denselben Stirne zu bieten. Allein während seiner dritten Reise, nachdem er dem spanischen Hofe bereits mehrere Inseln, unter denen sich Cuba, St. Domingo, Jamaika und Trinitat befinden, geschenkt und das feste Land, welches er gleichfalls für eine Insel hielt, zu entdecken begonnen hatte, gelang dem Neide ein erster Sieg über ihn: Er ward seiner Stellen entsetzt und in Ketten nach Europa zurückgebracht. Sobald er Verhör erlangen konnte, überzeugte man sich von seiner Unschuld, aber alle Genugthuung, die er erhielt, bestund in der Erlaubniß, eine vierte Reise **) antreten zu dürfen, um sich neuen Gefahren auszusetzen und für eine undankbare Regierung neue Länder und Reichthümer zu erobern. Bey seiner Rückkehr nach Spanien im J. 1504 sah er sich eines mächtigen Schutzes beraubt. Die Königinn Isabelle befand sich nicht mehr am Leben. Ferdinand, von den Feinden des Columbus umgeben, hörte seine Vertheidiger nicht an. Zögerungen, eitle Versprechungen und erniedrigende Vorschläge wurden die einzige Belohnung für so viele geleistete Dienste und Arbeiten: und während Castiliens Schatzkammern sich von Tag zu Tag aus dem Ertrag der Entdeckungen des großen Mannes berei-

*) Tiraboschi, T. VI. P. 1. p. 180.

**) Im J. 1502.

cherten, starb er, an den Folgen kränkenden Verdrusses mehr als an denen der ausgestandenen Mühen, im fünf und sechzigsten Altersjahre.

Die Fortsetzung der Entdeckung der neuen Welt ward, während Columbus seiner Stellen beraubt als Gefangener in Europa bleiben mußte, einem andern Admiral übertragen. Er hieß Alphons d'Ojeda, und auf seiner Flotte befand sich ein Mann, dessen Bestimmung es war, den Ruhm sowohl dieser Reise als der früheren des unglücklichen Columbus einzuerndten. Sein Name ist Amerigo Vespucci. Von adelicher Herkunft und zu Florenz am 9. Merz 1451 geboren *), hatte ihn sein Vater, um die Handlung zu erlernen, nach Spanien gesandt. Das Aufsehen, welches die Entdeckungen des Columbus in Sevilla machten, weckte in ihm das Verlangen, sich ähnlichen Ruhm zu erwerben. Er besaß gute astronomische und cosmographische Kenntnisse und war in der Schiffahrtskunde, theils durch eigene frühere Reisen, theils durch Studien, zu denen ihn seine Neigung veranlaßt hatte, wohl bewandert. Als Alphons d'Ojeda seine Reise antrat, erhielt er von dem Könige Anstellung auf der Flotte. Nach der Meinung einiger Schriftsteller soll er Befehlshaber derselben gewesen seyn, allein die andere Angabe ist sehr viel wahrscheinlicher. Man beschuldigt ihn: er habe in die Erzählungen seiner Reisen absichtlich irrige Zeitangaben aufgenommen, um sich die Ehre zuzueignen, das Continent der neuen Welt zuerst betreten zu haben, während dasselbe früher von Columbus war entdeckt und erkannt worden. Wie dem auch seyn mag, so kam er, nach mehreren durch Entdeckungen ausgezeichneten Reisen, deren Beschreibung in seinen Briefen, die seither gedruckt wurden, enthalten ist **), nach Spanien zurück und ward im J. 1507 zu Sevilla als Ober-Pilote angestellt. Dieß Amt bestund darinn, die Steuermänner zu prüfen und ihnen die Bahnen zu bezeichnen, welche sie auf ihren Reisen verfolgen sollten. Titel und Amt, bemerkt der verständige Tirabo-

*) Bandini, Vita di Amerigo Vespucci, Florenz, 1745. 4. cap. II. pag. XXIV.

**) Hinten an der eben erwähnten Lebensbeschreibung.

schi *), waren vollkommen angemessen, für einen Mann, der gute Schiffahrtskenntnisse besaß; an das Verdienst dessen, welcher Befehlshaber einer Flotte gewesen wäre und das feste Land einer neuen Welt entdeckt hätte, konnten sie nicht reichen. Eben jene Stelle verschaffte ihm inzwischen die Gelegenheit, seinen Namen dadurch, daß er ihn den neu entdeckten Ländern beilegte, unsterblich zu machen. Auf den Karten, die er den Piloten als Anleitung für ihre Reisen mitgab, bezeichnete er das neue Continent mit dem Namen America und dieser überall von den Seefahrern wiederholte Name ward bald allgemein verbreitet. Vergeblich klagten die Spanier: Es ist derselbe der neuen Welt geblieben und mit welchem Rechte auch immer Amerigo Vespucci ihr solchen gegeben hat nach so langjährigem Besitze, ist es, wie es der Verfasser der Histoire des Voyages **) sehr richtig bemerken, nun zu spät, dagegen Einsprache machen zu wollen.

Die Florentiner, welche ihrer alten Sitte getreu den Ruhm ihrer großen Mitbürger hoch achten und eifersüchtig beschützen, unterlassen nicht, auch den berühmten Reisenden gegen alle Vorwürfe zu vertheidigen, welche Spanier und Genueser ihm machen und die ihrer Bemühungen unerachtet, von unpartheiischen Geschichtschreibern und gerechten Richtern wahr befunden werden. Jene sind gewissermaßen unabläßig besorgt, daß jene Leuchte (fanale) seines Namens nie erlösche, welche durch ein Decret der Republik vor seinem Hause errichtet ward ***); eine Ehre, die früher nur Bürgern zu Theil ward, welche sich um das Vaterland große Verdienste erworben hatten. Als die Kunde von den Reisen Amerigo Vespucci's und der Glanz seines Namens sich durch Europa verbreitete, da wurden in seiner Vaterstadt Feste gefeiert und die Regierung ließ vor dem Hause seiner Familie Feuer anzünden, die drei Tage und drei Nächte durch unterhalten wurden; dieß ist's, was man il fanale nannte. In der ganzen Stadt wurden alle Häuser erleuchtet und auch der Adel mußte durch angezündete Feuer auf dem

*) T. VI. P. I. p. 190.

**) Edit. de Prévôt, T. 45. p. 255.

***) Bandini Vita, etc., p. XLV.

einen seiner Paläste in die allgemeine Freude einstimmen. Auf solche Weise wußte dieses gefühlvolle Volk seine großen Männer zu ehren!

Dieses denkwürdige Ereigniß beschließt auf eine glorreiche Weise die Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts. Will man ihren ganzen Zusammenhang mit flüchtigem Blicke übersehen, so findet man die einzelnen Theile durch Epochen bezeichnet, welche gleich den Aufzügen eines Drama's unter einander zusammenhängen. Zuerst, und am Eingange, erinnert man sich dessen, was den Ruhm des verflossenen Jahrhunderts begründet hat, der drei großen Erscheinungen, welche am literatischen Horizont glänzten, der durch sie classisch gewordenen Sprache und der von ihnen hinterlassenen unerreichbaren Meisterwerke. Man ist überzeugt, daß, wenn je ihre Höhe erreicht werden kann, dieß nur dadurch möglich seyn wird, wenn man, ihrem Beyspiel nachahmend, den Pfad der Alten verfolgt und sich mit den Schönheiten ihrer Sprache, wie mit ihrer erhabenen Gedankenfolge und mit dem natürlichen Adel und der Zierlichkeit ihrer Schreibart vertraut macht. Eine neu geschaffene Sprache wird gleichsam verlassen, um die Werke der Alten aufzusuchen und sich ihrem Studium zu widmen. Das Latein ist beinahe die einzige Schriftsprache, griechisch ist die Sprache der Gelehrten geworden, mit verdoppeltem Eifer wird dieselbe erlernt und alles strebt nach dem Besitz ihrer Denkmäler. Keine Kosten werden dafür zu groß, keine Mühe zu abschreckend, keine Reise zu weit geachtet. Wo immer in Europa von ihnen etwas zu finden ist, wird es aufgesucht und zusammengebracht. Mit dem Morgenlande beginnt ein Handel, nicht für materielle Gegenstände des Genusses oder des Luxus, sondern für Geistesschätze und gelehrte Reichthümer. So ist Italien gerüstet, wenn der Orient zusammenstürzt und in seinen Schooß flüchtet sich eine Schaar zerstreuter Gelehrten, Philosophen und Literatoren, die, gleichsam als ihre Hausgötter, nicht die Bildsäulen ihrer Ahnen, wohl aber die Erzeugnisse jener großen Geister und die unsterblichen Meisterwerke derselben mitbringen. In den zu ihrer Aufnahme vorbereiteten Ländern finden sie nicht eine Schutzstätte nur, sondern ein zweites Vaterland,

Digitized by Google

das ihnen Ehre und Auszeichnung anbietet. Lehrstühle und Gymnasien eröffnen sich für sie: Aristoteles findet sein Lyceum wieder, wie Plato seine Academie.

Inzwischen konnten diese, von griechischen Flüchtlingen, den Flammen, die alles übrige verzehrten, entrissenen und jene, mit so vieler Mühe aus den Klostergewölben, die das Grab so viel anderer gewesen sind, geretteten Schätze auch izt wieder zu Grunde geben. Die Zeit und ihre Umwälzungen, der Krieg und seine Verheerungen, konnten irgend ein neues Unglück herbeiführen, wobei keine Rettung mehr möglich war. Eine Kunst, die jenes Besitzthum sichert und vervielfältigt, wird izt der Menschheit geschenkt. Durch die Buchdruckerei sind die Werke des Geistes und die Aussprüche der Wahrheit unvertilgbar geworden. Die bekannte Welt scheint endlich dem Streben des menschlichen Geistes und dem Verlangen nach Erweiterung seiner Kenntnisse und Genüsse nicht länger zu genügen; er fühlt sich allzu beengt in ihr; eine neue Welt wird entdeckt, ein willkommner Schauplatz, auf den er hineilt, um neue Reichthümer zu sammeln und mit der Hoffnung, die verborgensten Geheimnisse der Natur zu erspähen.

Glückliches Geschlecht der Menschen, wenn nur edle Bestrebungen es leiteten; wenn kein niedriger und unersättlicher Durst nach Gold es beseelte, und in seinem Gefolg Verheerungen, Zerstörung, neue Krankheiten, unbekannte Geiseln, endloses Blutvergießen, Untergang der einen und Sclaverei anderer Geschlechter, entsetzliche Grausamkeiten und in der Folge nicht minder schreußliche Rachescenen herbeiführten! Aber das ist der Menschen unglückliches Schicksal; Wohl und Wehe sind mit ungleichem Maaß ihnen zugetheilt; umsonst ringen sie mit dieser Ungleichheit; und so oft es ihren Anstrengungen gelingt, die Masse der ihnen bestimmten Güter zu vergrößern, so scheint ein widriges Geschick, in gleichem Verhältniß, auch die Zahl und den Gehalt ihrer Plagen zu vermehren.

Laßt uns jedoch gerecht seyn, und unsere Noth nicht verkennen, aber auch dieselbe nicht übertreiben. Die Jahrbücher der Fortschritte des menschlichen Geistes, während eines Jahrtausends ungefähr, mußten uns die Ueberzeugung gewähren:

Digitized by Google

daß von dem Augenblick an, wo die, früher durch ein Zusammentreffen verschiedenartiger Ursachen unterdrückten und gleichsam erloschenen Kenntnisse, im zehnten Jahrhundert wieder ein schwaches Licht zu verbreiten begannen, dieselben in stetem Wachsthum begriffen, ohne irgend einen Rückschritt bis auf unsere Tage vorgerückt sind; daß unter allen Plagen, von denen damals Italien und Europa bedrängt wurden, keine einzige die Wirkung der Fortschritte des Geistes ist, hingegen alle aus den nur allzubekannten und verwickelten Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaften herstammen; und daß im Gegentheil, nach Maaßgabe wie die Erkenntniß an Gehalt und Größe, die Geistesgenüsse an Reichthum und die Talente an Mannigfaltigkeit, Ausdehnung und Reinheit gewannen, auch das menschliche Schicksal milder ward, daß der Mensch an Edelsinn, an Tugenden und Glück zunahm und daß er sich, wenn ich es sagen darf, neue Unglücksquellen eröffnen mußte, damit die Schlüsse des Schicksals in Erfüllung gehen und damit die Masse des Uebels, diejenige der Genüsse und des seiner Natur zugetheilten Glückes fortgehend übersteige.

Diese tröstende Wahrheit werden wir auch in der Folge durch die Geschichte bewährt finden. Unfruchtbare Steppen liegen keine mehr vor uns; die Finsternisse der Barbarei und der Unwissenheit sind verschwunden; die Irrlichter des Pedantism und der Afterwissenschaft verkriechen sich vor dem hellen Tage des Geschmackes, des verständigen Wissens und der ächten Gelehrsamkeit: große Vorbilder in jedem Fache sind wieder zum Vorschein gekommen und fruchtbare Geister erwarten vom neuen Jahrhunderte nur das Losungszeichen, um das Füllhorn ihrer Kenntnisse und Entdeckungen auszugießen.

Digitized by Google

III.

Denkwürdigkeiten aus den Feldzügen der französischen Armeen seit 1798 bis 1810.

Mitgetheilt von einem Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

Erste Lieferung.

Feldzüge in Egypten und Syrien 1798 — 1801.

Dritter Abschnitt.

Wir hatten Ende Juli 1799 so eben ein Observationslager bey den Pyramiden bezogen, als der Obergeneral die Nachricht erhielt, daß eine, ohngefähr 20,000 Mann starke, türkische Armee bey Abukir gelandet sey. Er gab daher sogleich Befehl zum Ausbruch nach Alexandrien, und zog bey Rahmanieh auch die übrigen Divisionen an sich. Bey unserer Ankunft (24. Juli) ward eine Position am obern Theile der Halbinsel genommen, und in der darauf folgenden Nacht das feindliche Lager recognoscirt. Die Türken hatten sich des Forts und der großen Redoute bemächtigt, die dasselbe vertheidigte; sie hatten sich zu gleicher Zeit mit einer Menge Verschanzungen umringt.

Am 25. Juli Morgens befand sich unsere Armee in sehr geringer Entfernung der türkischen gegenüber, und bald darauf gieng es im Eilschritt auf ihre Linien zu. Der erste Choc war schrecklich; der Sieg einige Augenblicke ungewiß; die Türken machten ein heftiges Feuer, und fochten mit großer Tapferkeit. Doch in kurzem waren die Verschanzungen erstürmt, die feindlichen Colonnen gesprengt und in die Flucht gejagt. In wilder Verwirrung floh ein Theil dem Strande, ein anderer dem Fort von Abukir zu. Jener ward von der Cavallerie unter dem General Murat verfolgt, und größtentheils ins Meer geworfen oder niedergehauen. Dieser

Digitized by Google

suchte sich zu vertheidigen, und hielt ein Bombardement von sechs Tagen aus. Da es jedoch im Fort an Lebensmitteln und besonders an Wasser fehlte, ergaben sich die Türken am siebenten Tage auf Discretion. Bey ihrem Auszuge stürzten sie sich wie wüthend auf die Elsternen, und viele fanden ihren Tod dabey. Wir hatten in dieser merkwürdigen Schlacht nur 300 Gefangene gemacht, worunter der türkische Oberbefehlshaber Mustapha Pascha; allein der feindliche Verlust an Todten belief sich auf 10,000 Mann. Auf unserer Seite hatten wir an 800 Blessirte, für die durch mehrere Ambulancen u. s. w. sehr gut gesorgt war. Keiner blieb über eine Viertelstunde ohne Verband. Sie wurden hierauf zu Wasser nach Alexandrien geschaft, wo zwei Hospitäler für sie eingerichtet waren, bis ich sie späterhin nach Cairo bringen ließ.

Bald sahen wir nun die türkische Flotte die Anker lichten, und ostwärts segeln, ein Zeichen, daß in diesem Augenblicke kein neuer Angriff zu befürchten war. Die Armee marschirte daher nach Cairo zurück, und der Obergeneral feyerte den Sieg von Abukir durch ein prächtiges Fest. Bald darauf machte er bekannt, daß er die Küsten von Burlos bis Alexandrien bereisen würde, schifte sich aber am 22. August zu Alexandrien nach Frankreich ein. Durch eine Tags vorher erlassene Proclamation übertrug er das Commando dem General Kleber, der es auch mit Ehre zu behaupten bemüht war.

Unterdessen fieng der Großvezier Jußuf Pascha an, eine starke Armee in Syrien zusammenzuziehen, und näherte sich endlich im December der Grenze von Egypten selbst. Bald ward das Fort El-Arysch so enge eingeschlossen, daß sich unsere Garnison zu ergeben gezwungen war. Die Türken hatten ihr eine Capitulation bewilligt; dennoch wurde der größte Theil unserer Soldaten beym Auszuge umgebracht. Sobald Kleber von diesem Vorfalle Nachricht erhielt, marschirte er mit der ganzen Ar-

mee nach Salehyeh, schlug daselbst ein Lager, ließ die Truppen Revue passiren, und kündigte ihnen ihre nahe Rückkehr nach Frankreich an. Wirklich giengen auch sogleich der General Desaix und der Commissaire-Ordonnateur Poußielgue nach El-Arisch ab, mit Vollmacht wegen des Friedens und der Räumung von Egypten Eröffnungen zu machen.

Während hier, nicht ohne Einmischung der Engländer unterhandelt wurde, erhielten wir auch durch ihre Beyhülfe Zeitungen aus Frankreich, worin sich die umständliche Erzählung von Bonaparte's Ernennung zum Consul u. s. w., so wie von der glücklichen Wendung des Feldzuges 1799 befand. Dies electrisirte die ganze Armee, die Sehnsucht, Egypten zu verlassen, verschwand; die Soldaten dürsteten nach neuen Thaten und nach neuem Ruhm. In diesem Augenblicke (24. Januar) ward die Convention von El-Arisch bekannt, kraft deren die Räumung von Egypten definitiv bestimmt war. Sie schien Mißvergnügen zu erregen; dennoch wurden alle Anstalten zur Ausführung gemacht, und sämmtliche Truppen in Cairo und der Nachbarschaft concentrirt. Eine Menge türkische Transportschiffe lagen zu Alexandrien und Abukir zu unserer Ueberfahrt bereit.

Schon hatte ein Theil der Armee den Nil passirt, schon sollte die Citadelle u. s. w. übergeben werden, und der übrige Theil der Truppen ebenfalls an das andere Ufer gehen; als der Obergeneral eine Depesche vom Admiral Keith (vom 8. Jan. 1800) erhielt, wodurch auf einmal Alles verändert ward. Der englische Admiral erklärte nemlich, er habe den ausdrücklichen Befehl erhalten, die französischen Truppen als Kriegsgefangene anzusehen. Sie müßten das Gewehr strecken u. s. w., sie könnten nicht eher nach Frankreich zurückkehren, als bis sie ausgewechselt seyen. Diese Forderungen erlaubten keine andere Antwort, als mit den Waffen in der Hand; die ganze Armee brannte vor Schlachtbegier.

Eilig wurden nun die Forts von Cairo von neuem bemannt, und alle Anstalten zur Vertheidigung gemacht. Die Halbbrigaden, die schon nach Alexandrien unterwegens waren, kamen in wenig Tagen zurück; die ganze Armee ward mit der größten Schnelligkeit zu Cairo concentrirt (14 — 17. März.)

Unterdessen war der Großvezier mit seiner Armee bis nach Matarieh vorgerückt, und täglich schlichen sich eine Menge Türken verkleidet nach Cairo hinein. General Kleber schickte jezt einen Offizier an den Großvezier, ließ ihm von dem Vorgefallenen Nachricht geben, und verlangte wegen unserer Ueberfahrt völlige Sicherheit. Zu dem Ende bestand er darauf, der Großvezier soll ihm mehrere vornehme Geißeln geben, und sich zehn Lieuen zurückziehen. Allein der Großvezier verweigerte Alles, und verrieth nur zu deutlich, daß das Ganze mit den Engländern abgeredet war. Da wir nun überdem einen Aufstand in Cairo befürchten mußten, indem man bereits unsere Kaufleute zu beunruhigen und einzelne Soldaten zu ermorden anfieng; so war es doppelt nöthig, daß von unserer Seite ein entscheidender Schlag geschah. Der Obergeneral bemächtigte sich also des Gouverneurs von Cairo, Mustapha-Pascha, ließ alle in der Stadt ansäßigen Franzosen in die Citadelle und die Forts vertheilen, und gab am 19. März gegen Abend den Befehl zum Abmarsch. Dieser hatte um Mitternacht statt, und ward nur wenig bemerkt. Die ganze Armee mochte ungefähr 13,000 Mann stark seyn.

Der Feind stand bey den Ruinen von Heliopolis und dem Dorfe Matarieh, und hatte sich ziemlich fest verschanzt. Dies bemerkten wir, als wir uns gegen vier Uhr Morgens in seiner Nähe sahen. Kaum hatten wir aber unsere Colonnen entwickelt, und unsere Canonade angefangen, als ein großer Theil der Türken in voller Verwirrung die Flucht ergriff. Ein anderer Theil indessen und zwar die Division, bey welcher sich der Groß-

Digitized by Google

vezier mit seinem Generalstabe selbst befand, schien die Verschanzungen vertheidigen zu wollen, und ward daher von unsern Truppen mit Heftigkeit attaquirt. Bald waren die Feinde auch hier vertrieben, und so die ganze ungeheure Armee theils auf die Straße nach Syrien, theils auf die nach Damiette, theils nach Cairo selbst (die Mamelucken und ein Theil der Reiterei) verjagt. Der Hauptzug gieng nach Syrien und ward vergebens von uns verfolgt. Doch hörten wir, daß ein großer Theil dieser Truppen auf diesem Marsche aus Mangel an Lebensmitteln umgekommen sey. Der Vezier befand sich an der Spitze dieses Haufens, und alles floh in größter Unordnung. Was nach Damiette wollte, fiel größtentheils in die Hände des Generals Belliard, der ihnen mit Blitzesschnelle nachgeeilt war. Er tödete viele, machte noch mehrere Gefangene und verlohr keinen Mann dabey. Der Haufen aber, der die Straße nach Cairo eingeschlagen hatten, kam glücklich daselbst an, und bereitete uns neue Lorbeere vor. Unser Verlust an Todten war sehr gering, an Blessirten hatten wir nicht mehr als fünfzig Mann.

Wir hatten den Haufen des Großveziers bis nach Salehyeh verfolgt, und mußten nun aus Mangel an Lebensmitteln in Eilmärschen nach Cairo zurückgehen. Allein wie groß war unser Erstaunen, als wir diese Stadt bey unserer Ankunft in völligem Kriegszustande sahen. Die Zugänge waren durch Schanzen gedeckt und mit starken Verpfählungen eingefaßt. Man schätzte die Zahl der Türken und Mamelucken, die sich in Cairo befand, auf mehr als 50,000 Mann. Auch hatte sich die ganze Bevölkerung für sie erklärt. Schon hatten sie mehrere Ausfälle gemacht, und die Meierei, in der sich unsere Kranken und Equipagen befanden, wegzunehmen gesucht. Eben so war auch Boulac, das man wie eine Vorstadt von Cairo betrachten kann, sehr stark befestigt, und kam nur nach einer beschwerlichen Belagerung durch

Sturm in unsere Gewalt. Nicht so glücklich waren wir späterhin bey Cairo selbst. Der Sturm ward abgeschlagen, und wir verlohren sehr viel Leute dabey. Blos an Blessirten hatten wir über 200 Mann. Nur erst durch enges Einschließen und durch ein sehr heftiges Bombardement zwangen wir die Belagerten zu einer Capitulation (20—24. April). Die Türken und Mamelucken erhielten dadurch freien Abzug und begaben sich nach Syrien.

Dies ist die Erzählung der Begebenheiten, wie sie außerhalb Cairo zu beobachten möglich gewesen sind. Um aber auch zu wissen, was unterdessen in der Stadt selbst vorgegangen ist, wollen wir einen andern Augenzeugen sprechen lassen, der ebenfalls allen Glauben verdient*). — Der feindliche Haufe, der sich in Cairo warf — sagt Herr Galland — war 20 bis 22,000 Mann stark. Er ward von Naßyf-Pascha commandirt, und bestand aus 2000 Mamelucken, 10,000 Spahis, und 8 bis 10,000 bewaffneten Landleuten. Dabey befanden sich alle vorigen Beys, mit Ausnahme von Murad-Bey. Als Naßyf-Pascha vor Cairo ankam, rufte er den Großvezier als Sieger aus, und munterte die Einwohner zur Ermordung aller in Cairo befindlichen Franzosen auf. Das Volk empfieng ihn mit großem Freudengeschrey, und ward in Kurzem, mit Hülfe der übrigen Beys vollkommen fanatisirt.

Augenblicklich begab sich nun Naßyf-Pascha, von einer zahllosen Menge begleitet, in das Frankenquartier, wohin unglücklicherweise die meisten Franzosen aus der Citadelle zurückgekehrt waren. Alles ward jezt geplündert, alles dem Tode geweiht. Man metzelte Greise

*) Tableau de l'Egypte pendant le séjour de l'armée française etc. par A. Galland. Paris 1804. 2 Vol. 8. Die historischen Partieen dieses Werkes wurden in Deutschland so gut als gar nicht bekannt. Was hierher gehört, befindet sich Vol. I. pag. 251 ff.

und Kinder, Männer und Weiber, kurz alle Europäer ohne Unterschied. Hierauf zog der Haufe nach dem franzdsischen Hauptquartier, das sich in dem ehemaligen Hause von Elfy-Bey befand. Hier hatte man aber Zeit sich vorzubereiten gehabt, wiewohl die Besatzung keine 200 Mann stark war. So gelang es, den ersten Sturm mit großem Verluste des Feindes abzuschlagen, und sich zwey Tage lang zu halten, bis Hülfe ankam. Unterdessen wurde der Aufstand in Cairo allgemein; man drohte jedem, das Haus anzustecken, der keinen Theil daran nahm. Die Minarets ertönten von Verwünschungen gegen die Ungläubigen; die Mamelucken und Janitscharen durchstreiften die ganze Stadt; über 50,000 Mann eilten mit Flinten, Picken und Knitteln bewaffnet, unter furchtbarem Geschrey zusammen, und von allen Terrassen ertönte der Freudenruf der Weiber und Kinder: Ouloulou. Zuerst fielen die Aufrührer über die Griechen, Copten und Syrer her. Was sie von diesen Unglücklichen fanden, ward ermordet oder in Fesseln gelegt, und von dem übrigen Pöbel mit Martern überhäuft. Alle Türken, die man für Franzdsisch-Gesinnte hielt, wurden ebenfalls niedergehauen; ja der Janitscharen-Aga ward auf Befehl der Beys sogar gespießt. Die Juden allein entgiengen dem Tode, und kamen mit bloßem Gefängniß davon. So dauerte das Metzeln zwey Tage lang.

Das franzdsische Hauptquartier vertheidigte sich inzwischen noch immer mit vieler Tapferkeit. Wahrscheinlich wäre es aber nunmehr um diese braven Leute geschehen gewesen, hätte sich nicht der General Lagrange am zweyten Tage Abends mit einigen Truppen den Weg zu ihnen gebahnt. Jezt erhielten wir die offizielle Nachricht von Klebers Siege, und leisteten doppelt muthigen Widerstand. Ein Unglück war es nur, daß man in der Citadelle und dem Fort Dupuy so wenig Munitionen hatte, und daher nur sehr schläfrig zu feuren im Stan-

Digitized by Google

de war. Die Aufrührer gewannen dadurch sehr an Uebermuth, und brachten jezt in allen Straßen gemauerte Barricaden, von zwölf Fuß Höhe, mit zwey Schließscharten an. Als daher ein paar Tage darauf auch General Friant anlangte und weiter vordringen wollte, fand er bald die Unmöglichkeit, zumal da er auf allen Seiten, von allen Terrassen, aus allen Fenstern mit Steinen, Holzblöcken u. s. w. begrüßt ward. General Kleber versuchte hierauf den Weg der Güte, und brachte die Feinde auch wirklich bis zu einer Art Capitulation. Allein bey Ablauf des Termines verweigerten sie die Thore zu übergeben, und die Feindseligkeiten fiengen von neuem an.

Um indessen einen allgemeinen Angriff zu wagen, hatte Kleber bey weitem noch nicht Truppen genug; auch wollte er sich nur sehr ungern dazu verstehen, indem die Erhaltung von Cairo natürlich dabey gefährdet war. Er versuchte also mit Hülfe von Murad-Bey eine zweyte Capitulation zu stande zu bringen; der Einfluß des leztern war aber noch nicht stark genug. Murad-Bey hatte sich überhaupt seit dem Vertrage von El-Arysch auf unsere Seite geneigt. Man hatte ihm nunmehr die Provinz Girgeh, nebst einigen andern Distrikten, gegen eine gewiße jährliche Abgabe überlassen, und er sahe sich für den Augenblick als unser Alliirter an. Er rieth jezt selbst, Cairo anzuzünden, und schickte uns deshalb mehrere, mit Rohr beladene, Barken zu. Vor allen Dingen aber mußte Boulac eingenommen werden, was eben so hartnäckigen Widerstand that. Doch endlich gelang es unsern Truppen, mit Sturm hineinzudringen, wo denn ein fürchterliches Blutbad angerichtet, und alles in Brand gesteckt ward.

Der folgende Tag war nun zu einem allgemeinen Angriff auf Cairo bestimmt. Allein es fiel denselben Abend ein so heftiger Regen, daß der Obergeneral sein Vorhaben aufzuschieben beschloß. Dieß war nöthig, weil der Koth in den ungepflasterten Straßen von Cairo Fuß-

Digitized by Google

hoch lag, und weil das Bombardement weniger Wirkung versprach; drey Tage später aber (18. April) erschien der furchtbare Augenblick. Unsere Artillerie machte ein Höllenfeuer auf die Stadt, und die Truppen drangen auf allen bezeichneten Punkten mit Ungestüm vor. Bald standen nun mehrere Häuser in Flammen, und der Tumult in den Straßen war fürchterlich. Der General Reynier drang bis in das Frankenquartier; doch hatte der Feind noch immer den größten Theil der Stadt in seiner Gewalt. Indessen wirkte dieser Angriff wenigstens soviel, daß man zu einer Capitulation geneigter ward, zumal da Murad-Bey immer mehr Einfluß bekam. — So weit die Erzählung von Galland.

Vierter Abschnitt.

Seit der Schlacht von Heliopolis, und während der ganzen Belagerung von Cairo, hatten sich bey der Armee alle Symptome des wahren westindischen gelben Fiebers gezeigt; nur mit dem Unterschiede, daß es beynahe ausschließend blos die Bleßirten angriff. Unter diesen waren es wieder besonders die an den Gelenken, am Kopfe, an der Brust, und am Unterleibe Verwundeten, die ich davon befallen sah. Eben so diejenigen, bey denen ein Knochen oder Nerve verletzt war. Von den sechshundert Blessirten, die wir bey Boulac und Cairo erhielten, starben zweyhundert daran. Ich schreibe die Entstehung dieses Fiebers dem überfüllten feuchten Hospitale, dem ungesunden Lagerlocale, den großen Strapatzen und dem Mangel an guten Nahrungsmitteln, besonders an säuerlichen Getränken zu. An Capaten zur wärmern Bedekung in den kühlen Nächten fehlte es den Soldaten ebenfalls, und dieses hat gewiß auch einigen Einfluß gehabt. Das Fieber zeigte sich überhaupt vom Anfange Aprils bis Ende Mais. Es verschwand, weil der Soldat nach der Einnahme von Cairo mehr Ruhe und Pflege bekam, und weil eine bessere Spitaleinrichtung möglich war.

Digitized by Google

Hierzu ward ein Theil der starken Contribution benutzt, die man die Einwohner zu erlegen zwang.

Ich befand mich eben auf einer Geschäftsreise zu Alexandrien, als General Kleber zu Cairo ermordet ward (14. Juni). Hier der Bericht des vorigen Augenzeugen Galland, nebst einem Auszuge aus dem offiziellen Rapport, wie er bey den Akten befindlich ist. — Das Haus, worinn General Kleber zu Cairo wohnte — sagt Galland (Tableau de l'Egypte. I. 291 ff.) — hatte während der Belagerung beträchtlich gelitten, der General ließ daher allerhand darin bauen, und wohnte inzwischen zu Gizeh, dem ehemaligen Landhause von Murad-Bey. Am 14. Juni war er in die Stadt gekommen, um die Arbeiten zu besehen, und hier erhielt er in einer offenen Gallerie, während er mit dem Architekten Protain sprach, den Todesstoß. Protain, der ihm beystehen wollte, bekam selbst sechs Wunden und verlohr das Bewußtseyn. Als er wieder zu sich kam, sah er den General an der Gallerie-Einfassung lehnen, und drang in ihn, doch künftig nie wieder ohne Bedeckung auszugehen. Kleber antwortete: — „Mon ami ce n'est pas le moment de me donner des conseils, le me trouve bien mal" — und verschied in dem Augenblick. Die Nachricht von seinem Tode sezte die Soldaten in die äußerste Wuth. Sie liefen mit bloßen Säbeln in den Straßen umher, und hieben alle Türken nieder, die sich blicken ließen.

Die Ermordung Klebers war — wie es die Akten ergeben — das Werk des Großveziers Yußuf-Pascha Er bediente sich hierzu des ehemaligen Commandanten von El-Aryſch, Achmed-Aga, der wegen der Uebergabe dieser Festung in Ungnade gefallen, und als zum Tode bestimmt, immer im Gefängnisse gewesen war. Klebers Tod sollte der Preis seines Lebens und seiner Freyheit seyn. Bey dem Rückzuge des Großveziers ward Achmed-Aga nach Jerusalem gebracht, und ihm das

Haus des Moutselem oder Gouverneurs zum Gefängnisse angewiesen. Hier meldete sich am Tage seiner Ankunft ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, Namens Solimann aus Aleppo, bey ihm, und bat ihn um Schutz für seinen Vater, der als Kaufmann zu Aleppo lebte, und von Zeit zu Zeit den Erpressungen des dortigen Paschas, eines Freundes von Achmed, ausgesezt war. Achmed schien seinen Mann in Solimann zu erkennen, bestellte ihn auf den folgenden Tag wieder, und zog Erkundigungen über ihn ein. Es zeigte sich, daß Solimann ein religiöser Fanatiker war; daß er Lector in einer Moschee zu werden suchte; daß er sich eben auf einer Pilgerreise zu Jerusalem befand; daß er schon zwey ähnliche Reisen nach Mecka und Medina gemacht hatte, und daß der Tod der Ungläubigen ihm die erste Religionspflicht schien. Achmed nahm daher keinen Anstand, ihm seinen Plan zu entdecken, versprach ihm dafür Schutz und Belohnungen für sich und seinen Vater, und fand die größte Bereitwilligkeit und den größten Enthusiasmus bey ihm. So schickte er ihn einige Tage darauf mit Briefen an den Commandanten von Gaza ab, dem er die weiteren Maasregeln zu treffen den Auftrag gab.

Solimann reiste ab, und kam glücklich in Gaza an (23. April). Vorher hatte er noch drey volle Wochen in Palästina zugebracht, um eine Caravane abzuwarten, mit der er die Wüste passiren konnte. Bey seiner Ankunft gab er sogleich seine Briefe ab, ward von dem Yassyn in eine Moschee einlogirt, und blieb zehn Tage daselbst. Während dieser Zeit erhielt er mehrere geheime Besuche von dem Aga, ward mit Geld, Instruktionen und einem Dolche versehen, und reiste endlich mit einer Caravane nach Cairo ab. Hier kam er in den ersten Tagen des Mays an, logirte sich in die große Moschee ein, theilte sein Vorhaben vier Lectoren mit, die seine Landsleute waren, fand aber die Ausführung mit soviel Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft, daß er, ohne etwas

zu unternehmen, ein und dreißig Tage verstreichen ließ. Endlich entschloß er sich, nach Gizeh zu gehen, wo General Kleber sich damals aufhielt, kam aber im Gefolge desselben, schon nach wenig Tagen wieder nach Cairo zurück (14. Juni), und verließ ihn selbst in seinem Hause nicht.

Solimann war von kleiner hagerer Statur, und trug einen grünen Turban, nebst einem sehr schlechten Oberkleid. Er folgte dem General durch alle Zimmer seines Hauses nach, bis endlich der Adjutant Devouges auf ihn aufmerksam wurde, und ihn fortjagen ließ. Da aber Solimann in seinem Anzuge einem Arbeiter ähnlich sahe, war es ihm leicht, sich irgendwo im Hause aufzuhalten, bis er den günstigen Augenblick ersah. Dieser fand sich, als der General mit dem Architekten Protain in der Gallerie herumgieng, Protain aber einige Schritte von ihm nach einer andern Seite sah. Als Kleber den Stich erhielt, rief er nach der Wache, während Protain auf ihn zueilte, aber in dem nemlichen Augenblicke selbst verwundet ward. Da der Dolch gerade das Herz getroffen hatte, verschied der General wenig Secunden nachher, und der Mörder entsprang. Man fand ihn aber bald im Garten hinter einem alten Mauerwerk versteckt, worauf man sogleich den peinlichen Prozeß gegen ihn einzuleiten anfieng. Das Urtheil war dem Landesgebrauche gemäß. Man brannte ihm daher die rechte Hand ab, und spießte ihn nachher. Er ertrug alles mit einer Standhaftigkeit, die die Stärke seines Fanatismus bewieß. Vier Stunden lebte er unter den entsezlichsten Martern, ohne eine Klage hören zu lassen. Sehr bemerkenswerth ist übrigens der Umstand, daß Kleber an demselben Tage und in derselben Stunde ermordet ward, wo Desair in der Schlacht von Marengo fiel. — — So weit Galland.

Das Obercommando erhielt nun der General Menou, und der ganze Rest des Jahres verstrich sehr ru-

hig für uns. Die Armee war in gutem Zustande und ganz neu equipirt. Die Civilisation Egyptens ward sehr thätig fortgesezt. Aber mit Anfange des Jahres 1801 bereitete sich ein neues Ungewitter gegen uns. Wir wurden auf vier Seiten bedrohet. In Süden von einer englisch-indischen Armee; in Osten von dem Großvezier; im Norden von einer englisch-türkischen Flotte; in Westen endlich von den Arabern und Mamelucken, denen im Fall einer Niederlage durchaus nicht zu trauen war. So verging der Januar und Februar unter Besorgnissen und Zurüstungen; endlich landeten die Engländer, ungefähr 20 000 Mann stark, am 8. März wirklich zu Aboukir. Die Besatzung von Alexandrien rückte ihnen entgegen, ward aber geschlagen, und mußte sich wieder in die Stadt zurückziehen. Sobald der General Menou von diesen Vorfällen Nachricht erhielt, zog er alle disponiblen Truppen an sich, und trat am 12. März den Marsch nach Alexandrien an. Wir erreichten diese Stadt am 19. Abends, während die Armee erst am folgenden Tage ankam. Der General sah sehr bald ein, daß, um den Muth der Soldaten zu erhalten, keine Zeit zu verlieren war. Die Schlacht ward also auf den 21. festgesetzt.

Die Engländer hatten eine sehr feste Position. Ihr rechter Flügel war durch das Meer, ihr linker durch den See Madyeh gedeckt; beyde wurden noch überdem durch eine Flotille geschützt. Ihre Fronte bot eine furchtbare Linie von Verschanzungen dar. Gegen diese rückte nun unsere Armee um halb fünf Uhr Morgens vor. Der Muth unserer Truppen versprach den günstigsten Erfolg; schon war wirklich ein Theil der Redouten erstürmt. Aber unvermuthet wendete sich das Glück, und eine Reihe unglücklicher Zufälle, über die ich nicht mit Gewißheit urtheilen kann, führte ein ganz anderes Resultat herbey. Wir mußten uns mit bedeutendem Verluste zurückziehen. An Blessirten allein wurden ungefähr 1300 Mann ge-

zählt. Das Gefecht vom 8. März, so wie eine zweyte Action vom 13. hatte 600 gegeben, unsere Hospitäler waren demnach gar sehr gefüllt. Wie hitzig gefochten wurde, kann man daraus sehen, daß beynahe kein General unverwundet geblieben war. Auch ein sehr großer Theil der Offiziere befand sich in diesem Fall.

Die Engländer machten nun alle Anstalten zur völligen Einschließung der Stadt, worinn es leider nur wenig Provisionen gab. Der General Menou versuchte zwar, aus den nächsten Dörfern noch etwas zusammenzubringen, allein der Feind nahm die ganze Caravane mit ihrer Ladung weg. Jetzt entschloß sich der General zu campiren, und wählte hiezu den hügelichten Terrain hinter den Ruinen von Altalexandrien. Zu gleicher Zeit wurden die Werke der Stadt selbst nach Möglichkeit ausgebessert, und überhaupt alle Vertheidigungsanstalten gemacht. Die Armee fieng an von Neuem zu leiden, am häufigsten kamen Augenkrankheiten, und scorbutische Uebel vor. Letztere schrieben sich unbezweifelt von den Nahrungsmitteln her. Da wir nemlich aller Verbindungen mit Oberegypten beraubt waren, sahen sich die Soldaten auf gesalzene Fische, und auf ein äußerst scharfes Brod eingeschränkt. Es bestand halb aus Weizen, und halb aus Reis, der mit Salz übersättigt war. Hierzu kam dann noch das äußerst schlechte Cisternenwasser, das sich beynahe in Fäulniß befand. Als nun vollends die Engländer den See Madyeh durchstochen hatten, und der See Marroris folglich mit Wasser angefüllt ward, da konnten diese Ausdünstungen, verbunden mit der beständigen Feuchtigkeit, den Truppen nicht anders als nachtheilig werden, zumal da an gar keine Ruhe zu denken war. Ich überzeugte mich bald, daß frisches Fleisch das beste Heilmittel seyn würde, und schlug daher das Abschlachten unserer Cavalleriepferde vor. Sie waren bey der Blocade und dem großen Fouragemangel ohnehin nur eine Last für uns. Der General erließ deshalb einen beyfälligen Tages

befehl, und unsere Kranken erhielten von diesen jungen arabischen Thieren einen sehr guten Bouillon und ein ziemlich wohlschmeckendes Fleisch.

Dies war die Lage der Armee den ganzen Sommer hindurch, während dem Feinde Oberegypten mit allen seinen Hülfsmitteln zu Gebote stand. Gegen Ende Augusts waren wir endlich so enge eingeschlossen, daß am 27. dieses Monats auf die Capitulation angetragen ward. Diese kam auch am 31. zu Stande, worauf uns die Engländer sogleich mit Wein und frischen Lebensmitteln versahen. Diese gänzliche Veränderung unserer Lage gab mir auch zu einem Besuche des englischen Lagers Veranlassung. Ich fand ihre Feldspitäler in sehr gutem Zustande, erfuhr aber mit großer Verwunderung, daß von so vielen Amputirten nur dreye mit dem Leben davon gekommen seyen. Die Verspätung der Operation ist gewiß die Hauptursache davon. Auch sahe ich das Corps Seapoys, das über das rothe Meer aus Egypten gekommen war. Es waren Individuen von allen Nationen, besonders Franzosen darunter; das ganze mochte etwa 8000 Mann stark seyn.

Weit früher, schon am 27. Juni hatte auch Cairo capituliren müssen, nachdem es ungefähr acht Tage eingeschlossen gewesen war. Der Augenzeuge Galland theilt über die hierher gehörigen Vorfälle, folgende Nachrichten mit *). „Am 23. März gegen Abend kam die Nachricht von der am 21. verlohrnen Schlacht in Cairo an. Die Verwirrung war allgemein, man hätte glauben sollen, daß der Feind schon vor den Thoren sey. General Belliard, der in Cairo commandirte, wollte noch in derselben Nacht Alles in die Citadelle geschafft wissen, was aber unmöglich war. Indessen ward wenigstens ein Anfang gemacht, wobey es aber sehr unordentlich zugieng. Jedermann sprach von der verlohrnen Schlacht; über die Ursachen aber waren die Meinungen sehr getheilt. Einige

*) Tableau de l'Egypte, Vol. II. p. 47. et suiv.

schrieben Alles der Langsamkeit des Generals Menou zu; so hätten die Engländer zur Anlegung ihrer Verschanzungen nur zu viel Zeit gehabt. Andere, und viele Soldaten besonders, redeten dagegen von großen Uneinigkeiten unter den Generalen selbst, und gaben diesen die Schuld. Sie nannten vorzüglich die Generale Damas und Reynier. Beyde hätten die erhaltenen Befehle nicht befolgt. Die Division Reynier verlohr entsetzlich viel Leute, ohne einen Schuß zu thun. Der General Lauriſſe, der von jeher gegen Menou operirte, blieb auch auf einem andern Posten, als der ihm angewiesen war. Ueberhaupt scheint die Armee von keinem guten Geiste beseelt gewesen zu seyn. Man kann dies aus einer Proclamation des Generals Menou vom 2. Mai abnehmen, worinn er von Menschen spricht, die die Armee zu desorganisiren bemüht sind.

Der Feind erschien indessen keinesweges so schnell vor Cairo, wie anfangs gefürchtet worden war. Nur erst am 3. Mai, wo er noch fünfzig Lieuen von uns stand, erschienen zwey Parlementärs, und forderten den General Belliard zur Uebergabe auf. Er gab natürlich eine verneinende Antwort, doch war unsere Lage im Grunde schon immer critisch genug. In der Stadt und Citadelle wüthete die Pest; Murad-Bey, der uns aus Oberegypten zu Hülfe kommen wollte, starb unterwegens, wahrscheinlich an Gift; endlich hatten wir zur Vertheidigung unserer ungeheuren Linie nicht Truppen genug. Bey allen dem waren die Soldaten mit Muth erfüllt, und auch die Einwohner friedlich gesinnt. Leztere schienen sogar der Ankunft der combinirten türkisch-englischen Armee nichts weniger als freudig entgegenzusehn. — Lieber den zum Mittagsessen — sagten sie — der gut gefrühstückt hat, als einen der noch nüchtern ist! An Proviſionen fehlte es uns ebenfalls nicht.

Am 19. Juni endlich sahe man die türkisch-englische Armee sich in der Entfernung entwickeln, und am 20. kam

sie in der Nähe von Cairo an. Wir erfuhren, daß die englischen Regimenter stark mit Emigrirten, besonders mit Corsen besetzt seyen. Es erfolgte eine neue Aufforderung zur Uebergabe, und die Majorität im Kriegsrathe entschied dafür, doch fehlte es nicht an starkem Widerspruch. Mehrere Generale wollten sich nach Oberegypten ziehn. Die Capitulation war äußerst vortheilhaft; die Engländer gestanden uns Alles zu (27. Juni). So sehr schien ihnen daran zu liegen, uns nun bald eingeschifft zu sehn. Dazu kam, daß es ihnen gar sehr an Provisionen fehlte, so daß man ihnen, gleich nach der Ratification, welche aus Cairo zuzusenden gezwungen war. Bald darauf wurden wir mit sämmtlichen Truppen zu Abukir nach Frankreich eingeschifft. — So weit Galland, was Cairo betrifft.

Auch zur Einschiffung der Hauptarmee wurden nun vermöge der Capitulation vom 31. August, alle Anstalten gemacht. Die Zahl unserer Kranken und Blessirten belief sich auf 1338 Mann; auch hatten wir ein ganzes Invalidencorps. Die Einschiffung dauerte vom 23. September bis 17. October, es blieben blos 130 zu gefährliche Kranke oder Blessirte, unter englischem Schutze in Alexandrien zurück. Ich selbst schiffte mich mit dem General Menou, seiner Familie, und einem Theile seines Generalstabes, Abends 17. October, auf der englischen Fregatte Diana ein. Bey dem General hatten sich seit dem 11. October einige Pestsymptome gezeigt. Sie fiengen an bedenklicher zu werden, ich allein hatte Kenntniß davon. Sollte ich mit dem General in der infizirten Stadt zurückbleiben? Sollte ich an Bord mit ihm gehn? Ich wählte das letztere, und rechnete dabey auf die Luftveränderung, und auf eine gänzliche Isolirung von der übrigen Mannschaft. So giengen wir am 18. October Morgens unter Segel, und ich war auf alles gefaßt. Im schlimmsten Falle dachte ich den General auf einer griechischen Insel landen zu lassen; zum Glück aber bes-

Digitized by Google

ferte er sich. Die Zufälle nahmen ab, die Bubonen eiterten nach Wunsch, ehe wir noch Toulon erreichten, war der Kranke völlig geheilt. Auch ich selbst langte Anfang 1802 wieder glücklich in Paris an.

Zweite Lieferung.

Feldzüge gegen Oesterreich und Rußland im Jahre 1805, und gegen Preußen und Rußland im Jahre 1806 und 1807.

Erster Abschnitt.

Am 4. September 1805 kam der Kaiser zu Strasburg an, und bis zum 9. Abends war die ganze Armee über den Rhein gegangen, während sich der Feind bereits an der Donau befand. Da wir aber lauter Eilmärsche machten, so hatten wir ihn in kurzem erreicht, ohne daß er uns aufzuhalten im Stande war. Der Uebergang über die Donau ward erzwungen (bey Donauwörth). Der Feind retirirte nach Ulm und Elchingen, wo er Positionen nahm. Unsere Armee folgte ihm jedoch auf dem Fuße nach; ob es gleich auf dem ganzen Marsche, des beständigen Regens, des Glatteises und Schnees wegen, sehr viel Beschwerden gab. Der Uebergang über die Donau ward zum zweytenmale forcirt, und Elchingen kam nach einem hartnäckigen Gefechte in unsern Besitz. Ich ließ sämmtliche Blessirte, die Oesterreichischen nicht ausgenommen, in diese Abtey bringen, und brachte die ganze Nacht mit Verbinden zu. Die Amputationen waren tödtlich; denn die meisten dieser Blessirten hatten bereits sechs und dreyßig Stunden in der übelsten Witterung unter freyem Himmel zugebracht. Kranke hatten wir wenig; von ganzen Compagnien kam oft kein einziger Mann in das Feldlazareth.

Unterdessen hatte der General Mack, mit einem Corps von ohngefähr 30,000 Mann, eine Position auf den Anhöhen vor Ulm genommen, und gieng mit einem

Angriffe gegen uns um. Während er aber mit seinem Stabe darüber deliberirte, schnitten ihm unsere Colonnen den Rückzug ab, und umringten ihn, so daß er gezwungen war, sich in die Stadt zurückzuziehen. Er that dieß indessen sehr zuversichtlich, denn er glaubte sich darinn halten zu können, allein er fand weder hinlängliche Provisionen, noch Sicherheit daselbst. Kaum hatten nemlich die Oesterreicher jene die Stadt beherrschenden Anhöhen verlassen, so nahmen unsere Truppen daselbst Besitz, und unsere Artillerie fieng zu spielen an. Die Folge davon war die bekannte Capitulation, vermöge welcher das ganze 30,000 Mann starke Corps in Gefangenschaft gerieth.

Der Ausmarsch desselben war ein Schauspiel einzig in seiner Art. Unsere Armee hatte sich in Schlachtordnung an dem Abhange der Anhöhen aufgestellt, die sich rings um die Stadt herumziehen. Die verschiedenen Infanterie-Divisionen machten gleichsam eben so viele Stufen dieses großen Circus aus. Im Mittelpunkte desselben, auf einem abgesonderten Hügel, befand sich der Kaiser mit seinem Generalstabe, die Cavallerie und reitende Artillerie stand auf den Seiten neben der Chaussee. Alles war glänzend, Alles mit Freude und Heiterkeit erfüllt, die Gewehre blitzten; die Fahnen flatterten hoch in der Luft; von allen Seiten ertönte eine rauschende Regimentsmusik. Wie ganz anders aber die ausmarschirende Garnison! Schweigend und niedergeschlagen defilirte sie an dem Fuße der Anhöhen vor dem Kaiser vorbey. Die Infanterie streckte das Gewehr, die Cavallerie gab ihre Pferde an unsere unberittene Dragoner ab. Dieses ganze Schauspiel machte einen unglaublichen Eindruck auf unsere Soldaten; der Enthusiasmus für den Kaiser, die Kampfbegierde, die Hoffnung des leichten Sieges bemächtigten sich der ganzen Armee.

Die Begebenheiten des weitern Marsches nach Wien sind bekannt. Es gieng trotz dem häufigen Schnee und

Digitized by Google

Regen immer in Eilmärschen fort; der Feind ward aber, wie jedermann weiß, erst später zu einer allgemeinen Schlacht gebracht. Trotz dieser ungünstigen Witterung, und trotz dieser Eilmärsche, war aber dennoch die Anzahl der Kranken äußerst gering. Dies scheint um so auffallender, da die Soldaten nie aus den nassen Kleidern kamen; da die Equipagen unmöglich folgen konnten; und da die Austheilung von Lebensmitteln nur in den großen Städten mit einiger Regelmäßigkeit geschah. Allein demohngeachtet befand sich die ganze Armee besser als jemals, ja bey unserer Ankunft zu Wien, schien der Soldat robuster geworden zu seyn. Dies kam von unserer Einrichtung der Bivouaks her. So wie die Soldaten auf dem Bivouak-Platze ankamen, mußten sie sich nach Holz und Nahrungsmitteln umsehen. Sie mußten Feuer anmachen, ihre Fleischsuppe selber kochen, und also immer in Bewegung seyn. Hatten sie die ersten Arbeiten besorgt, so mochten sie ein Paar Stunden schlafen, dann aßen sie, und der Marsch ward fortgesetzt. Auf diese Art trockneten die nassen Kleider von selbst, ohne daß es den Leuten nachtheilig ward, und der Uebergang von der Bewegung zur Ruhe geschah langsam genug, um nicht schädlich zu seyn.

Von Wien gieng der Marsch über Znaym nach Brünn. Auch diese ansehnliche Festung ergab sich ohne Widerstand, und bot uns, so wie Wien, bedeutende Hülfsquellen für unsere Spitäler dar. Die Errichtung von diesen war auch in Brünn um so nöthiger, da eine sehr große Schlacht unvermeidlich schien. Die russische Armee stand uns nahe, und schon fielen häufige Vorpostengefechte vor. Indessen vergiengen noch acht bis zehen Tage mit Recognoscirungen u. s. w., bis endlich der Kaiser die ganze Armee, dem Feinde gegenüber, auf einer Reihe Hügel im Cirkel aufmarschiren und bivouakiren ließ. Am 1. December war Alles zu einer Schlacht bereit, der Kaiser bestimmte den folgenden Tag dazu, und machte dies durch eine Procla-

Digitized by Google

mation bekannt. Es war gegen Abend, und der Himmel klar und rein. Der Kaiser setzte sich zu Pferde, und ritt durch die Linien der Armee. Bey seinem Anblicke brach der allgemeine Enthusiasmus in ein lautes Freudengeschrey aus; und überall stiegen brennende Strohfackeln empor. Man denke sich über 80,000 Mann, amphitheatralisch an den Hügeln aufgestellt, und nun diese Beleuchtung dazu. Es war in Wahrheit ein großer imponirender Anblick. Was die Gemüther noch überdem erheiterte, waren die Anzeichen der guten Witterung. Bis jetzt hatten wir unaufhörlichen Regen oder Schnee gehabt; jetzt war der Himmel endlich völlig rein, und alles verkündigte uns einen sehr schönen Tag.

So brach auch wirklich der zweyte December in voller Herrlichkeit an, ein warmer lieblicher Frühlingsmorgen, rosenroth und mit glänzendem Sonnenschein. Aber in demselben Augenblick ward auch bey beyden Armeen das Zeichen zum Angriff gegeben, denn auch die Russen hatten diesen Tag erwählt. Der erste Choc war fürchterlich, doch der Ausgang nicht zweifelhaft; wir erfochten den vollständigsten Sieg. Der Anblick des Schlachtfeldes war entsetzlich; nie hatte ich noch ein ähnliches gesehen. Zwischen den Todten, Verwundeten und Sterbenden lagen unzählige Waffentrümmer, Effekten und Tornister zerstreut. Unsere Blessirten wurden meistens auf dem Schlachtfelde selbst verbunden, und am andern Morgen nach Brünn transportirt. Auch die russischen wurden am folgenden Tage aufgesucht, und ebenfalls dahin gebracht. Von unserer Seite war gleich Anfangs unter andern auch der Oberste Morand geblieben; sein Körper ward auf Befehl des Kaisers einbalsamirt, und nach Frankreich geschafft.

Kaum waren unsere und die russischen Blessirten in Brünn untergebracht; als sich unter ihnen ein epidemisches faulichtes Nervenfieber zu zeigen anfieng, das sehr bösartig war. In weniger als einem Monate starben

über ein Viertheil der Verwundeten daran. Bald theilte sich die Epidemie auch den Einwohnern mit, und in kurzem war die ganze Transportlinie bis nach Frankreich davon angesteckt. Verschont blieb indessen beynahe völlig das Gardespital, weil es von den übrigen isolirt, und in einer der freyesten und gesündesten Gegenden der Stadt, auch in einem ganz dazu geeigneten Locale befindlich war. Um den Fortschritten jener furchtbaren Epidemie Einhalt zu thun, wurden nun die Kranken und Verwundeten allmählig nach Wien geschafft, wo Alles zu ihrer Aufnahme in mehrern großen Spitälern in Bereitschaft gesetzt worden war. Zum Glück trat statt des schlaffen regnichten Wetters, das mit ziemlicher Wärme bisher angehalten hatte, eine sehr heftige Kälte ein, und diese Revolution in der Atmosphäre war von dem günstigsten Einflusse auf die Epidemie. Eben so wurden auch die Kriegsgefangenen in möglichster Eile nach Frankreich transportirt; doch hielt die Epidemie sehr hartnäckig unter ihnen an. Die Hauptursache war wohl die Unreinlichkeit, Apathie, und große Anzahl derselben. Der letzte Umstand machte beynahe alle medicinische Maasregeln wirkungslos, denn überall waren die Gefangenen, Gesunde, Kranke, Genesende u. s. w. in dichten Haufen gemischt und auf einander gedrängt. — Dies über den österreichisch-russischen Krieg im Jahr 1805. — Ende Januars 1806 kehrte ich nach Paris zurück.

Zweiter Abschnitt.

Der Krieg mit Preußen war unvermeidlich; der Kaiser verließ Paris in den letzten Tagen des Septembers 1806 und schon am 14. October hatte die entscheidende Schlacht von Jena statt. Ich befand mich damals mit einem Theile der Garde zu Gera, die aber diesmal gar nicht zum Gefecht kam. Ein großer Theil unserer Blessirten ward indessen in diese Stadt gebracht, wo ich das gräfliche Schloß für sie einrichten ließ. Bald nachher gieng ich

mit der Garde nach Naumburg ab, wo ich mehrere Kirchen ebenfalls mit Blessirten angefüllt fand, und folgte hierauf der Armee nach Berlin. Hier hielt der Kaiser am 27. October seinen Einzug, und ward an dem prächtigen Thore von dem Magistrate bewillkommt. Das Wetter war diesen Tag ausnehmend schön. Der König von Preußen ließ jetzt Friedensvorschläge machen, und es ward eine Unterhandlung angeknüpft. Unterdessen blieb das Hauptquartier zu Berlin. Die Armee war in sehr gutem Zustande, kaum mochten einige hundert Kranke vorhanden seyn. Ende Novembers indessen veränderte sich dies gar sehr. Auf die ersten Fröste folgten Nebel und regnichtes Wetter, so daß ein großer Theil der Truppen von Diarrheen und catharralischen Affektionen befallen ward. Am meisten aber zeigte sich die Pestseuche, und zwar mit Symptomen der schlimmsten Art. Sie verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit.

Die Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen zerschlugen sich; die Russen waren gegen die Weichsel in Anmarsch; am 25. November brach daher der Kaiser nach Warschau auf. Ich gieng fürs erste nur bis nach Posen, wo ich den 30. ankam. Auf dem ganzen Marsche dahin hatten unsere Truppen beständig schlechtes Wetter und noch schlechtere Wege gehabt; dennoch hatte es ihnen nie an guten Nachtlagern und guten Lebensmitteln gefehlt. Da nun in den ersten Tagen Decembers wieder trockene Kälte eintrat, so blieben wir beynahe ganz mit neuen Krankheiten verschont. Am 2. December, als am Jahrestage der Krönung, erschien die bekannte Proclamation des Kaisers, worinn er der Armee die Annäherung der Russen ankündigte, und zum Schlusse sagte: „Soldats, nous ne mettrons bas les armes, qu' après qu'une paix générale aura procuré à nos alliés une Sûreté entière, et à nous-même la liberté du commerce et de nos colonies. Nous avons conquis sur l'Elbe et sur l'Oder Pondichéri, nos possessions

dans l'Inde, le Cap de bonne espérance, et les colonies espagnoles. Quel droit, auroient les Russes de règler notre Sort? Comment pourroient-ils être autorisés à s'opposer à des vues légitimes? Eux et nous, ne sommes-nous pas les mêmes, qui ont combattu à Austerlitz?" — Diese Proclamation machte außerordentlichen Eindruck, und die ganze Armee brannte vor Kampfbegier.

Am 15. in der Nacht brach der Kaiser mit der Garde von Posen auf, am 22. Abends kamen wir in Warschau an. Am 23. Morgens forcirte ein Corps den Uebergang über den Bug, und nahm alle Batterieen und Verschanzungen der Russen mit dem Bajonette weg. Rasch gieng es nun dem Feinde nach, der sich auf Pultusk zurückzog. Die Garde, bey der ich mich befand, folgte diesen Divisionen, doch hatten wir einen sehr beschwerlichen Marsch. Es glatteiste, und mitten in der Nacht brach ein heftiger mit Greupeln vermischter Sturm los. Unsere Chasseurs à Cheval hatten ein Gefecht mit dem Feinde, was uns einige Blessirte gab; indessen langten wir am folgenden Tage, als den 27. December glücklich zu Golomin an. Es regnete schon seit vier und zwanzig Stunden beynahe in einem fort, und die Wege waren bereits äußerst verderbt. Von Golomin gieng es weiter nach Pultusk. Der Regen hielt an; die Infanterie marschirte bis an den Gürtel im Schlamme, während den Pferden der Koth bis an den Bauch gieng. Der Weg war mit Canonen, Equipagewägen, die in dem Schlamme staken, wie übersäet. Nie hatten wir noch so einen entsetzlichen Marsch gehabt. Von Zeit zu Zeit stießen wir auf Verwundete, denn unsere Avantgarde hatte häufige Gefechte mit der russischen Arrieregarde. Sie lagen noch unverbunden, es war ein Glück, daß unsere leichten Lazarethwagen noch am ersten passiren konnten. So kamen wir am 30. zu Pultusk an; der Feind stand bereits in großer Entfernung von uns. Am

31. brachen wir wieder auf, um dem Befehle des Kaisers zufolge, mit dem Hauptquartiere nach Warschau zurückzugehen. Es hatte diese Nacht zu regnen aufgehört, und der Frost stellte sich ein. In vier und zwanzig Stunden war also der grundlose Weg mit einer Eisrinde bedeckt, über die man sehr bequem hinfuhr. Allein schon nach einigen Tagen thaute es wieder, und der Regen fieng von neuem an; die Armee litt außerordentlich. Die beständigen Eilmärsche, die feuchten schlammichten Bivouaks, der Mangel an Lebensmitteln und geistigen Getränken, mehrere Nächte hindurch, alles trug zur Vermehrung der Kranken bey. Da wir indessen einige Wochen Ruhe bekamen, und die Truppen in guten gesunden Gegenden cantonnirten, so verbesserte sich der Zustand der Armee in sehr kurzer Zeit.

Ich war seit Anfang Januars wieder beym Hauptquartier in Warschau gewesen, als Ende dieses Monats die Nachricht von einigen partiellen Angriffen des Feindes ankam. Dies bewog den Kaiser, seine Armee in Bewegung zu setzen, und wir brachen am 1. Februar von Warschau auf. Der Uebergang über die Weichsel war sehr beschwerlich, denn die Eisschollen hatten die Brücken ruinirt. Der Marsch gieng ins Preußische nach Wittenberg, Liebstedt, u. s. w.; der Schnee lag drey Fuß hoch; die Kälte war von 6—7 Grad. Unsere Avantgarde traf endlich mit dem Feinde zusammen, (6. Februar) die Russen büßten beträchtlich ein. Sie zogen sich indessen auf ihre Hauptarmee zurück, die bey Preußisch-Eylau in einer sehr vortheilhaften und stark befestigten Position stand. Am folgenden Tage sah man die feindliche Arrieregarde, auf den Anhöhen, ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt. Es kam daher zu einem Gefechte mit derselben, das gegen Mittag anfieng, und erst mit Einbruch der Nacht aufhörte, aber freylich nicht entscheidend war. Die Armee bivouakirte, wir hatten seit morgens früh 13—14 Grad Kälte gehabt.

Digitized by Google

Am 8. Februar mit Tagesanbruch übersah man die ganze Position des Feindes, doch ohne daß man seine Stärke zu beurtheilen im Stande war. Unsere Truppen marschirten demnach in der jetzt zugefrornen See von Eylau hinab, worauf es bald zu einer lebhaften Canonade, und von beyden Seiten zu dem heftigsten Angriffe kam. Die Schlacht war eine der schrecklichsten, die genannt werden kann, und der Sieg eine geraume Zeit zweifelhaft. Doch unserem Bulletin zufolge trug endlich Abends spät, ein kräftiger Angriff unserer Cavalerie zur Entscheidung bey, und wir brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Ich hatte gleich anfangs mein Lazareth in den Scheunen errichtet, die links am Wege auf Eylau befindlich sind. Allein da man das Stroh verfüttert hatte, so waren sie von allen Seiten der Witterung ausgesetzt. Unsere armen Verwundeten hatten kein anderes Lager als etwas Stroh mit Schnee vermischt. Dabey war die Kälte so heftig, daß wir die Instrumente kaum halten konnten; gleichwohl wurden mehrere gefährliche Operationen gemacht.

Indem wir so beschäftigt waren, kam auf einmal die Nachricht, daß unser linker Flügel, gerade auf dem Punkte, wo sich das Lazareth befand, von dem Feinde bedroht sey. Der Schreck unter den Blessirten war allgemein; wer nur den Gebrauch seiner Füße hatte, eilte davon. Ich war indessen fest entschlossen, meine unglücklichen Amputirten nicht zu verlassen, und sprach ihnen nach Möglichkeit zu. Unterdessen hielt der brave Polchet, der Direktor des Lazarethes, die erschrockenen Flüchtlinge zum Theil wieder auf, und stellte so einigermaßen die Ordnung her. Bald darauf erhielten wir auch Nachricht, daß der Feind zurückgetrieben worden, und nichts mehr zu befürchten sey. Auf diese Art arbeiteten wir bis spät in der Nacht fort, und legten uns dann auf den gefrornen Schnee um unser Feuer hin. Für die Blessirten ward abermals Bouillon von Pferdefleisch gekocht.

Am andern Morgen mußte ich nun auf den Transport derselben bedacht seyn. Ich fieng mit den Amputirten und Schwerblessirten an; sie wurden in ein großes Haus nach Eylau geschafft. Allein sämmtliche Verwundete, auch die russischen inbegriffen, in dieser Stadt unterzubringen, war eine Unmöglichkeit. Es fehlte nicht nur an Platz, es fehlte auch an Hülfsmitteln überhaupt. Hätte man die Unglücklichen auf einander häufen wollen; man hätte bey der eintretenden Eiterung eine Epidemie befürchten müssen, und welche Sterblichkeit hätte dies zur Folge gehabt! Eben so war ganz Eylau beynahe aufgezehrt, und die ganze umliegende Gegend von den Einwohnern verlassen, und von allen Hülfsmitteln entblößt. Der weitere Transport der Blessirten war also durchaus nothwendig, ob er gleich allerdings mit den größten Schwierigkeiten verbunden war. Diese entstanden besonders aus dem Mangel an hinlänglichem Fuhrwerk, aus den schlechten Wegen, aus der heftigen Kälte, und der Abneigung der Blessirten selbst. Indessen half man sich nach Möglichkeit. Wo unsere Lazarethwagen nicht zureichten, wurden Schlitten und Karren requirirt; wenn es an Stroh u. s. w. fehlte, wurden Schaaffelle u. dgl. untergelegt; endlich bewieß man den Blessirten die äußerste Sorgfalt. Jeder Transport war von den nöthigen Aerzten, Wundärzten und Wärtern begleitet; auf jeder Station war Essen und Trinken bereit, und eben so immer das Nachtlager besorgt. Auf diese Art gieng es mit diesen Transporten über Erwartung gut; obgleich die Entfernung bis zur letzten Station, Inowrakla, jenseits der Weichsel, an fünf und fünfzig Lieuen betrug. Wir verlohren, trotz so vieler schweren Blessuren, kaum den eilften Mann. Die Bewegung, die reine Luft, die moralische Zerstreuung, die Erhöhung der Lebenskraft, trugen unstreitig am meisten dazu bey.

Unter den Kranken litten die meisten an Catarrhen, Rheumatismen, Dysenterien und erfrornen Zehen. Dies kam von der heftigen Kälte her, der die ganze Armee

vom sechsten bis zehnten Februar ausgesetzt gewesen war. Die Garde besonders hatte über vier und zwanzig Stunden, beynahe ohne die geringste Bewegung, auf einem Schneefelde zugebracht. Als nun am 10. Morgens Thauwetter einfiel, kamen auf einmal jene Zufälle in Menge zum Vorschein. Dieses Thauwetter, das die Wege völlig unbrauchbar machte, war auch wohl unstreitig die Ursache, warum der Kaiser die Armee cantonniren zu lassen beschloß. Dies geschah zwischen der Weichsel und Paßargue, so daß die Monate März, April und Mai, auf dieser Linie nicht das mindeste vorfiel. So wie es wärmer zu werden anfieng, mußten jedoch die Truppen Lager beziehen. Sie errichteten sich Baracken darinn, und gewannen in Ansehung ihres Gesundheitszustandes außerordentlich. Am schönsten nahm sich das Lager der Garde auf einer Anhöhe in der Nähe von Finkenstein, dem Hauptquartiere des Kaisers aus. Eben so waren die Baracken desselben mit vieler Zierlichkeit aufgeführt.

In den ersten Tagen des Juni hatten die Russen einen unvermutheten Angriff auf unsere Vorposten gemacht, worauf es zu mehrern partiellen Gefechten gekommen war. So wie der Kaiser davon Nachricht erhielt, brach er sofort in Eilmärschen auf. Am 10. Juni Abends befanden wir uns dem Feinde, der bey Heilsberg stand, gegenüber, und griffen ihn augenblicklich mit Ungestüm an. Das schlechte Wetter und das ungünstige Terrain aber waren uns hinderlich; so daß der Erfolg dieser Operation unvollkommen blieb. An Verwundeten hatten wir ohngefähr zweyhundert Mann. Indessen fürchtete der Feind, was allerdings des Kaisers Absicht war, von allen Seiten eingeschlossen zu werden, verließ daher seine Position in der Nacht, und zog sich eilends auf Friedland zurück. Wir nahmen sogleich am 11. Morgens von Heilsberg Besitz, fanden Erfrischungen und Lebensmittel daselbst, und zogen hierauf dem Feinde durch die Waldun-

Digitized by Google

gen nach, und in gerader Linie auf Eylau zu. Wie groß war unser Erstaunen, als wir den Bassin, unser schreckliches Schlachtfeld in einen herrlichen See verwandelt sahen, der auf der einen Seite von der Stadt umgeben, auf der andern mit schönen Häusern und Feldern eingefaßt war. Wir eilten in schnellen Märschen weiter, und bald ward die Ebene von Friedland erreicht. (12—14. Juni.)

Unsere ersten Corps kamen gerade zu rechter Zeit an, um den Feind zu verhindern, über die Alle zu gehen. So trafen die beyden Armeen auf einander, und wir lieferten die merkwürdige Schlacht, mit der der Feldzug beendigt ward. Die nachfolgenden Begebenheiten sind bekannt. Als die beyden Kaiser auf dem Niemen zusammen kamen, waren beyde Armeen an den Ufern in Schlachtordnung aufgestellt. Mitten auf dem Flusse lag eine Fähre vor Anker, auf der ein mit Glasfenstern versehenes Zimmer errichtet war. Hierher begaben sich beyde Monarchen in einem und demselben Augenblicke, und traten auch zu gleicher Zeit durch die zwey einander gegenüberstehenden Thüren hinein. Der Anblick des Ganzen war höchst malerisch. Der breite Fluß mit seinen grünenden Ufern, an denen man die ungeheuren Truppenmassen mit ihren bunten Uniformen, blitzenden Gewehren und fliegenden Fahnen sah; die Fähre selbst, die einer alten Ritterburg gegenüber lag; alles zusammen verstärkte den pittoresken Eindruck.

So wie der Abschluß der Präliminarien bekannt geworden war, fand auch zwischen beyden Armeen die freye Verbindung statt. Das Hauptquartier kam nach Tilsit, und ich hatte bald Gelegenheit, die russischen Truppen sehr genau zu sehen. Am meisten fielen mir die Kalmycken mit ihren Bogen und Pfeilen auf. Sie waren vortreffliche Schützen, und konnten in sehr großen Entfernungen Vögel im Fluge tödten; gleichwohl haben wir nichts von ihnen gelitten, und keinen einzigen Blessirten dieser Art

gehabt. Von Tilsit gieng ich Anfangs Juli nach Königsberg, wo ich ein großes Lazareth von 600 Betten errichten ließ. Nachdem ich hierauf noch einige Monate in Sachsen, Westphalen und Hannover zugebracht hatte, langte ich Anfangs Octobers wieder zu Paris an.

(Der Beschluß folgt.)

IV.

Kleine historische Denkwürdigkeiten.

I.

Vorstellungsschreiben des Stadtraths von Zürich, an die Regierung des Kantons Zürich, d. d. 21. Jan. 1812.

Tit. Durch die allgemeine Stockung der Handelschaft und die Theurung aller Lebensbedürfnisse sonst schon weit mehr als der Besitzer von eigenthümlichem Land gedrückt, und in den städtischen Gewerben überhaupt höchst gehemmt — siehet der hiesige Bürger durch die je mehr und mehr sich anhäufende Zahl von Ansaßen aller Art sich noch viel stärker belästiget, indem er mit ihnen seinen einzigen Nahrungszweig von Krämerei, Handwerken und anderen Begangenschaften theilen soll, während dem dieselben seine Lasten nur in sehr geringem Maaße erleichtern, und bei ungünstigen Ereignissen gar mit ihrem hier Erworbenen wegziehen. Dieser Zudrang von Ansaßen hat die Miethzinse schon so gesteigert und die Wohnungen so rar gemacht, daß die ursprünglichen Stadtbewohner sich bald genöthiget sehen, ihre Heimath zu verlassen, viele andere aus Mangel an Verdienst, auch bei aller Geschicklichkeit, Fleiß und Sparsamkeit, in immer klemmere Umstände gerathen, ihren Kindern jedes Auskommen für die Zukunft je mehr und mehr erschwert wird, und die ehemalige respectable Stärke und Geist der hiesigen Bürgerschaft bald ganz verschwinden muß. Besonders ist das Letztere der Fall, wenn

die Zahl der fremden Hauseigenthümer so ungemein vermehrt, und nach ein Paar Generationen eine neue Gattung von Eingebornen gepflanzt wird, durch welche die gröste Verwirrung in den bürgerlichen Verhältnissen, und am Ende die gänzliche Aufhebung aller Unterschiede zwischen Bürgern und Ansaßen, wie aus ähnlichen Ursachen schon anderwärts entstanden, auch hier herbeigeführt werden. . Heilige Pflicht wird es daher für die Vorsteher unsrer bedrängten Vaterstadt, zu möglichster Verminderung der gegenwärtigen Noth, und zu Abhebung einer noch bedauerlicheren Zukunft, Hochdero Landesväterliche Hülfe anzuflehen, damit durch Festsetzung billiger Schranken für die in der Mediation garantirten Rechte und Freiheiten, welchen in abgewogenem Verhältniß mit gegenseitigen Pflichten auch wir huldigen, der Ruin der hiesigen Stadt so viel möglich abgewendet, und die städtischen Gewerbe, zu welchen der Zugang Jedermann durch den Eintritt in die bürgerliche Verbindung geöffnet ist, vor immer weiter gehenden Beeinträchtigungen und dabey noch stattfindenden Gesetzeselusionen verwahrt werden. Hierbey glauben wir übrigens, bei einem Blick auf die Verhältnisse in andern Schweizergegenden, wo die nemlichen Konstitutionsgrundsätze herrschen, weder gegen dieß zu verstoßen, noch auch unsere dringenden Vorstellungen und Bitten bei Ewr. Tit. einiger Mißdeutung oder Verübung ausgesetzt zu sehen.

Wie begründet vor allem auch unsere Beschwerden über die groſse Menge von unverburgerten Einwohnern in der Stadt seyen, belieben Sie daraus zu entnehmen, daß sich in Vergleichung mit 1600 Partheien von Bürgern, welche hier wohnen, bei der letztjährigen Zählung (ausser einigen hundert Fabrikarbeitern, Handwerksgesellen u. dgl., welche nur für unbestimmte Zeit mit Aufenthaltscarten hier befindlich sind), 839 Partheien eigentlicher Ansaßen zeigten, von denen in einem Jahr allein bis auf 107 angenommen worden sind. Diese Gesammtzahl enthält 687 Partheien aus dem hiesigen Kanton, 88 aus andern Gegenden der Schweiz und 25 aus dem verbündeten Frankreich, hingegen nicht mehr als 39 meistens ältere, sich jährlich vermindernde, Ansaßen aus fremden Ländern; mithin

weitaus den größten Theil von solcher Art, deren Aufnahme wir, wenn nicht ihrer Moralität wegen Einwendungen statt finden, unter den bestehenden Gesetzen, im mindesten nicht hindern können. Allein nicht nur sind die Belege zu solchen Abweisungen, bei der sorgfältigsten Einziehung von Aufführungszeugnissen, äußerst selten, indem die letztern zuweilen sehr unbestimmt ausgestellt sind, sondern überhaupt viele Ansaßen, ohne zum Voraus darthun zu können, womit sie eigentlich sich und die Ihrigen zu ernähren im Stand seyen, auf gerathewohl herkommen, und dann im Verfolg, wenn sie ihren Zweck verfehlen, zu allerlei schädlichen Mitteln verleitet sind, um sich durchzubringen, oder sich wohl gar, mit Gefährdung des Publikums wie des Aerarii, wieder entfernen. Ob und was für polizeiliche Maasregeln nun zu ergreifen seyen, daß die mediationsmäßige Befugniß jedes Schweizers und Verbündeten, sich überall anzusiedlen (welche doch nicht den Sinn haben kann, daß solches auf Gefahr und Kosten der übrigen ungehindert statt finden möge) in solche reciprocirliche Grenzen geordnet werde, damit derjenige, der an seinem Ort bleibt, und sich daselbst redlich zu nähren trachtet, nicht fremdem Ueberdrang weichen müsse, stellen wir Ewr. Tit. höheren Einsichten anheim; und erlauben uns einzig zu bemerken, daß die Einführung von Bürgschaften zweier bablich·n (vermögender) Gemeindsbürger, wie solches ehemals der Fall war, unsers Ermessens nicht nur einigermassen den Zudrang von Ansassen im Ganzen vermindern, sondern hauptsächlich nachtheilige Leute abhalten würde. . . Vornehmlich stark ist indeß die Zahl solcher Ansassen, welche Krämerei und Handwerke treiben oder Wein ausschenken, und besonders seit die Menge von Handwerksgesellen, deren Haltung wegen dem veränderten Gesez nun jedem Ansaß unbedingt frei stehet, sich ungemein vermehrt hat, dem Ortsbürger den größten Eintrag thun; indem anzunehmen ist, daß von obbemeldten Partheien, so sich wirklich hier befinden, kaum mehr als etwa 300 (nach dem ehemaligen Verhältniß) sich mit bloßem Handverdienst abgeben, die übrigen 539 hingegen, samt der großen Zahl in den umliegenden Gemein-

den, eine für das hiesige Local ganz unverhältnißmäßige Concurrenz in alle Arten von Begangenschaften bringen, welche die einzigen Nahrungsquellen der hiesigen Bürger im höchsten Grade schmälert. Die daherigen traurigen Besorgnisse sind gewiß auch in Ewr. Tit. Herzen aufgestiegen, und, von den eifrigsten Wünschen wie wir beseelt, daß solche so wenig als möglich in Erfüllung gehen, werden Sie unserem angelegenen Gesuch, alle Mittel, welche in Ihrer Weisheit und Kraft liegen, zu Abwendung dessen in's Werk zu setzen, nach Ihrer landesväterlichen Sorgfalt gerne Gehör geben und geneigt zu entsprechen suchen. Wir maaßen uns zwar nicht an, Ihnen hierinn im mindesten vorzugreifen; doch können wir in Rücksicht der Weinschenke, aus moralischen und polizeilichen Beweggründen, die geziemende Bitte nicht unterdrücken, daß — so wie bei Bewilligung derselben die anfänglich bestandene Norm, darüber auch der Gemeindsbehörde die Eingabe ihres Befindens zu gestatten, wieder angenommen, — also dann die Ertheilung von Patenten, nach Beispielen aus anderen Gegenden der Schweiz, auf die Ortsbürger beschränkt, und hierdurch zugleich ein ehevoriges Recht jedes hiesigen Stadtbürgers demselben einigermaaßen gesichert werde.

Eine Classe von Ansassen veranlasset uns ferner zu ehrerbietigen Vorstellungen, die wir Ewr. Tit. klugen Prüfung unterwerfen — die Classe der naturalisirten Fremden, deren der letztjährige Etat 22 enthält, von welchen 10 in einem Jahr allein zum Vorschein kommen. Dieß sind meistens Leute, die entweder in ihren ursprünglichen Verhältnissen von hier weggewiesen worden waren, aber durch Erwerbung des Landrechts, unsere dießfällige gesezliche Befugniß vernichten, oder die wenigstens zur Absicht haben, im Verfolge um einen geringeren Einkauf als Stadtbürger angenommen werden zu müssen, aber in keinem Fall in die Gemeinde zu ziehen willens sind, wo sie sich eigentlich einkaufen. Das einzige Mittel gegen diesen Mißbrauch, von welchem die Landgemeinden den Nutzen, die Stadt aber den Schaden trägt, scheint uns darin zu liegen, und wagen wir Ewr. Tit. höheren Beherzigung zu empfehlen, daß — neben der Gewogenheit, für welche wir

Sie zu ersuchen die Freiheit nehmen, überhaupt dergleichen Landrechts-Petitionen um so weniger zu erhören, als sie grösstentheils Angehörige solcher Länder betreffen, wo der Schweizer nicht den mindesten Gegensaz ähnlicher Begünstigungen genießt, — auch nach Beispielen anderer Kantons, die Bestimmung, welche in dem Einzugsbrief für die hiesige Stadt enthalten ist, gleichmäßig auf den ganzen Kanton angewendet werde, daß nemlich derjenige, welcher sich in einer Gemeinde einkaufen will, eine gewiße Zahl von Jahren haushäblich darin zu wohnen, und dadurch seinen Einkauf als wahren Zweck, nicht als bloßes Mittel für eine andere Absicht, darzuthun habe.

Endlich sehen wir uns bemüßiget, Ewr. Tit. auf die zahlreichen Häuserverkäufe aufmerksam zu machen, welche von Ansassen in hiesiger Stadt geschehen; es sind derselben gegenwärtig 162, von 1238 Wohnhäusern, wovon 144 von Kantonsbürgern, 13 von Schweizern und 5 von Franzosen besessen werden, und im lezten Jahr allein 29 gekauft worden sind. Zudem daß dergleichen Acquisitionen öfters mit der möglichsten Vermehrung der Feuerstätten und damit auch der Feuersgefahr begleitet sind, und daß solche die Schwierigkeit, schädlicher Ansassen wiederum los zu werden, ungemein vergrößern, haben wir schon im Eingang die bedenklichen Folgen berührt, welche diese stets unproportionirliche Zahl von unverbürgerten Eigenthümern befürchten läßt. Bei den vorzulegenden Beweisen, daß die Käufer wenigstens zur Hälfte mit eigenem Vermögen ihren Käufen gewachsen seyen, lassen wir uns zwar die genaueste Untersuchung angelegen seyn; können aber gegen oft nur zu wahrscheinliche Unrichtigkeiten, aus Mangel bestimmter Gegenbeweise, nichts ausrichten, da uns eben so unbekannt ist, ob selbst geleistete Kaufszahlungen nicht gerade wieder auf das angekaufte Grundstück versichert werden, als es uns verborgen bleibt, in wie weit den Cessionen bei Schuldbriefen, zumal wenn sie von der gleichen Zeit wie die Käufe, und von dem Hausverkäufer selbst herrühren, ein wirkliches Eigenthum zum Grunde liegt. Diesen und anderen vermuthlichen Elusionen zu steuern, wäre nach unserm Erachten nur

dadurch möglich, wenn der Besitz des erforderlichen Vermögens durch eine Quittung für seine Versteurung bei der neuesten Vermögensabgabe, oder durch genugthuende Data über den nachherigen Erwerb desselben erwiesen werden müßte. Da dieses Verfahren nicht allein bei andern Gelegenheiten zur gesezlichen Norm dient, sondern selbst bei Käufen von Eigenthum in Landsgemeinen eingeführt ist; so nähren wir die angenehme Hoffnung, Ewr. Tit. werden nicht ungeneigt seyn, unserm geziemenden Ansuchen um eine ähnliche Autorisation dießfalls zu entsprechen . . Ueberhaupt getrösten wir uns mit dem vollesten Vertrauen, Sie werden, von der Ueberzeugung beseelt, daß, wenn Sie den gegründeten Beschwerden eines Theils des Ihrer landesväterlichen Vorsorge sich erfreuenden Kantons abhelfen, dadurch nicht minder die allgemeine Wohlfahrt befördert werde, als wenn um des Nutzens des Ganzen willen ein Theil völlig unterliegen müßte, — unsere dringenden Bitten, dieses bedauerliche Loos abzuwenden, Ihrer weisen Beherzigung würdigen, und denselben durch jede gutfindende Einleitung und Verfügung möglicher Maaßen willfahren. Hierzu Ihre und unsere bedrängte Mitbürger, aufs angelegentlichste Dero Schutz und Beistand empfehlend, haben wir schließlich die Ehre, die Versicherung vollkommenster Hochachtung und Ergebenheit beizufügen. Zürich, d. 21. Jan. 1812. Der Stadtrath von Zürich, und in desselben Namen der Präsident, J. H. Landolt; Hofmeister, Stadtschreiber.

2.

Der Graf von Vergennes und sein politisches Glaubensbekenntniß.

Der Graf von Vergennes, der vom Jahre 1774 bis 1787. wo er starb, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich war, gehörte unter die solidesten und gemäßigtesten Diplomatiker, die man anführen kann. Er war kein eminenter Kopf, aber er hatte sehr viel Verstand und Erfahrung, sehr viel Kaltblütigkeit und Arbeitsamkeit. Der Ton aller französischen No-

Digitized by Google

ten u. s. w. zeichnete sich während seines Ministeriums durch Höflichkeit und Mäßigung aus. Der König von Frankreich — pflegte er zu sagen — ist groß genug; er braucht niemanden zu demüthigen! — Die Hauptpolitik dieses Ministers bestand im Temporisiren; daher seine methodische Langsamkeit, seine Abneigung, eine bestimmte Antwort zu geben, und seine diplomatische Umständlichkeit und Zurückhaltung, selbst mit den Ministern der verwandten Höfe, was jedoch wirklich kein Fehler genannt werden kann. Wenn man übrigens die Zeit seiner Ministerialführung betrachtet, so sieht man, daß er mit diesem Charakter und diesen Grundsätzen gerade für Frankreich der rechte Mann gewesen ist. Einen großen Fehler indessen begieng er, als er den König zu der Unterstützung der Amerikaner bewog, und auf diese Art den Ausbruch der Revolution von 1789 nur zu sehr befördern half. Welchen richtigen politischen Blick er sonst besaß, zeigt sein Urtheil über Preußen, — Eine Armee und ein Schatz sind noch keine Macht — seine Abneigung von dem sogenannten Convenienzsysteme, wie es Rußland und Oesterreich nebst Preußen geltend zu machen bemüht war; endlich sein politisches Glaubensbekenntniß, das er, der vieljährige Diplomatiker, in einem Briefe an den Grafen von Breteuil, damals französischer Gesandter zu Wien, ablegt.

„Wenn alle Mächte einsehen wollten — sagt er — wie erbärmlich im Grunde alle politischen Kniffe und Pfiffe sind; so würde die Welt weit besser regiert werden, und die Plage der Minister geringer seyn. Wie viel Leiden würden dann auch der Menschheit erspart!“

3.

Roland und das Menschen-Oel.

Der im Anfang der französischen Revolution nur zu bekannt gewordene Minister Roland, oder eigentlich

Rolland, wie sein Name geschrieben werden muß, war ein großer Kenner der Chemie und Technologie. Welche excentrische Ideen er aber auch in diesen Fächern zuweilen hatte, kann man unter andern aus folgendem sehen. Schon im Jahre 1787 schlug er nemlich in einem öffentlichen Vortrage, in der Academie der Wissenschaften und Künste zu Lyon, die Fabrikation von Oel aus menschlichen Leichnamen vor. Eben so wollte er aus den Knochen Phosphorussäure ziehen. Er vertheidigte diese Idee mit der größten Hartnäckigkeit, ohne zu bedenken, wohin die bloße physische Ansicht der Menschennatur führen kann. Die Greuel der Revolution haben nur zu sehr bewiesen, wie groß der Einfluß solcher hingeworfenen Ideen gewesen ist. Wurden nicht aus den Testikeln der Guillotinirten im Jahre 1793 Pasteten gemacht? — Wurden nicht, wie auch späterhin auf St. Domingo, Würste mit Menschenfleisch gefüllt? Nur einmal das Heilige der Menschennatur vernichtet, und der Mensch erscheint als ein bloßes Produkt, als eine bloße mechanische Figur!

Digitized by Google

— Der beſchnittene Dukaten. (Forts.) 13. 14. 15. — Der Charlatan. Von Hg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Charade: — Logogriph. — Räthſel. — Auflöſung der Charade und des Räthſels in Nro. 136. An die Vollkommene. Von Weiſſer. — Eintritt in Italien. An Salis und Bonſtetten. 1. Von v. Matthiſſon. — Der beſchnittene Dukaten. (Forts.) 16. 17. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. Eintritt in Italien. An Salis und Bonſtetten. (Beſchl.) — Der beſchnittene Dukaten. (Forts.) 18. 19. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Wien. (Beſchl.) Der Stieglitz und der Schwan. Von Hg. — Der beſchnittene Dukaten. (Forts.) 20. 21. 22. 23. 24. — Friedrich Buziger. Von Goeke. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. Kleine Probe von dem innern Reichthume der deutſchen Sprache, mit dem Wörtchen nicht gegeben. Von Theodor Bernd. — Sinngedichte. Von Weiſſer. 1 Auf einen bekannten Recenſenten. 2. Der neue Diogenes. 3. Die Dichterinn. 4. Die ſchöne und die häßliche Schweſter. 5. Scheherazade. 6. Der Ehrliche. 7. Der anakreontiſche Bibulus. — Der beſchnittene Dukaten. (Beſchl.) 25. 26. 27. 28. Von Fr. Laun. — Die Freundſchaft, die Liebe und die Amoretten. Von Dupont von Nemours. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Dorpat in Livland. Die Jagdpartien der Engländer in Indien. Nach der in den Asiatic Recherches enthaltenen Erzählung des Obriſten Ironſide. — Miscellen. Von Kayſer. — Korreſpondenz-Nachrichten. Ueber das Theater in Reval. Geſchrieben im April 1812. Die Jagdpartien der Engländer in Indien. (Beſchl.) Von H. H. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Zwey Räthſel. — Auflöſung der Charade, des Logogriphs und des Räthſels in Nro. 142. Eintritt in Italien. An Salis und Bonſtetten. 2. — Was Erfindungen ihren Werth gibt. Von J. K. Höck. — Das Gericht der Wölfe. — Korreſpondenz-Nachrichten. Ueber das Theater in Reval. Geſchrieben im Apr. 1812. (Beſchl.) Von Kotzebue. Reiſe von Calcutta nach London. Erſtes Kapitel. — Eintritt in Italien. An Salis und Bonſtetten. (Forts.) — Fabeln. Von Hg. — Frage an die Kenner der franzöſ. Sprache. Von S. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. Apolog. (Nach Deaunes Voyage en Chine.) — Der Schmetterling und der Wurm. (Beyde von Hg.) — Reiſe von Calcutta nach London. 2tes Kapitel. — Eintritt in Italien. An Salis und Bonſtetten. (Beſchl.) Von v. Matthiſſon. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. (Beſchl.) Aus Berlin. Die Mainoten auf dem Cap Matapan. (Aus the monthly Repertory of english Litterature, u. ſ. w.) Von G. — Reiſe von Calcutta nach London. 3tes Kapitel. — Eſel, Aff' und Maulwurf. Von Hg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Prag. Kunſtausſtellung in Zürich. — Reiſe von Calcutta nach London. 4tes Kapitel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Petersburg. (Forts.) Reiſe von Calcutta nach London. 5tes Kapitel. — Pyche und ihr Gatte an ihren Freund Damon, als dieſer ſich durch einen eingefallenen Regen von einer verabredeten Zuſammenkunft abhalten ließ. 1. 2. 3. Der Dichter an Damon. Von Weiſſer. 4. Nachtrag. Von Hg. — Sonderbarer Zweykampf bey den Natchez, einer Horde im nördlichen Amerika. (Aus the monthly Repertory of english Litterature. Von G. — Ueber die Aehnlichkeit von Portraits. Ein Wort des verewigten Käſtners. Von E. — Die Bratwurſt. Von J. K. Höck. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Petersburg. (Beſchl.) — Räthſel. Von Weiſſer. — Logogriph. Von Guſtav von St. — Auflöſung der Räthſel in Nro. 148. Die Jugendfreunde. 1. — Martyni-Laguna's und Millin's Bibliotheken. Von J. K. Höck. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. Die Jugendfreunde. (Forts.) 2. 3. — Zu dem Aufſatz: Kleine Probe von dem innern Reichthume der deutſchen Sprache, mit dem Wörtchen nicht gegeben. Von M. — Unverletzliche Vögel. Von J. K. Höck. — Gerechter Schluß. — An Harpagon. (Beyde von Hg.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Inhalts-Anzeige der allgemeine Juſtiz- und Polizey-Blätter, von dem Regierungs- und Kreisrathe Hartleben.

May 1812.

46tes und 47tes Stück. Blicke in die Vorzeit, über die Sorgfalt der Regenten bey eintretender Brodtheurung — veranlaßt durch die von Sr. Maj. dem Kaiſer Napoleon kürzlich angeordnete allgemeine Rumfordiſche Suppenanſtalt. — Des zwar verſtorbenen, aber in dem Pantheon edler deutſcher Fürſten fortlebenden Großherzogs von Baden, Karl Friedrichs, Antwort auf die Dankſagung des Landes bey Aufhebung der Leibeigenſchaft. — Noth- und Hülfstafel; von welcher man jedem, der als Bürger auf dem Lande in einem Staate angenommen wird, ein Exemplar geben, und ihn anhalten ſollte, ſie in ſeinem Wohnzimmer anzuſchlagen. — Verfügung hinſichtlich der Stempelung der Bücher zu Hamburg. — Einfluß der Herabſetzung des

Papiergeldes auf das Kirchen- und Schulwesen. — Bevölkerung von London und Einfluß der Kuhpocken auf dieselbe. — Anordnung eines Polizey-Kollegiums zu Polotz zum Rang einer Akademie. — Beförderung der Fruchtbedürfnisse aus den Magazinen des Kantons Aargau. — Belohnung des Joh. Stierli wegen Lebensrettung der Maria Ray. — Unterstützungs-Anstalt für die protestant. Geistlichen in München. — Liste der Ausgetretenen von der Kordons-Mannschaft in Baiern. 48tes Stück. Sonderbare, aber doch gar nicht unwichtige Fragen in Hinsicht einer gewissen Gattung Eben. — Noch einige Gründe, warum man schlechte Landstraßen weder ausbessern noch viel weniger ganz neu herstellen soll. — Ein Beyspiel, wie manche öffentliche Behörde die Bettler auf Kosten des Auslandes zu unterhalten pflegt. — Entwurf eines Wasserbauten-Systems zwischen den kön. baier. und Kant. St. Gallischen Ufern des Rheinstrohms. — Anordnung zur Aufrechthaltung des Anstandes von der Regierung des Kantons Freyburg. — Liste der Eingebrachten von der westphäl. Gand'armerie. — Unterstützung zweyer junger Künstler in Westphalen. — Die Traubenmotte. (Tinea uvae.) 49tes Stück. Veränderung in den obersten administrativen Staats-Behörden der Preuß. Monarchie. — Aufruf an die Polizey-Behörden zur Fehde gegen die Maykäfer. — Bekanntmachung solcher Mütter, die ihre Kinder verlassen haben, vom Präfekt des Nord-Departements. 50tes Stück. Erinnerung an einen bisher von der Medizinal-Polizey übersehenen Gegenstand. — Ist es möglich tragbare Wiesen auf einem bloßen Steinacervle anzuleaen? — Rühmliches Vermächtniß des Juden Pinedo zu Amsterdam. — Verwandlung der evangel. Schule zu Smyrna in ein Gymnasium, und verschiedene andere Anstalten zum Besten der Wissenschaften. — Belohnung des Eheis der Justiz in Preussen. — Unterhaltung der Straßen auf Kosten der Gemeinden in Rußland. — Verheirath-Bescheinigung in den Päßen das. — Errichtung einer Unterstützungs-Krankenkasse aus der Insassenkasse zu Bern. — Zufuhr, das Evangelium der Herstellung des Gleichgewichts hoher Getreide-Preise. — Herabsetzung der franz. Laubthaler auf 2 fl. 42 kr. in dem Großherzogthum Baden. 51tes und 52tes Stück. Neues Konscriptions-Gesetz für das Königreich Baiern mit Bemerkungen. — Welches ist das Eine Fundament des ganzen Erziehungswesens und jeder Art Unterrichtes? — Dekret, K. K. franz., den Fruchthandel in Frankreich betreffend. — Merkwürdige Impfverordnung in Oesterreich. — Große Ersparung der Fleisch-Konsumtion durch Benutzung der Knochen in Dänemark. — Beförderungen des Polizey-Präsidenten von Schlechtendahl und des Justizraths Lecog zu Berlin. — Versuche mit Runkelrüben-Zucker des Kantonsrath Betsch in Grabs. 53tes Stück. Ueber Publizität der Straf-Erkänntnisse. — Das Acharditche Lehrinstitut der Zuckerfabrikation aus Runkelrüben zu Cunern. — Errichtung eines Central-Zuchthauses im Departement der Ombrone. — Hinrichtung und Verurtheilung des Räubers Spadalolini und mehrerer seiner Spießgesellen. — Warnungs-Tafeln gegen die Blattern in Wien. — Niederreißung der Passauer Höfe das. — Das Todtschlagen des Viehes als ein erprobtes Hülfsmittel gegen die Rinderpest. — Erlaubniß zur freyen Einbringung der Lebensmittel in die Stadt Posen. — Nachrichten von der Waadländischen Kolonie in Amerika. — Ursachen des Steigens der Getreidepreise. — Aufhebung der Landsmannschaften zu Göttingen. 54tes und 55tes Stück. Einige Gedanken über die neueste Großherzogl. Frankfurtische Finanz-Gesetzgebung von dem Herrn Geheimen-Rathe Grafen Julius von Soden. — Ueber die bey den Fleischern übliche sogenannte Fleischzuwage. — K. K. franz. Dekret in Betreff der Minister, Präfekten rc., welche vor Gericht als Zeugen auftreten werden. — K. K. franz. Dekret die gerichtlichen Verpfändungen der Güterstücke, welche als Staatseigenthum in Anspruch genommen werden, betreffend. — Inspektion der Königin Hortensia über das kaiserl. Waisenhaus in der Straße Barbette zu Paris. — Große Getreide-Zufuhre auf den Märkten in Frankreich, wegen Aussicht einer guten Erndte. — Dekret des Vizekönigs in Italien wegen Vertheilung von 415,000 Lire durch die Pfarrer unter Arme und Unglückliche. — Aufruf des Senators Grafen Dandolo zur Cultivirung an die Einwohner des Königreichs Italien. — Aufnahme von 300 Familien auf den Avenninen. — Versuch des Herrn Prechtel zu Wien aus Stärkemehl Syrup zu gewinnen. — Verbot der Fleischspeisen am Freytage und Sonnabend in den Gast- und Traiteur-Häusern das. — Tägliche Brodvertheilung an 8000 Familien zu Prag. — Verweisung 672 Personen in der 2ten Hälfte des J. 1811 aus den Erbstaaten. — Königl. dänische Verordnungen über die Vertheilung von Brod, Holz, Fleisch rc. unter die Dürftigen in der Hauptstadt. — Auszeichnung des verabschiedeten Obristl. Jakowlew von Sr. Maj. des Kaisers von Rußland wegen daraebrachter Opfer zum allgemeinen Besten. — Festgesetztes Budget auf 1812 für die Institute auf den westphäl. Universitäten. — Vorzug der Kartoffel-Stärke zur Erzeugung des Zuckers. — Verlorner Mantelsack des Kaufmann Moses Franke von Barby.

Digitized by Google

Europäische Annalen

Jahrgang 1812

Achtes Stük

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1812.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Bruchstücke aus dem Leben des Grafen Moritz von Sachsen 97

II. Tagebuch der Sitzungen des im Jahre 1811 zu Preßburg abgehaltenen ungarischen Landtages. (Forts.) 138

III. Ueber Polen unter der Regierung seines lezten Königs Stanislaus August Poniatowski, und über das Werk des Herrn de Rulhière sur l'anarchie de Pologne. Von Hrn. Duvont de Nemours. 154

IV. Militär-Kapitulation zwischen Frankreich und der schweizerischen Eidgenossenschaft, vom 28. März 1812. 180

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt

für gebildete Stände. 1812. July.

Inhalt.

Zur Sitten-Karakteristik des dreyzehnten Jahrhunderts in Italien unter Manfred, und zu Manfreds Karakter selbst. — Die Jugendfreunde. IV. (Forts.) — Anekdote. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Sinngedichte. Von Weisser. 1. Der musterhafte Seelsorger. 2. An einen jungen Epigrammatisten. 3. Das Plagium. 4. Wunsch für den Fabull. 5. Grabschrift eines Fündlings. 6. Die Jungen. 7. Der Splitterrichter. 8. Grabschrift des Thar. 9. Korniges Feinde. 10. An den Leser. — Die Jugendfreunde. (Forts.) V. VI. — Zur Sitten-Karakteristik des dreyzehnten Jahrhunderts in Italien unter Manfred, und zu Manfreds Karakter selbst. (Beschl.) Von Ez. — Korrespondenz-Nachrichten aus München, Grätz. — Bruchstücke aus Peron's Entdeckungsreise nach den Südländern. II. Bd. (Forts.) — Die Jugendfreunde. (Forts.) VII. — Ueber das Zurücktreten des mittelländischen Meeres. — Das Epigramm. — Julius über Florinen. Nach dem Französischen. — An Theoda. (Alle drey von Ha.) — Notizen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Gesellschaftslied. Von F. W. Gubitz. — Die Jugendfreunde. (Beschl.) VIII. IX. Von Karl Stein. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Charade. Von Eb. Gek. — Logogryph. Von Gz. — Auflösung des Räthsels und Logogryphs in Nro. 154. — Ueber Goethe. Bruchstücke aus Briefen, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. — Apologen. Nach Harsdörfer, 1649. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Ueber den Geist der Frauen. Aus Veranlassung der Briefe der Marquise du Deffand, an Horace Walpole. — Das Fatum und die Aerzte. Von Ha. — Ueber Goethe. Bruchstücke aus Briefen, ꝛc. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, aus der Schweiz. — Flüchtige Bemerkungen eines Franzosen über Berlin, Warschau, Königsberg u. s. w., in den Kriegsjahren 1806 und 1807. — Ueber den Geist der Frauen. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Ueber Goethe. Bruchstücke aus Briefen, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. — An die Superklugen. Von Ha. — Werth behender Füße. Von J. K. Höck. — Ueber den Geist der Frauen. (Forts.) — L'institut impérial de France. — Die Rückkehr von der Löwenjagd. Landschaft-Gemählde von Hrn. Steinkopf. — Apologen. Nach Harsdörfer, 1649. Von g. — Der Menschenfeind an seinen Sohn. Von Hg. — Ueber den Geist der Frauen. (Beschl.) Von U. — Griechische Reden. Von Horstig. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Die Verzeiterinn. Eine Erscheinung am heiligen See. An Eleonore L. an ihrem Namenstage 180-. Von W. Beck. — Sinngedichte. Von Weisser. 1. Der zurückgeworfene Baumstrahl. 2. Die Gastfreyheit. 3. Die Hölle. 4. Die Besessene. 5. Die Langschläferinn.

Digitized by Google

I.

Bruchstücke aus dem Leben des Grafen Moriz von Sachsen.

— — — — invincible à la guerre
(Maurice) fit trembler l'Empire et l'Angleterre.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Digne appui de son Roi! — —
Voltaire.

Moriz war ein Kind der Liebe. Sein Vater Friedrich August 1, Churfürst von Sachsen, und nachheriger König von Polen, hatte ihn mit einer Schwedinn, Marien Auroren von Königsmark, Gräfinn von Westerweich und Stegholm gezeuat.

Sie war mit ihren ältern Schwestern, den vermählten Gräfinnen von Steinbock und von Löwenhaupt nach Dresden gekommen. Die Veranlassung zu dieser Reise war folgende — Ihr Bruder Philipp Christoph, Graf von Königsmark, Oberster in schwedischen Diensten, war in Hannover gestorben. Der dasige Hof war sein Lieblingsaufenthalt. Dort stand er in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Prinzen Carl, vierten Sohne des ersten Churfürsten von Hannover, Ernst August, und war der stille Anbeter der Churprinzessinn, Sophie Dorothea, gebornen Prinzessinn und Erbinn von Zelle, mit welcher er einige seiner frühesten Jugendjahre verlebt hatte, und endlich auch zugleich der ziemlich öffentlich bekannte und begünstigte Liebhaber der Mätresse des Churfürsten. Der Churprinz, Georg Ludwig, der in der Folge den Thron von Großbritannien, unter dem Namen Georg I bestieg,

war von Natur ein rauer, gefühlloser Mann, und keiner vernünftigen Prüfung fähig. Seine Gemahlinn, die Tochter einer Französinn, einer Baronne d'Olbeuse, hatte ganz den freyen muntern Ton der französischen Nation — der äußere Anstand, von dem die Begriffe so relatif sind, ist eben deswegen so leicht zu verletzen. — Vielleicht hatte die Churfürstinn, durch ihre Ungezwungenheit, in den kleinen gesellschaftlichen Cirkeln Anlaß zum Verdacht gegeben. Doch stimmen alle Zeugnisse darin überein, daß aller Zudringlichkeit des Grafen ungeachtet, sie dennoch in der Treue gegen ihren Gemahl nie gewankt habe. Nur Georg beurtheilte sie anders. Die Verbindung der Geliebten seines Vaters mit Königsmark hielt er für eine Maske, hinter welcher man ein strafbares Verständniß der Churprinzessinn mit dem Grafen künstlich verbergen wollte. Seine Eifersucht ward Wuth, und übte die scheuslichste Rache aus, die nur ein Teufel ersinnen kann — Eines Abends im Jahre 1694 lauerte der Churprinz mit seinen Gehülfen in einer Gallerie im Schlosse zu Hannover, durch welche Königsmark, wenn er von der Maitresse des Churfürsten kam, gehen mußte — Die ganze Rotte war in Mäntel von dunkler Farbe gehüllt; nur Georg hatte, um gleichsam seinen blutgierigen Absichten ein Sinnbild zu leihen, einen rothen Mantel gewählt. Kaum erschien der Graf, so fielen die Mörder über ihn her, steckten ihm Tücher in den Mund, um den Ausbruch des Schreyens zu verhindern, und stürzten ihn durch die Oeffnung eines heimlichen Gemachs herab; da er dann im Herunterfallen von mehreren, aufwärtsgehaltenen, Spießen aufgefangen wurde, und endlich in der Grube im Unrath ersticken mußte — Das ganze Ansehen des Churprinzen war nöthig, um den lauten Ausbruch des allgemeinen Murrens über diese empörende Grausamkeit zu unterdrücken. Man erdichtete irgend eine Todesart des Grafen, aber niemand ließ sich dadurch täuschen. Ein Umstand, der besonders den Chur-

prinzen als Mörder constatierte, war, daß er sich sogleich von seiner Gemahlinn trennte. Sophie Dorothea *) lebte als Gefangene in Ahlden, einem Schlosse im Fürstenthum Zelle, ihren väterlichen Besitzungen, bis zu ihrem Tode im Jahre 1726, und also noch vierzehn Jahre, nachdem schon Georg die engländische Krone erlangt hatte. Philipp Christoph der lezte männlichen Geschlechts, aus dem Gräflichen Hause Königsmark, starb unverehlicht. Seine Schwestern erbten also seine ansehnliche Verlassenschaft. Außer seinen weitläuftigen Besitzungen hinterließ er auch beträchtliche Capitalien. Der größere Theil von diesen war in dem Handlungs-Hause der Brüder Lastropp in Hamburg niedergelegt. Dieß wußte man zuverläßig; da man aber in den Papieren des Verstorbenen keinen legalen Beweiß dieses Eigenthums fand, so war es schwer, die Ansprüche der Gräfinnen, die von den Brüdern Lastropp bestritten wurden, geltend zu machen.

In dieser Verlegenheit gingen die drey Schwestern nach Dresden, um den Schutz des Churfürsten anzuflehen. Zwar konnte dieser Prinz, nicht unmittelbar, durch einen Machtspruch das Gesuch der Gräfinnen begünstigen,

*) Die Urenkelinn dieser Fürstinn, die unglückliche Caroline Mathilde, Schwester Georgs 3, Gemahlinn Christians 7, und Mutter Friedrichs 6 lebte nach der Trennung von ihrem Gemahl in Zelle, starb daselbst als Gefangene. In einem Buche: Nachrichten von einer unglücklichen Königinn, das die ganze Geschichte der Revolution in Copenhagen enthält, findet man eine Menge Briefe dieser Königinn von Dänemark, die an verschiedene Personen gerichtet sind. Meistens sind sie nicht ohne Interesse. Aber derjenige, den sie an eine Gräfin V . . . n. schrieb, und der vorzüglich die Geschichte Königsmarks enthalten soll, ist weit von historischer Wahrheit entfernt. Nach den Nachrichten, die man der Königinn gegeben hatte, sollte der Unglückliche in einem glühenden Ofen verbrannt worden seyn.

Digitized by Google

aber diese glaubten doch, daß er durch seine mächtige Unterstützung ihnen Recht verschaffen könnte. Zu diesem Schritte wurden sie noch besonders durch den Umstand veranlaßt, daß ihr ermordeter Bruder ehemals den Churfürsten als apanagirten Prinzen auf einem Theile seiner Reisen begleitet hatte, und von ihm mit großer Auszeichnung behandelt worden war. Seine Schwestern hatten überdies noch eine mächtige Gönnerinn und Fürsprecherinn in der Person der Churfürstinn Mutter, der Wittwe Johann Georgs 3, einer gebornen Prinzessinn von Dänemark, der die Umstände der Familie Königsmark genau bekannt waren.

Friedrich August, der schon damals wegen seiner Großmuth allgemein verehrt wurde, und wegen seiner Galanterien bekannt zu werden anfing, fand in der erstern Eigenschaft einen Bewegungsgrund, seine leztere Neigung zu befriedigen — Aurora, die reitzendste Brünette ihrer Zeit, erhob die Liebenswürdigkeit ihrer Gestalt, durch Vorzüge des Geistes, durch Gelehrsamkeit und durch eine unübertreffbare Güte des Herzens. Sie machte auf die Sinnlichkeit des Churfürsten einen tiefen Eindruck, der jedoch durch andere Gegenstände bald wieder verwischt wurde. Indessen ließ doch dieser Prinz, im Feuer seiner Leidenschaft, nach seiner Gewohnheit das Bild seiner Geliebten vervielfältigen. Man sieht noch das Portrait der Gräfinn Königsmark in Pillnitz, unter andern als Diana, und vorzüglich in Morizburg, wo ihr der Churfürst die glänzendsten Feste gab. In einem der Säle im Morizburger Schlosse, und namentlich in demjenigen, der nach damaliger Art ein Jagdschloß zu meubliren, mit ungewöhnlichen Hirschgeweihen geziert ist, und wenn wir nicht irren, der Audienzsaal genannt wird, sieht man an einem breiten Pfeiler zwischen zwey Fenstern den Churfürsten, die Gräfinn, und zwey oder drey männliche Figuren auf einem Tapeten-Gemälde, im Geschmack der gesellschaftlichen Stücke des Watteau, vorgestellt. Die

Gräfinn ist weiß gekleidet, mit blauen Bändern nach Art der spanischen Tracht. Sie ist außerordentlich schön. Den Umstand, Auroren auf diesem Bilde als Blondine zu sehen, kann man sich nur durch die Mode erklären, nach welcher die Damen damals, und auch wieder einmal in den Folgejahren, die natürliche Farbe ihrer Haare zu verbergen suchten. Brunetten puderten sich goldgelb und weiß, und Blondinen färbten ihre Haare schwarz. Auf dieser Tapete steht etwas zur Seite, der Churfürst vor der Gräfinn. Er trägt die Farben von Sachsen, Paille Unterkleider und eine hellblaue Jagdweste. Sein Gesicht ist halb weggewendet.

Hier in Moritzburg war es auch, wo der Held, aus dessen Leben wir hier einige Bruchstücke liefern, sein Daseyn erhielt. Auf einer Insel im Schloßteiche daselbst, die jezt mit Pappeln bepflanzt ist, war bey Gelegenheit des Hauptfestes ein kostbares türkisches Zelt aufgeschlagen. Hier hatte endlich der begünstigte Liebhaber seine Geliebte, nach vielem und heftigem Widerstreben von ihrer Seite, besiegt. In dem Augenblicke, da die Liebenden diesen Aufenthalt verließen, schenkte der Churfürst der Gräfinn einen Ring mit einem Rubin von außerordentlichem Werth. Er war in Form eines Herzens geschnitten. Auf jeder Seite befand sich ein großer Brillant; denn damals kannte man die Art noch nicht, bunte Steine rund herum mit Diamanten einzufassen. Nur an jenem merkwürdigen Tage trug Aurora diesen Ring; nachher aber nie wieder. Ihre Kammerfrauen bemerkten bis zum Tode ihrer Gebieterinn im Jahre 1728, daß sie ihn immer auf ihrem Nachttische liegen hatte, und oft, wenn sie ihn des Morgens beym Ankleiden betrachtete, Thränen vergoß. Sie sagte dann zuweilen: Dieser Rubin sey der Preis für ihre verlorne Tugend. Nie konnte sie sich entschließen, den Ring auf einen Ort zu legen, wo sie ihn nicht oft gesehen hätte. Wahrscheinlich was es für sie eine bitter-süße Buße, dieses Herz als dar-

Digitized by Google

Sinnbild des verlornen Herzens ihres Geliebten, täglich zu sehen, und über ihre Schwachheit zu weinen.

Damals hatten die Fürsten noch das Zartgefühl *), ihre Liebschaften geheim zu halten, und ihre Geliebten schämten sich, ihre Schande öffentlich zur Schau zu tragen — Sobald die Gräfinn Königsmark die veränderte Gestalt ihres Körpers nicht mehr verbergen konnte, lebte sie sehr eingezogen, und sahe nur einige vertrauten Personen bey sich. Endlich, da die Zeit ihrer Entbindung herannahte, begab sie sich in ein Dorf bey Magdeburg, wo sie unter dem angenommenen Namen einer Offiziers-Frau ihre Niederkunft erwartete. Der Sohn des Churfürsten Friedrich Augusts von Sachsen und der Gräfinn Maria Aurora von Königsmark war am 13. Oct. 1696, wir wissen nicht welchen Styls, geboren.

Auffallend war es, daß der rechtmäßige Sohn des Churfürsten, der Churprinz Friedrich August, ebenfalls nachheriger König von Polen, am 7. oder 17. Octob. 1690 und also einige Tage vor, oder nach seinem unehelichen Bruder geboren wurde. Man sieht daraus, daß es dem Churfürsten leicht geworden war, seine Aufmerksamkeit und seine Liebe, in einem und demselben Zeitpunkte, zwischen seiner Gemahlinn und seiner Maitresse zu theilen. Dieser Umstand ist vielleicht ein wichtiger Stoff zum Nachdenken für den Psychologen und den Arzt. Zwey Brüder, zu einer Zeit geboren, wurden sich in ihren Neigungen und Meynungen ganz unähnlich. Friedrich August glich seiner Mutter, und der Sohn der Gräfinn Königsmark seinem Vater.

Der Churfürst gab seinem natürlichen Sohne den

*) Wer denkt hierbey nicht an die Delikatesse, mit welcher, nach der Erzählung der Frau von Genlis, Ludwig 14 seine Liebeshändel mit der schönen Valière zu verheimlichen suchte.

Namen Moriz, um sich dabey immer des Orts zu erinnern, wo derselbe seine Existenz bekommen hatte. Dieser Ort und der Name Moriz schienen für den Sohn Friedrich Augusts von günstiger Vorbedeutung zu seyn. Es hatte nehmlich das Lustschloß Morizburg seinen Namen von seinem Erbauer, dem großen Churfürsten Moriz von Sachsen *), dem besten Feldherrn seiner Zeit.

Sechs Wochen nach der Geburt ihres Sohnes kehrte die Gräfinn nach Dresden zurück. Die Churfürstinn und sie erschienen vor dem versammelten Hofe, im erneuerten Glanze ihrer Schönheit. Beyde konnten streiten, welche von ihnen die Schönste, die Liebenswürdigste und die Gutmüthigste sey. Der Vorzug war schwer zu bestimmen. Alles beruhte nur auf dem Geschmack, ob man der vollendetsten Blondine, oder der reizendsten Brünette den Preis zuerkennen wollte. Uebrigens war die Gräfinn unterrichteter, als die Churfürstinn, so wie diese hingegen tugendhafter war, als jene. Dieser letztere auffallende Unterschied mußte nothwendig in den Augen des Mannes, Christinen Eberhardinen den bestimmten Werth einer vortrefflichen Gemahlinn, Auroren hingegen den vorübereilenden Reiz einer liebenswürdigen Maitresse geben.

*) Regenten, Helden und Politiker nennen noch den Namen des Churfürsten Moriz mit Verehrung. Der unerreichbare Monarch, der in diesem Jahrhunderte das Schicksal der Welt geleitet hat, und in dessen Händen, vielleicht die Geschichte der nähern Zukunft, noch unbekannt liegt, kennt und schätzt die Verdienste dieses Prinzen. Als er dem Congreß zu Rastadt auf eine kurze Zeit beywohnte, sagte er zu dem Sächsischen Gesandten, Grafen von Löben: Votre grand Electeur Maurice s'est couvert de gloire, en mettant des bornes au despotisme et à l'arrogance de Charles-Quint.

Digitized by Google

So anerkannt die beyderseitigen Vorzüge dieser Damen auch waren, so konnten sie doch das unbeständige Herz Friederich Augusts nicht fesseln. Beyde wurden für ihre große Liebe und Anhänglichkeit, zu gleicher Zeit, im Jahre 1697 von ihm mit Untreue belohnt.

Ihr gemeinschaftliches Schicksal kettete die Churfürstinn und die Gräfinn näher aneinander. Unter allen Geliebten Friedrich Augusts war die Königsmark diejenige, die von der Churfürstinn und nachherigen Königinn, bis an ihren Tod, mit besondrer Gnade ausgezeichnet wurde. Die Gräfinn setzte nie die Ehrfurcht aus den Augen, die sie dem hohen Range, den Tugenden und den vortrefflichen Eigenschaften der rechtmäßigen Gemahlinn ihres ehemaligen Geliebten schuldig war, und Christine Eberhardine hörte nie auf, die Talente, die Liebenswürdigkeit und besonders die Bescheidenheit der Gräfinn zu bewundern, und sie immer freundschaftlich zu behandeln.

Selbst die Churfürstinn Mutter, eine strenge Sittenrichterinn, war gegen die lobenswürdigen Eigenschaften Aurorens höchst gerecht. Sie erlaubte ihr den Zutritt zu ihrer Person, und gab ihr, nachdem sie den Hof ihres Sohnes aus Unmuth verlassen hatte, fortdauernd Beweise ihrer Gnade.

Die wankelmüthige Leidenschaft des Churfürsten war, wie wir gesehen haben, stärker als er selbst. Demungeachtet erkannte er die seltenen Verdienste Aurorens und schätzte dieselben. Da die Gräfinn von Königsmark eine unverheirathete Mutter war, so brachte es Friedrich August, um ihr den Titel Madame verschaffen zu können, dahin, daß sie zur Pröbstinn von Quedlinburg erwählt wurde.

Sie leistete ihm aber auch, nachdem er sie schon lange verlassen hatte, noch immer wichtige, politische Dienste, sowohl bey Carl 12, als auch durch ihre Verbindungen unter den Pohlnischen Großen. Besonders

zeigte sie bey dem Könige von Schweden, diesem erklärten Weiberfeinde, was Frauenklugheit vermag.

Maria Aurora, Gräfinn von Königsmark, Pröbstinn von Quedlinburg, starb im Jahre 1728.

Der junge Moriz wurde, als ihn seine Mutter sechs Wochen nach seiner Geburt verließ, mit seiner Amme nach Berlin geschickt, wo er drey Jahre bey einem Kammerdiener der Familie Königsmark, der sich daselbst niedergelassen hatte, in Pension blieb.

Im Jahre 1699 ließ der König, sein Vater, ihn mit seiner Wärterinn nach Warschau kommen. Er erkannte ihn öffentlich für seinen Sohn, und gab ihm den Titel eines Grafen von der Raute. In Warschau blieb der junge Prinz bis in sein achtes Lebensjahr, und folglich bis zum Jahre 1704.

In diesem Jahre ließ ihn der König nach Dresden kommen, wo man für die Erziehung des Grafen von der Raute zweckmäßigere Hülfsmittel hatte, als in der Hauptstadt Pohlens. Doch konnte Moriz nicht lange in Sachsen bleiben. Die Schweden kamen im Jahre 1706 dahin, und bemächtigten sich des ganzen Landes. Da durch den Einfall der Feinde dem jungen Prinzen keine Gefahr drohen konnte so kann man eigentlich nicht absehen, warum ihn der Vater von Dresden weggehen ließ, und nach dem Haag schickte. Hier blieb er bis 1709.

Noch als Moriz in Warschau war, nahm ihn der König im Jahre 1703 aus den Händen der weiblichen Wärterinnen, und übergab ihn der Erziehung eines Herrn von Lorme. Der Vater bemerkte jedoch sehr bald den Mißgriff, den er gethan hatte. Lorme war viel zu sanft für den feurigen Knaben. Dieser erhielt also, sobald er nach Dresden kam, im Jahre 1704 einen Herrn von Stötterogge zum Hofmeister, der ihn nach Holland

Digitized by Google

begleitete, und während des ganzen Aufenthalts des jungen Grafen daselbst immer bey ihm als Hofmeister und Freund blieb.

Schon frühe entwickelte sich in Moriz der Keim des großen Mannes, der er in der Folge ward. Er zeigte einen leichtfassenden hellen und feurigen Verstand, aber nicht die geringste Begierde, ihn auszubilden. Moriz war immer voll Feuer und Flammen, fast unbezähmbar, und wollte nichts lernen. Er schien nur Sinn für Waffen und Pferde zu haben. Indessen bemerkte man doch sehr bald und sehr deutlich, daß er die schwersten Sachen leicht und genau durchdenken und richtig beurtheilen konnte. In den Folgejahren suchte er zwar nachzuholen, was er in der Kindheit versäumt hatte; indessen ist nicht zu leugnen, daß er, die Taktik ausgenommen, nie eine Wissenschaft gründlich lernte. Genie allein mußte alle diese Mängel ersetzen. Noch ein andres Uebel war es, daß sein großer Verstand manches verachtete oder für Nebenwerk hielt, was doch eigentlich nicht für unbedeutend angesehen werden kann. So konnte er sich nie daran gewöhnen, die Rechtschreibung *) zu lernen. Er las sehr viel, aber es war ihm unmöglich zu beobachten, wie die Wörter geschrieben wurden. Dieser nicht unwichtige und sehr in die Augen fallende Fehler hing ihm an bis an das Ende seiner Tage.

Da es nicht möglich war, den feurigen Jüngling länger im Schooße der Ruhe zu erhalten, so erlaubte

*) Friedrich 2 war in Ansehung der Rechtschreibung eben auch sehr unwissend; denn so drückte er z. B. Tatar-Cham in Französischer Schrift durch Camp des Tartares aus. Doch schrieb er bey weitem nicht so fehlerhaft als Moriz, der, wie wir sehen werden, kaum drey aufeinander folgende Worte richtig zu schreiben verstand.

Digitized by Google

ihm der König, sein Vater, im Jahre 1709 zu der Armee der Alliirten gegen die Franzosen in die Niederlande zu geben. Moriz ging von Holland aus unter der Leitung des sächsischen Generals Schulemburg, und hatte noch einige Sächsische Offiziers bey sich, die sehr unterrichtete, tapfre und rechtliche Männer waren. Die beyden berühmten Feldherrn, Prinz Eugen von Savoyen und Herzog von Marlborough empfingen den jungen, muntern Freywilligen mit großer Auszeichnung. Sie bemerkten an ihm den Geist seines Königlichen Vaters, und ehrten ihn. Moriz war damals dreyzehn Jahr alt. Bald nach seiner Ankunft bey der Armee wohnte er der Einnahme von Lille (Ryssel) bey. Eben so war er auch gegenwärtig, als Tournai (Dornik) durch Marlborough genommen wurde; eine Unternehmung, die Eugen durch seine strategischen Kenntnisse einleitete und erleichterte. Moriz befand sich auch bey der bekannten blutigen Schlacht bey Malplaquet, die Villars verlor, die aber den Siegern ungleich mehr Menschen kostete, als den Besiegten. Am Abende dieses merkwürdigen Tages sagte der junge Held, der sich an demselben rühmlich ausgezeichnet hatte, im scherzenden Ton zu seiner Umgebung: er sey zufrieden mit seinem Tagwerke.

Im Jahre 1711 wurde Moriz von seinem Vater, der nach dem Tode Josephs I Reichs-Vicarius geworden war, in den Reichsgrafen-Stand erhoben, und erhielt den glänzenden Namen eines Grafen von Sachsen.

Der König ernannte auch damals seinen Sohn, nach dessen Zurückkunft, zum Obersten eines Cuirassier-Regiments.

In dem nemlichen Jahre diente Moriz unter den Befehlen seines Vaters in Pommern gegen die Schweden, und commandirte sein eigenes Cavallerie-Regiment. Der

Feldzug des Königs Friedrich August war übrigens nicht ganz glücklich. *) Moriz gab aber dabey die größten Beweise von Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, besonders da er, mit der Pistole in der Hand, im Angesichte des Feindes einen Fluß durchschwamm.

Eben so konnte man den Muth des Grafen von Sachsen bewundern, als er im Jahre 1712 in der Schlacht bey Gadebusch im Mecklenburgischen, wo er sich bey der Dänischen Armee befand, ein Pferd unter dem Leibe verlor.

Immer blieb der Kriegsdienst diejenige Beschäftigung, die Moriz mit Vorliebe und daher auch mit Eifer trieb. Er hatte nun schon in mehrern Armeen die Waffenübungen beobachtet, und so jung er auch war; so hatte er doch schon mit großer Zuverläßigkeit geurtheilt, daß dieselben in keinem Kriegsheere ganz fehlerfrey und zweckmäßig wären. Nachdem er darüber mit seinem Vater, der völlig mit ihm einverstanden war, gesprochen hatte, dachte der junge Held mit Scharfsinn der Sache nach, und in einem Alter von sechszehn Jahren und einigen Monaten brachte er ein ganz neues Exercitium der Infanterie zu Stande. Der König genehmigte es, und ließ es in Sachsen einführen, wo es lange Jahre hindurch mit dem glücklichsten Erfolg beobachtet wurde.

Die Gräfinn Königsmark hatte während der Abwesenheit ihres Sohns sich bemüht, eine anständige Heirath für ihn zu finden. Sie hatte hierbey die Absicht, theils

*) Friedrich August war ein sehr tapferer und kluger General, aber meistens unglücklich. Er war in dem Falle eines Feldherrn der neuesten Zeit, des Oestreichischen Generals Clerfait, von dem selbst französische Heerführer gestehen: il a été souvent malheureux, mais il n'a jamais été critiqué.

Digitized by Google

den flatterhaften Neigungen des jungen Grafen durch das Band der Ehe eine festere Bestimmung zu geben, theils durch eine reiche Gattinn seine Glücksumstände zu verbessern. Manche Geschichtschreiber haben behaupten wollen, die Gemahlinn des Grafen von Sachsen habe Johanna Victoria Tugendreich von Löben geheißen, aber wahrscheinlich irren sie sich. Nach den Nachrichten, die wir besitzen, und die, nach unserm Urtheil, ganz das Gepräge der Authenticität haben, war sie eine geborne von Einsiedel, wurde im Jahre 1714 mit Moriz vermählt, und brachte zu ihm ein Heirathsgut von dreymalhundert tausend Thalern. Sie gebar ihm einen Sohn, der Adolph hieß, und als Kind starb. Uebrigens hatte die Gräfinn von Königsmark den Schmerz zu sehen, daß diese Ehe nur auf sehr kurze Zeit glücklich war. Obgleich die Gräfinn von Sachsen als eine schöne und liebenswürdige Frau geschildert wird, die ihren Gemahl zärtlich liebte, und die, was ihn besonders hätte zur Dankbarkeit bewegen sollen, ihm große Reichthümer zugebracht hatte, so konnten doch alle diese Vorzüge den Grafen nicht fesseln. Die militärische Laufbahn, die er unter so günstigen Vorbedeutungen für seinen künftigen Ruhm betreten hatte, gab ihm Anlaß, sich von seiner Frau zu entfernen. Aber auch in der Entfernung von ihr glaubte er noch nicht Freyheit genug in seiner Lebensweise zu haben. Er suchte Gelegenheit, sich von ihr zu trennen, verstieß sie unter nichtigem physischem Vorwand, und ließ sich endlich im Jahre 1721 förmlich von ihr scheiden. Es gereicht ihm nicht zur Ehre, wenn mit Wahrheit allgemein behauptet wird, daß er das ganze Vermögen seiner Gemahlinn verschwendet hatte. Sie würde sich in der traurigsten Lage befunden haben, wenn nicht die Großmuth des Königs sie in glückliche Umstände versetzt hätte. — In der Folge verheirathete sich die Gräfinn wieder.

Digitized by Google

Hier ist vielleicht der Ort von den damaligen Vermögensumständen des Grafen von Sachsen zu sprechen. Sobald Moriz seine Ausgaben selbst bestimmen konnte, gab ihm sein Vater ein ansehnliches Capital, das, wenn wir nicht irren, in hundert tausend Thalern bestand. Von diesem Gelde kaufte der Graf das Städtchen und schöne Ritterguth Schkölen *) in Thüringen in den Besitzungen der damaligen Linie Sachsen-Weißenfels. Ferner gab ihm der König ein Jahrgeld von zwölftausend **) Thalern und schenkte ihm endlich die von der Familie Sachsen-Zeiz für Geld überlassene wichtige Herrschaft Tautenburg ***) in Thüringen. Rechnet man hierzu die Zinsen von dem Vermögen der Gräfinn, so wird man finden, daß Moriz sehr beträchtliche Einkünfte hatte. Allein sie waren nicht hinreichend seine ungeheuren Ausgaben zu bestreiten. Nach und nach verschwendete er Alles. Die ansehnlichen, in der Lausiz gelegenen Güter der Gräfinn von Sachsen waren bald verschulder. Schkölen mußte verkauft werden. Tautenburg wurde verpfändet und nie

*) Schkölen liegt Eine Meile von Naumburg in einer herrlichen Gegend. Die Familie Werthern kaufte dieses Gut. Ehemals war hier ein Gerichtshof (Palatium provinciale.)

**) Es war etatmäßig bestimmt, daß jeder natürliche Sohn Friedrich Augusts zwölftausend, und jene natürliche Tochter fünftausend Thaler von dem jedesmaligen Chef des Churhauses bekommen mußte. Vier Söhne und vier Töchter waren vom Könige für seine Kinder anerkannt. Nach dem siebenjährigen Kriege wurde ihnen vom Jahrgelde abgezogen. Ein Sohn bekam nur achttausend Thaler, und eine Tochter dreytausend sechshundert Thaler.

***) Tautenburg, wo noch ein altes Bergschloß zu sehen ist, gehörte sonst der Familie Schenk, die ehemals das Erbschenkenamt in Thüringen bekleidete. Nach dem Tode des Grafen von Sachsen fiel diese Herrschaft, die jetzt den Namen eines Amtes hat, an die Churlinie, mußte aber eingelöst werden.

Digitized by Google

wieder von Moriz eingelößt. Kurz, nach dem Tode seines Vaters hatte er in Sachsen nichts mehr, als sein Jahrgeld, das aber auch nie in seine Hände kam, weil schon immer viele Monate vorher seine Gläubiger darauf angewiesen waren.

In den wenigen Jahren, die Moriz in Sachsen und Polen zubrachte, legte er sich besonders auf die Erlernung der Französischen Sprache, die er auch in der Folge, nachdem er sich einige Jahre in Frankreich aufgehalten hatte, mit großer Fertigkeit, aber nie vollkommen gut sprach. Man sehe dabey, was ein genialischer Kopf leisten kann, wenn er seine Kräfte brauchen will. Jezt in reifern Jahren, da Moriz seine Zeit, zwischen Geschäften, Vergnügungen und Förmlichkeiten theilen mußte, jezt wendete er jeden Augenblick, über den er gebieten konnte, zu seinem Unterricht an. Besonders studirte er Geschichte und Kriegswissenschaften. Er las die vorzüglichsten Schriften der ältern Zeit in den besten Französischen Uebersetzungen, und bildete sich durch dieses Lesen, und durch sein eigenes tiefes Nachdenken und richtiges Urtheil, zum vollkommenen taktischen Schriftsteller. Unmerklich gewöhnte er sich so sehr an Bücher, daß sie ihm bald ein Bedürfniß wurden. Seit dieser Zeit reiste er nie, und befand sich nirgends ohne eine vortreffliche Auswahl der besten militärischen und historischen Werke bey sich zu haben. — Von seinen eigenen Schriften wird künftig etwas gesagt werden.

Noch ehe Moriz in Französische Dienste trat, gieng er, nach einem Aufenthalt von einigen Jahren in Sachsen und Polen, im Jahre 1717 nach Ungarn zu der Armee der Oestreicher unter Eugen von Savoyen gegen die Türken. Er wohnte der Belagerung von Belgrad bey, und gab bey jeder Gelegenheit erneuerte Beweise von Tapferkeit, Geistesgegenwart und richtigem militärischem Blick.

Digitized by Google

Der Graf von Sachsen gieng hierauf im Jahre 1718 nach Polen zurück, und wurde zur Belohnung seines rühmlichen Benehmens, von seinem Vater mit dem Zeichen des weißen Adler-Ordens beehrt.

Von dieser Zeit an blieb Moriz zwey Jahre lang am Hofe seines Vaters. Dieser Zeitpunkt ist besonders deswegen merkwürdig, weil man von demselben die Irrungen datiren kann, die den Grafen von Sachsen, anfänglich in geheim, von seiner Familie und von den vornehmsten Personen des Sächsischen Hofes trennten, bald öffentlich bekannt und nie vollkommen beygelegt wurden. Unpartheyisch betrachtet war Moriz hauptsächlich, und zuweilen sogar ganz allein, die Triebfeder dieser Spaltungen. Seine großen Geistesvorzüge, seine Ausschweifungen und seine Widerspenstigkeit machten ihm in allen Verhältnissen Feinde — Aus Hang zur Wollust ward er seiner Gemahlinn überdrüßig — Die trübe Sanftmuth seiner Mutter erregte ihm Langeweile — Ueber die Ausschweifungen, die Verschwendung und die Untreue seines Vaters gegen die Gräfinn Königsmark sprach er laut, ohne zu bedenken, daß er in seinem eingeschränktern Würkungskreise alle diese Fehler noch weiter trieb als der König. — Das allgemeine Benehmen des Churprinzen, mit dem er sich schon in den frühesten Kinderjahren verunreiniget hatte, tadelte er in wenig schonenden, oft sarkastischen Ausdrücken, und obgleich dieser Prinz damals abwesend war, so kam ihm doch alles wieder zu Ohren — Endlich überwarf er sich zuweilen förmlich mit den Ministern seines Vaters in Sachsen und Polen — Kamen nun alle diese Umstände, einzeln oder vereint, vor dem Richterstuhle des Königs zur Sprache, dann wagte er es oft sogar, dem Monarchen zu widersprechen, oder die Anklage lächerlich zu machen. Gewöhnlich beharrte er mit Heftigkeit auf seiner Meinung, und war selten davon abzubringen. Man kann denken, daß auf diese Art der Graf von Sachsen kein gutes Vernehmen erhalten konnte.

Digitized by Google

Was übrigens seinen Gegnern allerdings Mißtrauen gegen ihn und gegen sich selbst einflößen mußte, war die große Ueberlegenheit der Geistesfähigkeiten, die sie mit geringer Ausnahme einiger Personen ihm nothwendig zugestehen mußten, und die also die meisten von ihnen allerdings zu fürchten hatten.

Die große Vorliebe, die man an dem Grafen von Sachsen für alles, was Französisch war, von jeher bemerkt hatte, und der Ueberdruß, den er am Hofe seines Vaters empfand, veranlaßten den jungen Helden, nach Frankreich zu gehen, und daselbst ein Volk in seiner Heimath zu sehen, das er im Felde schon einigemal hatte bezwingen helfen. Er ging im Jahre 1720 nach Paris, wo ihn der Regent, Herzog von Orleans, mit offenen Armen aufnahm. Dieser feurige, genialische Mann, der, obgleich immer im Schooße der Wollüste aller Art schwelgend, dennoch mit fester Hand die Waage hielt, in deren Schaalen er das Gleichgewicht von Europa gelegt hatte, der ohne Ausnahme Talente für alle Geschäfte besaß, der den Fürsten, den Feldherrn und den Staatsbürger glücklich zu verbinden wußte, dieser Prinz erkannte bald die Verdienste des Grafen von Sachsen, und suchte ihn an sich zu ziehen. Beyde schienen für einander geschaffen zu seyn. In ihren Meinungen, in ihrem Charakter, in ihren Neigungen sogar war eine vollkommne Uebereinstimmung. Moriz nahm sogleich die ihm angebotenen Kriegsdienste an, und wurde zum Maréchal-de-camp (General-Major) ernannt. Zu gleicher Zeit erhielt er ein Regiment. Er führte anfänglich in demselben, hernach in einem Theile der Armee und endlich im ganzen französischen Kriegsheere eine verbesserte Kriegszucht und ein zweckmäßigeres Exercitium ein. Unter diesen Beschäftigungen, unter Orgyen am Hofe des Regenten bis zum Tode dieses Fürsten im Jahre 1723, die ohne Aufhören wiederholt wurden, und oft die Sittlichkeit

empörten, dann unter dem Umgange mit berühmten Männern eines jeden Standes, unter dem Lesen der besten Geschichtschreiber und militairischen Schriftsteller, und unter mancherley Liebeshändeln, deren Detail nicht hierher gehört, verstrich die Zeit bis zum Jahre 1726, die, wie der Graf von Sachsen noch am Ende seiner Tage mit dem Vergnügen der süßesten Erinnerung gestand, die angenehmste Periode seines Lebens gewesen war.

Während seines Aufenthalts in Polen hatte sich Moriz unter den Curländern Freunde zu machen gewußt. Der ganze Adel in Curland war mit seiner politischen Existenz unzufrieden, und mußte es auch seyn — Der Herzog Ferdinand, der Lezte aus der regierenden Linie des Hauses Kettler, war zu alt, um Kinder zu zeugen, die ihm in der Regierung folgen konnten. Er hatte sich fast nie in Curland aufgehalten, befand sich mit den Ständen in beständigen Irrungen, die besonders von seinem Uebergang zur catholischen Religion herrührten, und verzehrte seine Regenteneinkünfte in Danzig — Die verwittwete Herzoginn Anna, geborne Prinzessinn von Rußland, eine Bruders Tochter Peters 1, hatte ihrem Gemahl, mit dem sie nur einige Wochen vermählt gewesen war, ein ansehnliches Heyrathsgut eingebracht, wovon sie wegen Zerrüttung der Finanzen nie etwas wiederbekommen konnte. Sie lebte in Curland, und namentlich in Würzau *), von den mit Mühe auf-

*) Würzau, ein Wittwensitz der ehemaligen Herzoginnen von Curland, hat ein geräumiges Schloß, das der letzte Herzog Peter Biron sehr verschönert hat. Wenn er in Curland war, hielt er sich fast beständig an diesem Orte auf. Nach der sogenannten freywilligen, aber auf jeden Fall illegalen Uebergabe des Landes durch die Stände an Rußland wurde Würzau mit allen Domainen dem Grafen Valerian Subow, einem Bruder des Lieblings Catharinens 2 gegeben, der außer diesem zufälligen Umstande nur das einzige Verdienst

Digitized by Google

zubringenden Wittwengeldern — In der Nachbarschaft Curlands war der Russische Hof, der schon seit einiger Zeit in Europa furchtbar zu werden drohete, und sein politisches System dadurch gründete, daß er seine schwachen Nachbarn zu unterdrücken suchte — In Curland war immer ein ansehnliches Corps Russen, oft bis sechstausend Mann, die unter dem nichtigen Vorwand, die Ansprüche ihrer Prinzessinn geltend zu machen, sich ernähren ließen, und das Mark des Landes aussogen — Der König und die Republik Polen, als die Lehnsherren von Curland, waren zu schwach, ihre Vasallen zu schützen — Unter solchen Umständen war wohl nichts natürlicher, als daß die Stände, denen durch die Würkungen der nach dem Tode des Herzogs sich anspinnenden Cabalen noch größere Zerrüttungen bevorstanden, auf ein Mittel sannen, diesem Unglücke zuvorzukommen. Sie glaubten, es in der Wahl eines eventuellen Nachfolgers des Herzogs Ferdinand zu finden. Den meisten und wenigstens den wichtigsten von ihnen war Moriz bekannt. Seine Talente, sein Muth, seine Liebenswürdigkeit, seine erhabenen, obgleich nicht legalen Familienverhältnisse, besonders aber der große Ruf, der sich über diese Eigenschaften und überall verbreitet hatte, machte es den Curländern wünschenswerth, ihn dereinst zum Regenten zu haben. Der Graf von Sachsen und die Curländischen Stände näherten sich unmerklich in ihren Wünschen und vereinigten sich endlich sehr bald. Moriz ging nach Mietau, wohin man ihn in geheim berufen hatte, und wohin die Oberräthe, das ist, die vier Staatsministers einen Landtag ausgeschrieben hatten. Man schritt zur Wahl eines künftigen Herzogs, die am 5. July 1726 auf den Grafen Moriz von Sach-

hatte, ein schöner Mann zu seyn — Im Schloßgarten zu Würzau sieht man noch jetzt einige Bäume, die von der Herzoginn Anna, nachherigen Kaiserinn von Rußland vor beynahe hundert Jahren selbst gepflanzt worden sind.

Digitized by Google

sen fiel. Es wurde ein Wahldiplom *) ausgefertigt, und von dem künftigen Herzoge sowohl, als von den Wahlständen unterschrieben. Geschehen war nun die Wahl, aber die eigentlichen Machthaber wollten sie nicht bestätigen — Der Herzog empfand es sehr übel, daß man, seines hohen Alters ungeachtet, daran denken konnte, daß er sterben würde, und hielt es für einen Eingriff in seine Rechte, daß man ohne seine Concurrenz die Wahl unternommen hatte — Die verwittwete Herzoginn, welche die Ankunft des Grafen und seine Wahl begünstigt hatte, glaubte, wie wir in der Folge sehen werden, in dessen Benehmen Ursache zu finden, sich ihm zu widersetzen — Der König und die Republik Polen wurden durch mancherley Leidenschaften, durch Intriguen, besonders aber durch Schwäche zu dem Entschluß gebracht, den Grafen von Sachsen in dieser Wahlangelegenheit ganz zu verlassen. Friedrich August war mit seinem Sohne aus mancherley Gründen unzufrieden. Die Verschwendung und die Widerspenstigkeit des Grafen hatte ihn oft von seinem Vater entfernt. Und wenn denn auch, wie es gewöhnlich der Fall zwischen Vätern und Söhnen ist, bey denen Ueberlegung an die Stelle der Uebereilung tritt, wenn dann auch die Irrungen auf dem Punkt standen, beygelegt zu werden, so fachten die Minister des Königs, mit denen Moriz sich immer überwarf, das Feuer der Zwietracht wieder an. Unter ihnen werden besonders Flemming, Manteuffel, und sogar schon Brühl genennt. Sie sollen es auch gewesen seyn, die den Churprinzen schon damals zu lenken und ihn gegen Moriz, den sie als einen unruhigen Kopf schilderten, einzunehmen wußten — Der Einfluß dieser Minister erstreckte sich auch auf diejenigen Männer in Polen, die durch ihr Ansehen und ihren Einfluß den meisten Antheil an der Unordnung hatten, durch welche die dortige Regierung zur anarchischen constituirt wurde. Nach ihrem Sinne war die Wahl

*) Man sehe das Wahldiplom in der Beylage A.

des Grafen von Sachsen deswegen ungültig, weil sie das Projekt hatten, nach Ferdinands Tode Curland in Woywodschaften einzutheilen, und dem Königreiche Polen zu incorporiren. Sie wußten überdies, daß der Russische Hof diese Wahl ebenfalls nicht genehmigen würde, und aus Furcht wagten sie es nicht, etwas zu billigen, was diesem mißfallen könnte — Würklich mußte auch Moriz von Seiten dieses Hofs den meisten Widerspruch erfahren. Damals regierte in Rußland Catharina I, diese wunderbare Frau, die sich aus dem Staube des niedrigsten Pöbels auf einen der ersten Throne der Welt emporgeschwungen hatte. Nicht zufrieden damit, wollte sie ihre Macht auch außerhalb Rußland verbreiten. Ihr jetziger Günstling, ehemals ihr Gebieter und Herr, der Fürst Menzikow, der ohngefähr einen ähnlichen Ursprung hatte, dem Throne am nächsten gekommen, und das Hauptwerkzeug der Erhebung der Kaiserinn gewesen war, wollte im verkleinerten Maaßstabe ebenfalls Souverain heißen, und hatte in dieser Absicht seine Augen auf Curland gerichtet. Was er mit Güte nicht hatte erhalten können, wollte er durch Gewalt erzwingen. Er ließ Russische Truppen gegen Mietau vorrücken, woselbst Moriz, vielleicht mit zu viel Anmaßung, das Schloß eingenommen hatte. Bey ihrer Annäherung zog sich der Graf von Sachsen mit seiner geringen Mannschaft von Mietau hinweg nach einer kleinen, in der nahen Ost-See gelegenen Insel. Nach einem kurzen Widerstande, der mehr ein Beweis des persönlichen Muthes, als der Ueberlegung war, und nicht zweckmäßig seyn konnte, mußte sich dieser Prinz entfernen. Er rettete sich mit Lebensgefahr, indem er mit seinem Pferde durch das Meer schwamm. Dies geschahe in den ersten Monaten des Jahrs 1727 *). Moriz verließ Curland und ging nach Paris, ohne den geringsten wesentlichen Vortheil erlangt zu haben. Nur Ansprüche blieben ihm übrig,

*) Einige behaupten, Moriz sey bis 1729 in Curland geblieben, aber diese Nachricht ist ungegründet.

Digitized by Google

und der Titel eines Herzogs von Curland und Semgalen, den er seitdem annahm und der ihm von den meisten Europäischen Höfen zugestanden wurde — Aber auch Menzikow konnte seinen Zweck nicht erreichen. Curland blieb in der bisherigen Verfassung.

Auch sogar Frauen übernahmen bey der Wahlangelegenheit des Grafen von Sachsen bedeutende Rollen. — Die verwittwete Herzoginn Anna war zu seinem Vortheil gewonnen worden. Bühren, der Liebling dieser Fürstinn, hatte sich nehmlich durch seinen unüberlegten Stolz, der den meisten Emporkömmlingen eigen ist, die vornehmsten Herren in Curland zu Feinden gemacht. Sie dachten auf Mittel, ihn zu entfernen, oder wenigstens doch, ihn weniger würksam zu machen. In dieser Absicht überzeugten sie die Herzoginn, die eine gute und ziemlich kluge, aber höchst indolente Frau war, und keinen Begriff von Intriguen hatte, daß sie ihr Schicksal am besten sichern und den Cabalen und der Unordnung auf Einmal ein Ende machen könnte, wenn sie sich mit einem eventuellen Nachfolger des alten Herzogs vermählte. Sie hatten ihr den Grafen von Sachsen vorgeschlagen, und der Ruf seiner männlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit hatte die Prinzessinn, die auf beydes einen großen Werth legte, schon ehe sie ihn kannte, für sein Interesse gewonnen. Sie hatte geglaubt, Bühren immer noch als Freund beybehalten zu können, und war daher ziemlich leicht in die Vorschläge, die für sie und das Land so heilsam seyn sollten, eingegangen. Deswegen hatte sie auch die Vorbereitungen zu Morizens Wahl schon vor seiner Ankunft mit Eifer zu begünstigen gesucht. Endlich kam er und gefiel. Ganz anders waren die Empfindungen des Prinzen. Anna war weder schön noch liebenswürdig; und ein Umstand, den Männer selten so billig sind, mit Nachsicht zu beurtheilen, selbst wenn, wie hier, Politik sie

leiten sollte, Anna war drey Jahre älter als Moriz. Anfänglich schien es, als ob der Graf von Sachsen, den Wünschen der Curländer gemäß, sich auf eine gute Art in die glänzenden Fesseln fügen würde, die man ihm anlegen wollte. Er zeigte gegen die Herzoginn eine außerordentliche Aufmerksamkeit, die man allgemein, und diese Prinzessinn selbst, für Ernst aufnahm. Diese Täuschung dauerte mehrere Monate. Erst im Winter bemerkte man den Irrthum. Moriz hatte mit seinem Eintritt in Curland seine Galanterien fortgesetzt, nur hatte er dabey viel Behutsamkeit gebraucht. Ein Zufall vernichtete jedoch alle Maaßregeln, die in dieser Absicht genommen wurden — Eine Hofdame der Herzoginn hatte dem Grafen gleich beym ersten Anblick besser gefallen als ihre Gebieterinn. Die Gelegenheit, sie oft bey dieser Fürstinn zu sehen, hatte Veranlassung zu einem Liebesverständniß gegeben, das mit Feinheit eingeleitet und mit großem Geheimniß unterhalten wurde. Gewohnheit macht sicher. Die beyden Liebenden waren nicht vorsichtig genug. Man sprach von ihrem Umgang, erst im Scherz, dann mit Ueberzeugung. Anna wurde auch davon unterrichtet, und schöpfte Verdacht. Zwar wurden die gekränkten Empfindungen dieser Fürstinn für den Augenblick wieder besänftigt, aber nicht auf lange Zeit. Der Prinz setzte seine nächtlichen Besuche bey seiner Geliebten fort, die im Schlosse zu Würzau bey der Herzoginn wohnte. Eines Abends im Winter ging er ebenfalls zu ihr. Als er sie gegen Morgen verließ, war ein so starkes Glatteis gefallen, daß Er, der auf dem Eise nicht zwey Schritte gehen konnte, nicht fortzukommen im Stande war. Eine Frau, mit einer brennenden Laterne, begegnete ihm an der Thüre und bemerkte seine Verlegenheit. Nach einem kurzen Gespräch wurden sie einig, daß er die Laterne nehmen, sie aber ihn auf ihren Rücken aufladen, und bis zu seiner nahgelegenen Wohnung, ebenfalls im Schloßhofe, tragen wollte. Dieß geschahe, und zwar, wie die beyden In-

Digitized by Google

teressenten glaubten, ganz in geheim. Aber demungeachtet wurde schon am nächsten Morgen von diesem nächtlichen Abendtheuer gesprochen. Die Herzoginn erfuhr es, und von diesem Augenblick an löste sie alle nähern Verhältnisse mit dem Grafen von Sachsen auf — Wahrscheinlich verlor damals Moriz, und zwar durch seine eigene Schuld, die Möglichkeit, den Russischen Thron zu theilen, den Anna vier Jahre nachher bestieg. Wir werden sehr bald sehen, daß er dieses Glück noch Einmal verfehlte.

Auch in der Entfernung nahmen Frauen an der Wahlangelegenheit des Grafen von Sachsen den lebhaftesten Antheil und suchten sie zu befördern — Moriz hatte in Paris eine Geliebte, der er unendlich viel zu verdanken hatte. Mademoiselle Le Couvreur, eine Schauspielerinn, groß durch ihre Kunst, bekannt durch ihre Schönheit, geschätzt durch ihr Herz, hatte dem Grafen von Sachsen Geschmack an Aesthetik beygebracht, und seinen Verstand vortheilhaft ausgebildet — Als er einige Monate in Curland war, um sein Wahlgeschäfte zu betreiben, fing er an, Mangel an Gelde zu leiden. Von seinem Vater konnte er keines erwarten, weil er vielleicht nicht einmal welches von ihm verlangen durfte. Er wendete sich also in Frankreich an verschiedene seiner Freunde, um ihnen seine Verlegenheit zu klagen, und sie um Rath und Hülfe zu bitten. Unter andern schrieb er auch an Mademoiselle Le Couvreur, und dieses edle Mädchen that mehr für ihn, als man hätte erwarten können. Sie versetzte ihre Juwelen und ihr Silberzeug für vierzigtausend Livres, und schickte ihm diese Summe, die damals wenigstens zwölftausend Thaler betrug — Ein so großmüthiger Zug mußte natürlicherweise einen tiefen Eindruck in dem Herzen des Prinzen machen; denn ob er gleich in der Folge durch Umstände genöthigt wurde, nicht länger ihr Geliebter zu seyn, so hörte er doch nie auf, ihr dankbarer Freund zu bleiben.

Digitized by Google

Catharina 1 von Rußland lebte nicht mehr. Peter 2, ein Kind, das man leicht lenken konnte, war ihr in der Regierung gefolgt. Menzikows Glückstern fing an zu verbleichen, und verschwand bald ganz. Durch dieses Verschwinden lebte in Moriz die Hoffnung wieder auf, dereinst das Herzogthum Curland doch noch erlangen zu können.

Er hatte bey Gelegenheit seiner Geschäfte in diesem Lande, in Danzig einen Mann kennen gelernt, der Bacon hieß, und ein geborner Franzose war. Es läßt sich jetzt nicht bestimmen, wer dieser Mann eigentlich gewesen ist; nur so viel kann man bemerken, daß er wahrscheinlich eine Agentenstelle in Danzig hatte, und daß Moriz sein ganzes Vertrauen auf ihn setzte. Dieser Bacon nun, und ein gewißer geheimer Rath Thioly in Dresden, wahrscheinlich ein Cabinets-Sekretär daselbst, die beyde von ältern Zeiten her in freundschaftlichen Verbindungen zusammen standen, hatten, auf Anrathen der Freunde des Prinzen in Curland und Rußland, gemeinschaftlich das Projekt entworfen, den Grafen von Sachsen, der durch seine Wahl schon einiges Recht auf Curland hatte, jetzt in günstigern Zeiten als eventuellen Nachfolger des Herzogs wieder in Vorschlag zu bringen. Mit dieser Idee verbanden sie noch den Plan einer Heyrath des Grafen mit der Prinzessinn Elisabeth, Tochter Peters 1 und nachherigen Kaiserinn von Rußland. Moriz, der in den meisten Ereignissen seines Lebens, besonders aber in Heyrathsgeschäften, würklich strafbar sorglos war, ließ sich alles gefallen, ohne einiges Verlangen zu zeigen. Indessen erhielt Bacon von Paris aus den Auftrag, wegen dieser Angelegenheit am Ende des Jahres 1727 nach Petersburg zu gehen, und die zwiefache Unterhandlung anzufangen. Diese eigene Absendung war deswegen nothwendig, weil Moriz immer in Unfrieden mit den Sächsischen Staats-Ministern lebte, und daher von seinem Vater nicht verlangen wollte, daß der Sächsische Gesandte

in Rußland, Le Fort *), in diesem Geschäfte gebraucht würde.

Bacon kam in Rußland an, zog Erkundigungen ein, betrieb seine Geschäfte, und machte seine Berichte an den Grafen von Sachsen. Anfänglich waren dieselben nicht sehr bedeutend, weil man der Sicherheit der Posten, zumal in Polen, nicht sehr trauen konnte, und Bacon damals noch keine Chiffres hatte. Aber desto interessanter wurden dessen Briefe in der Folge.

Im Januar 1728 reiste er nach Danzig, und schrieb von dort aus im Februar an Moriz in Paris. Aus dem Hauptberichte sieht man, daß Bacon die ganze Angelegenheit mit großer Klugheit, aber noch mit größerm Diensteifer betrieben hat. Besonders scheint er die Stimmung am Russischen Hofe genutzt zu haben, vermöge welcher man Gelegenheit suchte, sich der Prinzessinn Elisabeth zu entledigen, die als eine Tochter Peters I der jetzt regierenden Linie immer sehr unbequem war. Dieser Umstand veranlaßte dann den Unterhändler, die beyden Projekte, nemlich den Besitz von Curland, und die Heyrath des Prinzen mit Elisabeth, vereint zu bearbeiten, und eines durch das andre ausführbar zu machen. Bacon hatte sich in dieser Absicht an die vornehmsten und wichtigsten Personen am Hofe gewendet, und sie zum Theil mit dem Entwurf einer Heyrath bekannt gemacht, oder mehr oder weniger in das Interesse des Grafen gezogen — In seinem ersten und wichtigsten Briefe an Moriz von Danzig aus sagt Bacon, er komme blos aus Rußland, um ihn in Danzig zu erwarten, und ihn nach Petersburg und Moskau zu führen. Hierauf giebt er ihm das Versprechen, ihm die Prinzessinn Elisabeth zur Gemahlinn zu verschaffen, und ihm durch diese Heyrath zum Besitz von Curland zu verhelfen. Endlich unterrichtet er den Grafen

*) Le Fort war ein Bruders Sohn des berühmten Le Fort, welcher der Freund Peters I und dessen Gehülfe bey der neuen Schöpfung Rußlands war.

von Sachsen von dem Resultat seiner bisherigen, nur vorläufigen Bemühungen, und man findet darinn nichts zu tadeln, als daß die Angelegenheit in zu viel Händen war, um ein Geheimniß zu bleiben; und diese Eigenschaft mußte sie doch haben, weil es darauf ankam, die Polen, die immer noch das Projekt der Eintheilung Curlands in Wowwodschaften hatten, durch einen unerwarteten Streich zu überlisten — Bacon hatte zuerst mit dem berühmten Feldherrn Münnich — und mit dem Staats-Minister Jaguschinsky, zwey Männer, die einen ausgebreiteten Credit am Russischen Hofe hatten, gesprochen, und sie ganz auf seine Seite gebracht — Hierauf hatte er eine Frau von Saltikow, die Oberhofmeisterinn der Prinzessinn Elisabeth wa gewonnen. Diese Frau hatte ihn versichert, Elisabeth sey zwar geneigt, den Grafen von Sachsen zu heirathen, aber sie verlange ihn erst zu sehen, ehe sie ihre Entscheidung geben könne — Ferner hatte Bacon den Spanischen Gesandten Duc de Liria in das Interesse seines Committenten gezogen. Dies hatte er desto leichter bewerkstelligen können, da der Französische Hof, der gern alles mögliche für Moriz thun wollte, mit dem Spanischen in der engsten Verbindung stand, und in Ermangelung eines Französischen Gesandten in Rußland durch den Duc de Liria alles nach seinem Willen daselbst betreiben konnte. Ueberdies kannten Moriz und Liria sich persönlich. Sobald die Sache in Ueberlegung kam, ließ er dem Prinzen den Rath geben, seine Angelegenheit zwar so eifrig als möglich zu betreiben, aber anfänglich nicht von seinen Ansprüchen auf Curland zu sprechen, damit davon in Polen nichts laut würde. Dies könnte sich schon finden, und müßte vielleicht durch einen Machtstreich ausgeführt werden, wenn nur erst die Heyrath zu Stande gebracht wäre — Bacon hatte auch nicht verfehlt, von seinem doppelten Projekt mit Ostermann zu sprechen, und ihm die Sache zu empfehlen. Dieser große Staats-Minister ließ ihn rufen und wiederholte dreymal nach einan-

Digitized by Google

der: das Conseil habe ihm aufgetragen, dem Grafen von Sachsen die Versicherung der vollkommensten Gewogenheit des Kaisers zu geben; doch sollte man jetzt noch nicht von Curland sprechen, um die Polen nicht aufmerksam zu machen. Auch rieth Ostermann, von der Heyrath jetzt noch nichts zu sagen, vermuthlich weil der eigentliche Machthaber in Rußland und Günstling des Kaisers, Knees Wasilej Dolgorucky, noch nicht davon unterrichtet war — Aber auch an diesen wendete sich Bacon, und nach der vortheilhaften Einleitung, die er gemacht hatte, äußerte Dolgorucky die freundschaftlichsten Gesinnungen gegen Moriz — Ehe Bacon nach Danzig reiste, ging er nochmals zu allen nur genannten Personen, um von ihnen die Bestätigung ihrer Versicherungen zu vernehmen. Münnich und Jaguschinsky hatten sich die meiste Mühe gegeben, und dem Unterhändler die Bekanntschaft mit den übrigen Personen verschafft, die dann Bacon mit großer Intelligenz zu cultiviren wußte. Als er von Münnich Abschied nahm, sprach dieser, der von Natur ein großer Schwätzer war, sehr viel von der Heyrath und sagte zu ihm: „Führen Sie uns nur Se. Durchlaucht her, und „für das übrige lassen Sie uns sorgen.“ Jaguschinsky und Frau von Saltikow wiederholten ebenfalls ihre Versprechungen, und machten sich anheischig, die Prinzessinn bey günstigen Gesinnungen für Moriz zu erhalten. Kurz, es war alles so zum Vortheil des Grafen von Sachsen gestimmt, daß man schon in Moskow, wo der Hof sich damals aufhielt, ein Haus für ihn gemiethet hatte — Dies alles schrieb Bacon von Danzig aus an den Prinzen, und gab ihm den Rath, sich viel Geld vom Könige, seinem Vater, schicken zu lassen, und ihm vorzustellen, welche Vortheile der Monarch und der Churprinz davon haben könnten. Ueberhaupt schlug er ihm vor, er möchte doch offenherzig gegen den König seyn, und ihm, der bisher von dem Heyrathsprojekte noch wenig mochte gewußt haben, mit kindlichem Vertrauen alles eröffnen. Ferner

schrieb er, Moriz möchte reiche Kleider und Galanteriewaaren zu Geschenken mitbringen. Aber der vorzüglichste Rath, den er ihm gab, war der, sich mit dem Feldmarschall Flemming und dem Grafen Manteuffel auszusöhnen, die beyde beym Könige ihm üble Dienste leisteten, und auf diese Art den Vater immer mehr vom Sohne zu entfernen suchten. Mit diesem Hauptbericht, den Bacon von Danzig aus nach Paris sendete, hatte sich ein Brief *) gekreutzt, den der Prinz an Bacon im Anfang des Februars nach Petersburg schrieb, wo damals weder Bacon noch der Hof mehr waren. Man kann denken, daß auf diese Art der Brief sehr spät an seine Adresse kommen mußte. Durch diese Verzögerung konnte jedoch nichts verdorben werden, denn man kann nichts unbedeutenderes lesen, als diesen Brief; so daß man sich wundert, wie ihn ein so kluger Mann, als Moriz war, hat schreiben können. Freylich kannte der Graf von Sachsen in dem Augenblicke, da er diesen Brief schrieb, das Resultat der Verhandlungen seines Geschäftsträgers in Rußland noch nicht genau, aber demungeachtet hätte er doch interessantere Sachen schreiben können. Zugleich mit diesem Briefe schickte Moriz an Bacon die Abschrift eines Schreibens **) an den Knees Dolgorucky. Auch dieses ist nicht sehr wichtig; doch enthält es die Vermuthung, daß damals von Polen aus, dem Könige in Ansehung Curlands Vorschläge sind gemacht worden, die das Sächsische Ministerium nach der Ueberzeugung des Prinzen angenommen zu haben schien, um die wahren Absichten des Dresdner Hofes zu verbergen — In beyden Briefen glaubt man zu bemerken, daß der Graf von Sachsen ein äußerst unruhiger Kopf war, und gern das Ende seiner Angelegenheit sehen, oder lieber die Sache ganz aufgeben wollte.

Noch in dem nehmlichen Monat Februar schrieb Moriz von Paris aus zweymal an Bacon, und zwar, wenn

*) Man sehe diesen Brief in der Beylage B.

**) Man sehe diesen Brief in der Beylage C.

Digitized by Google

das Datum auf dem einen Schreiben nicht ein Irrthum ist, zwey Briefe an Einem Tage — Den einen *) fängt er mit der Versicherung an, in drey Tagen abzureisen. Den Hauptbericht von Bacon hatte er damals erhalten, und ihn dem Könige zeigen lassen, der damit zufrieden gewesen war. Uebrigens äußert der Prinz große Zweifel über die Geheimhaltung des Projekts. Schlüßlich erzählt er, daß seine Mutter, die Gräfinn Königsmark, damals gestorben war — Man muß hierbey bemerken, daß ihm dieser Todesfall zum Vorwand hätte dienen können, sogleich nach Petersburg oder Moskow zu gehen, weil ihm seine Mutter Güter in Liefland hinterlassen hatte — Der zweyte **) dieser Briefe enthält nichts als Familiennachrichten, die nur Bacon betrafen.

Im Wechsel mit den erwähnten Briefen schrieb dieser Unterhändler an den Prinzen, um ihn dringend zu bitten, daß er eilen möchte zu kommen. Um die Reise so geheim als möglich zu machen, sollte der Graf von Sachsen von Danzig nach Petersburg zu Wasser gehen. Indessen hatte sich Thioly in Dresden auf eine sehr wesentliche Art für den Prinzen verwendet. Dies kann man aus seinen Briefen an Bacon beurtheilen. So wichtig auch ihr Inhalt war, so chiffrirte er sie doch nie. Er brauchte blos einige Worte, die einen versteckten Sinn hatten, aber leicht erklärt werden konnten. So nannte er z. B. den König, le Patron, und die beyden Minister, Flemming und Manteuffel, les deux Maitrez ouvriers. Dieser Geheimerath Thioly nun söhnte, wenigstens zum Schein, den Grafen von Sachsen mit dem Churprinzen, mit den Ministern, und durch diese mit dem Vater aus. Es kam so weit, daß Moriz Geld und Credit in Petersburg bekommen sollte. Der Gesandte Le Fort erhielt sogar Befehl, den Prinzen so viel als möglich in Rußland zu unterstützen, doch gab man ihm die Weisung, es auf

*) Man sehe diesen Brief in der Beylage D.

**) Man sehe diesen Brief in der Beylage E.

Digitized by Google

eine Art zu machen, daß der König, der immer die Einmischung der Polen fürchten mußte, nicht öffentlich dabey genennt, und folglich auch nicht compromittirt würde.

Moriz war nun endlich von Paris abgereist, hatte sich aber lange unterwegs aufgehalten, denn erst im Anfange des Monats April schrieb *) er von Frankfurth am Main an Bacon, und versicherte ihn, daß er auf seiner Reise sehr eilig seyn würde. Er hatte den Sächsischen Gesandten Le Fort bey sich, der auf einige Monate abwesend gewesen war, und jezt auf seinen Posten nach Rußland zurückgehen wollte. Man weiß nicht durch welchen Zufall sie sich auf der Reise zusammen gefunden hatten.

Ohne Dresden zu berühren, was doch eigentlich hätte geschehen sollen, weil daselbst mancherley Geschäfte zu berichtigen waren, ging der Graf von Sachsen von Frankfurth nach Danzig. Daselbst scheint er sich bestimmt zu haben, nicht sogleich nach Rußland zu gehen, sondern noch einige Aufschlüsse über seine Angelegenheit abzuwarten, die schon anfieng, ihm lästig zu werden. Indessen hatte Bacon den Prinzen, der zu lange zauderte, nicht in Danzig erwartet, sondern war nach Petersburg gegegangen, weil er geglaubt hatte, von hieraus seine Geschäfte besser betreiben zu können. Als Moriz nach Danzig kam, und Bacon nicht mehr fand, schickte er Le Fort voraus, und gab ihm eine Instruction **) an Bacon mit, die er am 28. April eigenhändig unterzeichnete. Diese Instruction ist allerdings ein sehr wichtiges Actenstück, woraus man manchen Aufschluß über die Unterhandlung bekommen kann. — Der König und das Sächsische Ministerium wollten den Ehe-Contract unterschreiben, worin nichts, als lauter allgemein bekannt zu machende Sachen stehen müßten, damit die Würde des Königs nicht aufs Spiel gesetzt würde. — Die Prinzessinn sollte Eine

*) Man sehe diesen Brief in der Beylage F.

**) Man sehe diese Instruction in der Beylage G.

Digitized by Google

Million und sechsmalhundert tausend Rubel, der Prinz aber dreymalhundert tausend Rubel mitbringen. Sollte der Russische Hof verlangen, daß die Million Rubel dazu angewendet würde, Schulden, die auf Curland hafteten, zu bezahlen, so müßte darüber ein geheimer Artikel gemacht werden, von welchem niemand Kenntniß haben dürfte, als Ostermann und einige Senatoren, den aber der König ebenfalls unterzeichnen würde. — Wir übergehen andre Punkte, die weniger wichtig sind, und die hier anzuführen, zu weitläuftig seyn würden.

Bacon empfand es zwar sehr übel, daß Moriz nicht nach Rußland gehen wollte, reiste aber doch sogleich mit Le Fort nach Moskow. Sie kamen im May daselbst an. Nachdem sich beyde wieder mit den Geschäften bekannt gemacht hatten, schrieb Bacon an den Grafen von Sachsen: er bäte ihn inständigst, zu kommen, Jaguschinsky und selbst Ostermann, der nun auch das Heyrathsprojekt begünstigte, erwarteten ihn mit Ungeduld.

Noch ehe der Brief an Moriz kam, schrieb dieser an Bacon, daß ihm die Zeit in Danzig lang würde, und da ohnedies die Unterstützung von Dresden ausbliebe, so wollte er selbst dahin gehen, und sein Gesuch dort betreiben.

Auf der Reise erhielt er von Bacon einen Brief, der ihm durch Staffette von Danzig aus nachgeschickt wurde. Dieses Schreiben war chiffrirt, und der ungeduldige Moriz konnte sich nicht die Mühe geben, es zu entziffern. Er beklagt sich über die Schwierigkeit, den Inhalt herauszubringen, in einem Briefe *), den er von Berlin aus an Bacon schrieb.

Noch ehe diese leztern Briefe gewechselt wurden, hatte Bacon Thioly in Dresden folgende Umstände geschrieben: Alle großen Personen des Hofes, und selbst die Großfürstinn (die Schwester Peters 2, eine sehr kluge, obgleich noch junge Prinzessinn) wären für die Heyrath

*) Man sehe diesen Brief in der Beylage H.

der Elisabeth mit Moriz. Dagegen hätte die Parthey den Duc de Liria verloren, der nicht mehr davon hören wollte. Dieser hätte nemlich, man wisse nicht durch welche Veranlassung, den Plan entworfen, die Prinzessinn Elisabeth mit Don Emanuel *), dem Bruder des Königs Johann 5 von Portugal, zu vermählen, allein Ostermann und Jaguschinsky, durch ihren Verstand unstreitig die wichtigsten Männer im Russischen Conseil, wollten durchaus diese Heyrathsvorschläge des Spanischen Gesandten nicht billigen.

Von diesem Augenblick an, nahm diese Angelegenheit des Grafen von Sachsen eine unglückliche Wendung. Bacon schrieb wieder an ihn, er sollte doch kommen, Ostermann und Jaguschinsky, die Hauptpersonen im Russischen Ministerium, wären ganz für ihn, aber alles Zureden half nichts. Moriz war schon zu weit von Rußland entfernt, um wieder dahin zurückzukehren.

Im Anfange des Julius schrieb Bacon an Thyoly, das Projekt werde fehlschlagen. Der Duc de Liria hatte nemlich an den Grafen Manteuffel geschrieben, es könne nichts aus der Heyrath werden, weil Elisabeth den Prinzen nicht haben möchte. Manteuffel, der den Grafen von Sachsen haßte, glaubte, was ihm Liria schrieb. Daher kam es, daß Moriz von Dresden nicht erhielt,

*) Don Pedro, König von Portugal, ein sehr kluger Fürst, sagte oft, wenn er seine Söhne betrachtete: aus meinem Sohn Johann wird einmal ein trefflicher Küster (er liebte nemlich kirchliche Ceremonien); aus Don Franz ein elender Seeheld; aber mein Manuel, — hier ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf diesem leztern — zeigt sich einst mit Ruhm, wenn er Gelegenheit hat. Dieß sagt ein glaubwürdiger Erzähler portugiesischer Anecdoten. Don Emanuel ging in Oestreichische Dienste, und verrichtete Thaten, welche die Prophezeihungen des Vaters völlig rechtfertigten. Im Jahr 1738 kehrte er nach Portugal zurück und trat 1743 in den dritten Orden des heiligen Dominicus.

was er brauchte, und also in seinem Vorhaben gehindert wurde. Als man in Rußland dieß alles, und zumal die Intriguen des Duc de Liria erfuhr, sagte Ostermann zu Le Fort: Si l'on ne veut pas ajouter foi à son propre Ministre des entrevues, qu'il tient avec un premier Ministre d'Etat de la Cour, ou il reside, et que l'on préfere les avis d'un Ministre d'une Cour étrangére, suspecte par une negociation, contraire directement á celle que l'on traité, je crois au moins que moi, comme un instrument, qui n'y vient qu'entre deux, je n'en devrois pas souffrir. Man sieht hieraus, daß Ostermann, der am Hofe zum Vortheil des Heyrathsprojekts viel mochte gesagt haben, compromittirt zu werden fürchtete.

Endlich sieht man aus einem Briefe von Bacon an Thioly, am Ende des Julius, daß die Sache großen Theils durch Moriz selbst gefallen ist. Der Prinz hatte, wie Bacon sagt, folgendermaßen an ihn geschrieben: Si l'affaire est de la convenance de la Cour de Russie, elle peut l'entamer avec le Patron préalablement. Je Vous dirai en outre, que je ne suis point du tout pressé de me marier, si je ne trouve toutes les convenances, et il ne me parait pas raisonnable de croire, que nous puissions nous entendre tout à fait là dessûs. Bacon sezt hinzu, Moriz handle unüberlegt, man müsse ja doch die Delicatesse einer so großen Prinzessinn schonen.

So fiel also die Sache ganz, theils durch das Zaudern des Grafen von Sachsen, dem es unmöglich war, nur den geringsten Zwang in seiner Lebensweise zu ertragen, theils durch den Groll des Sächsischen Ministeriums, das den Vater immer abhielt, den Sohn gehörig zu unterstützen. Moriz verlor also zum zweyten Mal die Möglichkeit, den Russischen Thron zu theilen, den Elisabeth dreyzehn Jahre nachher bestieg.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage A.

Wahl-Diplom.

Kund und zu wissen sey hiermit Jedermänniglich, wasgestalten, nachdem durch unerforschliche Schickung des Himmels, der bisher gestandene Stamm des fürstlichen Gotthardt-Kettlerischen Hauses in der Person des Durchlauchtigsten Herzogs derer Fürstenthümer Curland und Semgallen Ferdinandi, vom Untergange nicht weit entfernet zu seyn scheint; Eine Wohlgebohrne Ritter- und Landschafft erstbenannter Herzogthümer, nebst denen regierenden Herren Ober-Räthten, denen bey eräugnender Erledigung des Regenten-Stuhls vor Augen schwebenden Zerrüttungen des Staats, Unterbrechung derer Landes-Gesetze, und allen inner- und äusserlichen Unruhen vorzükommen, vor nöthig, heilsam und ersprießlich erachtet, auf eine Eventual-Succession bedacht zu seyn, auch selbige durch Göttliche Direction in der Persohn des Durchlauchtigsten Printzen und Herrn, Herrn Moritzen, Grafen zu Sachsen, durch gemeinschaftlichen Schluß derer respective Herren Ober-Räthte und des gantzen Adels, vermittelst Ausschreibung und Vollenziehung eines extraordinairen Land-Tages, und darauf einmüthig gefasseten und in einem besondern Instrument verfasseten, auch von denen Wohlgebohrnen Herren Ober-Räthte und sämtlichen Herren Landschaffts-Deputirten unterschriebenen Landtäglichen Schlusse unter heutigen Dato dergestalt beliebet, bewürket und festgestellet haben, daß Sie, obgedachte der Adel und Stände bemeldter Hertzogthümer, vorbenanntem Printzen und dessen Männlichen Leibes-Erben, als Ihrem, bey eräugnender Apertur und Abgange des Hertzogs Ferdinandi, zukünftigen Landes-Herrn und Hertzogen, sich Inhalts des jetzt erwehnten Landtäglichen Schlusses ergeben, von Ihme auf keinerley Weise, sich abwendig machen lassen, oder vor sich selbst abgehen, daß diese geschehene Wahl der eventuellen Succession von Ihro Königlichen Majestät in Pohlen, als Domino Directo, approbiret, ratificiret und confirmiret werde. Dahingegen hält sich der Durchlauchtigste Printz kräftigst obligiret und verbindet sich Krafft dieses, wie es zu Recht bestehen mag, daß Er dem

Lande mit Hülffe und Schutze vor- und beystehen, dessen Nothdurft und Anliegen in allen An- und Zufällen, wo und wie es erforderlich, vertreten, der reinen Evangelischen Lehre Augsburger Confession, vor sich selbst zugethan bleiben, und das Land dabey conserviren, wie nicht weniger dasselbe aller ihrer habenden Rechte, Privilegien, Immunitäten, Prerogativen und Freyheiten, auch alten hergebrachten Gewohnheiten, Contracten, vorigen und letztern Commissorialischen Decisionen, genieſſen lassen, selbige vor sich nicht unterbrechen, vielweniger daß sie unterbrochen werden, gestatten, sonderlich auch vor Antretung seiner Regierung und Präſtirung des Homagii, alle und iede, bisher geführte Gravamina abthun, und in Summe denen von Seinen Durchlauchtigen Praedecessoren dem Lande gegebenen Reversalien in allen inhäriren und nachkommen wolle.

Zu Uhrkund, Beglaubigung und Festhaltung dessen, sind zwey gleich lautende Exemplaria gegenwärtigen Instruments ausgefertigt, und eines Theils von Seiner Hochfürstlichen Durchlauchten, anderen Theils von Einer Wohlgebohrnen Ritterschafft und Landschafft, nebst denen Wohlgebohrnen Herren Ober-Räthen eigenhändig unterschrieben und besiegelt worden. So geschehen Mietau den 5. Juli im Jahr des Herrn 1726.

L. S. Heinrich von der Brinken, Landhofmeister.
L. S. Johann Heinrich Keyserling, Canzler.
L. S. Johann Christian von Sacken, Land-Bothen-Marschall und Frauenburgscher Deputat.
L. S. Eberhardt Philipp von der Brücken, Land-Marschall.
L. S. George von der Reck, Neuenburgscher Deputat.
L. S. Heinrich Johann von der Brinken, Frauenburgscher Deputat.
L. S. Sigismundus Korff, Talsischer Deputat.
L. S. Nicolaus Wilhelm Stempel, Alschwenckischer Deputat.
L. S. Georg Friedrich Kloppmann, Mietauscher Deputat.
L. S. Christoph Weygand, Talsischer Deputat.

Digitized by Google

L. S. Wilhelm Heinrich Schröderſch, Bauſekerſcher, Eckauſcher, Neuguthſcher und Balldohnſcher Deputat.

L. S. Johann Ernſt Nolde, Dürbiſcher und Gremsdiſcher Deputat.

L. S. Benedictus Heinrich von Heucking, Zabelſcher Deputat.

L. S. Franz Chriſtoph von Nettelhorſt, Bauſekerſcher und Eckauſcher, Neugutſcher und Balldohnſcher Deputat.

L. S. Otto Ewald von Sacken, Candauſcher Deputat.

L. S. Friedrich von Aſchberg, Zabelſcher Deputat.

L. S. Heinrich Johann Goodhuß, Goldingſcher Deputat.

L. S. Friedrich Caſimir von Hecking, Candauſcher Deputat.

L. S. Eberhard Friedrich von Sacken, Doblenſcher Deputat.

L. S. Hieronimus von der Brinken, Goldingſcher Deputat.

L. S. Erneſt Adolph von Heucking, Tuckumſcher Deputat.

L. S. Gottbard Friedrich von Loebel, Dobelniſcher Deputat.

L. S. Hermann Carl Kayſerling, Tuckumſcher Deputat.

L. S. Johann Melchior Funck, Tuckumſcher Deputat.

L. S. Carl Johann Ernſt Rönne, Windauſcher Deputat.

L. S. Erneſt Chriſtoph von der Brüggen, Amziſcher Deputat.

L. S. H. von Saß, Selburgſcher Deputat.

L. S. G. Johann Keyſerling, Dunabergſcher Deputat.

L. S. George Chriſtoph von Meden, Gränz-Hoffſcher Deputat.

L. S. Otto Chriſtoph von der Howen, Seſſanſcher Deputat.

L. S. Erneſt Johann von Buttler, Gränz-Hoffſcher Deputat.

L. S. Eberhard Chriſt. von Meden, Haſenabſcher und Grobinſcher Deputat.

Digitized by Google

Beylage B.

Brief des Grafen von Sachsen an Herrn Bacon.

Vom Original abgeschrieben.

vous vaires Monsieur, par La copye se que contient Lein clusse que vous aures La bontes de rendre — je prevois que Les chosse tireront en L'ongeur tres L'onge einsi je rapelle aupres de moy tout se que javes a Dansick *), sait a dire que si je neutre vois rien de plus dissi des entre ici et un moy je Les feres partir voissi deux ordinere que je ne ressois point de vos nouvelle.

adieu Monsieur je prye dieu quil vous ait dans sa st et digne garde, ecrit a Paris le 10. de Fevrier 1728.

**) a Mr. bacon a St. Petresbourg.

Beylage C.

Brief ***) des Grafen von Sachsen an den Knees Dolgorucky.

Von der Copie abgeschrieben, die im vorigen Briefe erwähnt ist.

Je suis à Paris, et comme je prevoy que les affaires traineront en longueur, j'ose prier Votre Altesse très instamment, de faire decider le haut Conseil sur la restitution de ce que j'ai perdu ****); j'ose dire, Monseigneur, avec ma franchise accoutumée, que la generosité, la justice et la gloire du jeune Monarque y est interessée. Pardonnez, Monseigneur, si je pense avec cette liberté, mais c'est à Vous que je parle, et Vos bontés authorisent ma confiance. J'ai vu avec douleur,

*) Vermuthlich hatte der Prinz auf der Rückreise aus Curland im vorhergehenden Jahre, um desto geschwinder zu reisen, seine meisten Sachen in Danzig gelassen.

**) Das Ende dieser Zeile gieng krumm herum, weil sie nicht am gehörigen Platze angefangen war.

***) Gemacht hatte vielleicht Moriz diesen Brief, aber seine Ortographie war es nicht.

****) Vermuthlich Curland.

Digitized by Google

par mes lettres de Saxe, qu'il s'y propose des choses, dont le commencement mene à des engagemens; soyez certain, Monseigneur, que nous n'en pourrons prendre, qui sont contre les interets de la republique, et si le Ministère Saxon paroit se preter à ces choses, ce ne sera que pour amuser le tapis, et pour donner occasion aux Polonois de prendre des mesures plus justes. Vous connoissez, Monseigneur mieux le terrein, que je ne puis Vous le dire, et Vous savez les sentimens du Roi, sa façon de penser et sa conduite à cet egard, je n'ai plus rien à Vous dire.

Beylage D.

Brief des Grafen von Sachsen an Herrn Bacon. Vom Original abgeschrieben.

Paris le 27. de Fevrier 1728.

Fiseau ait arrives ce jour dicis, je partires apres de mein. mon linge et mes abis ne peuvent aitre fait plus tot, j'ay bien peur, mon cher baeon, que nous ne fassions une cacade, se segret ait entre trop de mein pour en aitre un et L'on seforceras de nous traverser m'ais je volle pour que L'on n'ait rien a me reprocher, si j'aves ressu des Laitres a bresselau ou vous me conselies de me raprocher je L'aure fait mais selle du D'oul gouroucki et Les audre du roy mont fait faire un demarche contraire il m'arrive un contre tems ma maire ait m'orte et il faut que j'arbore Les pleureusse. Adieu je suis a vous.

Le Roy aveu votre Laitre et La trouves bien.

Beylage E.

Brief des Grafen von Sachsen an Herrn Bacon. Vom Original abgeschrieben.

Paris le 27. Fevrier 1728.

Monsieur Monsieur votre paire a etes ches mois Hier et ma prier de vous ecrire de vous faire doner vn sertificat de vye par le resident de fransse a danssick ou par le magistrat pour pouvoir aitre paies ici des sertaine rante qu'il a mis sur votre

Digitized by Google

taite a La compagnye des eindes et vous prye de Luy ecrire je pars et seres bientot à dànzick a dieu Mr. au revoir.

Beylage F.

à Francfort le 5. davril 1728.

je passe dans le moment ici je ne m'areteres n'ulle part einsi jespere que j'ores bientot le plesir de vous embrasser Mr. le Fort et avec moy.

Maurice de Saxe.

Beylage G.

Instruction pour Bacon.

Bacon se rendra à Moscou et voira en quel etat est l'affaire dont les amis ont donné l'idée, Mr. le Fort ayant reçu des ordres à cet egard il est à présumer qu'elle sera dans un point de vue plus evident, s'il en est donc ainsi, et qu'il y ait apparence que la Cour de Russie la desire veritablement, Bacon insinuera qu'il est de necessité absolue qu'elle se termine au plus tot pour ne la pas voir traverser par les Polonois qui sans doute feront leurs efforts pour cela et obligeront peut etre le Roi à des engagemens qui lui lieront les mains de façon à ne pas pouvoir prendre d'autres, mais que le mariage une fois conclû l'opposition tombe d'elle même et devient inutile — si la Cour de Russie demande de quelle façon et à quelles conditions le mariage projetté pourroit se faire, Bacon dira, que le Roi et les Ministres signant le contrat de mariage qui est une piece au sceu de tout le monde, l'on ne pourra dans cet acte traiter que des choses apparentes. Les conditions pourroient à peû près etre telles. — Que les premiers trois cent mille roubles seront d'abord payés, pour les quels le Roi de son coté assignera un equivalent ce qui feroit un fond de six cent mille roubles que l'on placeroit en lieu convenable et qui seroit hypothequé; que les autres trois cent mille roubles seront payés à termes sans hypothequé et le million de roubles dès que l'on aura trouvé de terres convenables pour les placer surement. Voilà ce qui pourroit etre enoncé dans le contrat avec les clauses que la Cour

Digitized by Google

de Russie voudra y mettre. — Mais cette Cour pouvant souhaiter que le million de roubles serve à liberer les dettes qui sont sur la Courlande, pour rendre l'établissement de la Princesse plus solide, ne le vouloir payer qu'à la mort du Duc Ferdinand et y avoir hypothequé, Bacon remontrera que l'on ne peut parvenir à ce bût qu'en faisant un article secret qui ne passera que par les mains de Mr. le Baron d'Ostermann et quelques membres du Senat, dans lequel la destination de cette somme sera enoncée avec les conditions, lequel article sera pareillement signé du Roi et se rapportera en général aux engagemens particuliers que la Cour de Russie exigera de moi seul — Après quoi il remettra au jugement du Senat l'avantage qui revient à la Cour de Russie de ce mariage et des conditions, qui y seront annexées en comparaison des autres etablissemens que l'on pourroit faire à cette Princesse, qui feroit sortir le million et la dot de la Russie sans espoir de parailles realités. — Il observera sur tout comme le point principal de cette negociation de ne me pas engager à des choses que je ne puisse obtenir du Roi, qui sont toutes celles qui sont trop marquées et qui pouvoient le brouiller avec la Republique, ce qui bien loin de consolider les choses les dissouderoit, le Roi et son Ministère etant persuadé que si la Cour de Russie a envie de conclure cette affaire elle n'exigera pas des choses difficiles et dangereuses à ses interets.

Donné à Danzig le 28. Avril 1728.

(eigenhandig) Maurice de Saxe.

Beylage H.

Brief des Grafen von Sachsen an Herrn Bacon.

Vom Original abgeschrieben.

berlin le 24. de may 1728.

Monsieur je vous ren vois votre L'aitre je d'effye m'ertel de La d'echiffrer, vous me feres Gran plesir de ne vous plus servir de se chiffre parsse que se la fait un persiflage tout peur, esseies vous meme a voir si vous y poures comprendre La moindre chosse surse je finis priant dieu qu'il vous ait et votre chiffre en sa st et digne garde.

Digitized by Google

II.

Tagebuch der Sitzungen des im Jahre 1811 zu Preßburg abgehaltenen ungarischen Landtages.

(Fortsetzung.)

Neunzehnte Sitzung.

Den 28sten October.

In der lezten Sitzung war man dahin übereingekommen, den Entwurf jener, wegen Sistirung der fünffachen Contributions-Beitreibung einzureichenden Repräsentation zur Zeitersparung, und während die Bothschaft der Stände und Orden in Rücksicht des ersten und zweiten Punkts der Königlichen Propositionen von den hohen Großen in Erwägung genommen würde, zu Folge des frühern Beschlusses zur Erörterung zu ziehen. Der Herr Personal erinnerte daher die Stände und Orden, dieses Geschäft zu bewirken.

In Gemäßheit dessen bemerkte der Bothschafter des Heveser (Hevescher) Comitats, einer von den neuen Circular-Präsidenten, daß dieser Entwurf in den Circularsitzungen bereits abgefaßt, und mit Bewilligung des Hrn. Personals vom Circular-Notarius vorgelesen werden solle.

Zugleich äußerte ein anderer Circular-Präsident, der Abgeordnete des Barser (Barscher) Comitats nämlich, annoch einige Beschwerden des Reichs, welche bereits in den Cirkeln verhandelt, und, wenn es dem Herrn Personal gefiele, nach beendigter Erörterung der Repräsentation ebenfalls in Ueberlegung genommen werden könnten, vortragen zu wollen.

Der Herr Personal erwiederte darauf: nach hergebrachter Gewohnheit müßten die Beschwerden des Reichs zuvörderst durch eine gemischte Reichsdeputation aufgenommen, in Ordnung gebracht und so den Reichsständen vorgelegt werden. Deshalb erfordere es der Gang des Landtages, daß die zur Mittheilung der, wegen der fünffachen Contributions-Erhebung abzufassenden, Repräsentation an die hohen Großen zu ernennende Deputation den Wunsch der Stände und Or-

Digitized by Google

den, in Rücksicht der aufzunehmenden Beschwerden, dem Erzherzog-Palatin und den Hohen ebenfalls eröffne und deren Beistimmung nachsuche. Wäre dieses geschehen, und hätten die Stände und Orden die Namen der zur Erörterung der Beschwerden gewählten Deputirten der hohen Großen angezeigt, so würde seine K. K. Hoheit von Seiten der leztern gleichmäßig einige, zur gemeinschaftlichen Bearbeitung der Sache bestimmten, Mitglieder abordnen.

Einige Stände und Orden wandten zwar ein, daß die Ernennung und Bekanntmachung der Deputirten, weil sämtliche Beschwerden in den Circularsitzungen noch nicht aufgekommen wären und der Reichsdeputation leicht an dem Gegenstande der Erörterung etwas abgehen könnte, vorläufig zu verschieben sey.

Der Herr Personal erklärte dieses jedoch für kein Hinderniß, da den Ständen und Orden, während die Reichsdeputation die in den Cirkeln bereits auseinandergesetzten Beschwerden zur Verhandlung zöge, Zeit genug zur Revision der übrigen und deren Beförderung an die Reichsdeputation übrig bliebe. Die Stände und Orden traten dieser Meinung bei, und schritten zur Verhandlung über die, wegen der fünffachen Contribution einzureichenden, Repräsentation.

Der Circular-Notarius las hierauf den Entwurf ausführlich, und der Protonotarius der Königlichen Gerichtsstelle denselben theilweise vor.

In Rücksicht des mit: Weil aber das Finanzwesen durch die Kriegsereignisse ꝛc. anfangenden §. bemerkte der Bothschafter des Vesprimer Comitats: Er habe vom Abgeordneten des Zolier Comitats in Erfahrung gebracht, wie auch die auf dem Landtage vom Jahr 1807 zur beförderndenden Anwerbung der Rekruten (collectaculum tyronum militarium neoconductorum) bewilligte Summe von 200,000 fl. fünffach eingefordert, obgleich das Handgeld (manualis pecunia) nur einfach gezahlt wurde. Er wünsche daher, diesen Umstand in der Repräsentation zu berühren.

Der Herr Personal erwiederte: Er bezweifle die Nachricht des Zolier Bothschafters gar nicht; halte solches aber nicht für geeignet, daß die Stände und Orden derselben ihren ei-

Digitized by Google

genen Beschluß unterordnen sollten, zumal die Instruktionen der übrigen Abgeordneten davon gänzlich schwiegen, und durch die Schuld der Werber (Conductores) auch besondere Ausfälle entstehen könnten. In der Landtags-Sitzung müsse man keinen Beschluß fassen, der sich durch die Sache selbst aufheben dürfte.

Die Stände und Orden stimmten dieser Meinung des Herrn Personals auch aus dem Grunde bei, weil der Strigoner (Graner) Bothschafter anzeigte, daß die Verfügung wegen der fünffachen Beitreibung der zur Werbung bestimmten Summe später, nämlich im Monat April, an die Gerichtsbehörden gelangt sey.

Bei demselben §. machte der Bothschafter des Szathmarer Comitats die Bemerkung: es wäre daselbst die Behauptung, als könne das contribuirende Volk aus dem, nach der Reduction verbliebenen, Vermögens-Fünftel die fünffache Contribution nicht erlegen, enthalten; wobei es aber deshalb nicht verbleiben könne, weil die Contribution lediglich in den alten Bankozetteln, nach ihrem Nennwerth, fünffach bezahlt, in Einlösungsscheinen aber nur einfach abgeführt werden solle. Aus diesem Grunde forderte er eine schickliche Abänderung der Worte: und diesem zu Folge aus dem verbliebenen ein Fünftel die Contribution ꝛc.

Einige, namentlich der Abgeordnete des Gömörer Comitats erwiederten zwar, daß die contribuirende Volksklasse nach verlornen vier Fünfteln freilich nur das auf dem Landtage angetragene Quantum einfach bezahle, jedoch aus dem verbliebenen Vermögensfünftel eben so viel dadurch, als vorher aus fünf Fünfteln entrichte, mithin die in der Repräsentation enthaltenen Ausdrücke allerdings dessen Lage zweckmäßig andeuteten.

Nach langen Erörterungen fanden sich aber die Stände und Orden dem Vorschlage des Szathmarer Abgeordneten gemäß, zur Weglassung der Worte: aus dem verbliebenen einen Fünftel, bewogen.

Der Bothschafter des Heveser Comitats verlangte hiernächst nach den Worten: zur Unterhaltung der adlichen (nobilis turmae praetorianae), obgleich sehr ver-

Digitized by Google

minderten, Leibgarde, noch beizufügen: ohne Mitstimmung des Reichs, weil die Reichsbewohner bei der Reduction der Leibgarden-Anzahl nicht einmal befragt wären.

Der Herr Personal antwortete dagegen: Der Unterhaltungsfond der Leibgarden bestehe in Capitalien, und der höhere oder niedere Preis der Dinge bestimme, welche Anzahl von den Zinsen unterhalten werden könne. Der überaus gestiegene Preis aller Bedürfnisse setze es außer Zweifel, daß die bei Errichtung derselben vorgewesene Anzahl nicht zu unterhalten sey. — Auch wäre es bekannt, wie bereits zu Zeiten der hochseligen Kaiserin Maria Theresia, aus gleichem Grunde, ihre Anzahl vermindert wurde. — Glaubten jedoch die Stände und Orden hierin eine Beschwerde zu finden, oder wollten sie mit Bezug auf die Landtags-Verhandlungen vom J. 1807 dieserhalb Remedur nachsuchen, so gehöre das zu den Beschwerden, der §. müsse hier aber unverändert bleiben.

Auch wünschte der Gömörer Bothschafter in die Stelle der Worte: sehr verminderten, zu setzen: beinahe gänzlich aufgehobenen, da bestimmt außer den Beamten wohl kein Anderer, zur Garde gehöriger, vorhanden wäre.

Dieser Meinung war der Herr Personal entgegen. Er behauptete: Die Aufhebung der Leibgarden liesse sich nicht behaupten, auch wäre keine Klage darüber, daß die mit gehörigen Eigenschaften versehenen jungen Männern deshalb, weil die Leibgarde nicht mehr existire, auf Empfehlungen nicht angenommen seyn. Eben so wenig wäre dies in der Folge bei ihrer erforderlichen Tüchtigkeit zu bezweifeln.

Bei dem §: Denn die Gesetze bestimmen nicht den Werth, sondern ꝛc. wollte der Herr Personal in die Stelle der Worte: dessen Gesezwidrigkeit, den Ausdruck setzen: dessen Unvereinbarkeit mit unserer Constitution; denn das Finanzsystem betreffe nicht allein das Königreich Hungarn, sondern auch die übrigen Erbstaaten, und in Rücksicht der leztern könne es nicht gesezwidrig genannt werden. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und der erwähnte Ausdruck der Repräsentation beigefügt.

In dem folgenden §. verlangte der Herr Personal die Weglassung der Worte: des Finanzministers und dafür

die Ausdrücke: derer, denen die Mittel, den Geld-Cours zu verändern ꝛc. Dieser Vorschlag wurde, obgleich einige behaupteten: ihr Sinn werde dadurch nicht hinreichend angedeutet, von der Mehrheit dennoch angenommen, und die besagten Worte in die Stelle der: des Finanzministers, gesezt.

Beim Vorlesen des §. der Repräsentation: Wir, die unter dem Volke leben ꝛc. führte der Abgeordnete der Stadt Kaschau an: Gegen Ende dieses §. geschehe blos des hohen Preises der Handwerker und Künstler Produkte Erwähnung, obgleich die Preise der ersten Bedürfnisse gleichfalls unwidersprechlich und täglich stiegen. Der Werth der Fabrikate müßte in demselben Verhältnisse, wie sich der Preis der zur Verarbeitung erforderlichen rohen Materialien erhöhe, vermehrt werden, und deshalb riethe er das Beiwort: aller (allen Vortheil der Acker-Industrie) entweder ganz auszulassen, oder durch den Zusatz: beinahe allen ꝛc. zu mildern.

Der Herr Personal antwortete dagegen, daß ein sehr großer Unterschied und ungleicher Preis in Rücksicht der Fabrikate und Produkte statt finde, lehre die tägliche Erfahrung. Leztere wären zwar allerdings gestiegen, aber in einer weit geringeren Progression als die ersteren; die Ursache der großen Theurung der Fabrikate läge indessen auch in dem Mangel einer guten städtischen Polizei, in der Neigung der Handwerker und Künstler zum Luxus und der fehlerhaften Einrichtung der Innungen.

Gleicher Meinung waren die Stände und Orden. Sie bemerkten, daß die Klagen über die Handwerker täglich sich mehrten; sie ihre Fabrikate beliebig vertheuerten, und gar kein Verhältniß unter diesen und dem Preise der Produkte statt habe, da es weit mehr Ackerleute als Handwerker gebe, und erstere durch keine Zunft gebunden, den Verkaufspreis ihrer Sachen auch nicht, wie bekanntlich die lezteren, vermittelst einer auf den niedrigeren Preis festgesezten Geldstrafe, erzwingen könnten.

Der Abgeordnete des Barser Comitats hielt dennoch die Einschaltung dieser Bemerkungen hier für schicklich, da er, seiner Instruktion nach, wegen Beschränkung der Handwer-

ker und Künstler, durch eine Taxe für ihre Fabrikate und Aufhebung der Innungen, Anträge zu machen hätte, die Stände und Orden aber darüber in Berathung treten könnten. — Er gieng indessen hievon ab, und es behielt bei der Fassung der Repräsentation sein Bewenden.

In dem Schlußparagraphen wünschte der Bothschafter des Trentschiner Comitats dem Ausdruck: — Last der Verantwortlichkeit, noch beizufügen: der, ihnen durch Mandate aufgelegten ꝛc., da die Magistrate auf höhern Befehl zur Eintreibung der fünffachen Contribution angewiesen wären.

Die Stände und Orden hielten die Bemerkung für gegegründet und waren sämtlich der Meinung, daß in der Repräsentation, wie sie zu dieser Verantwortlichkeit gesezlich nicht gehalten wären, angedeutet werde; allein über den zu gebrauchenden Ausdruck blieben die timmen getheilt. Einige wollten die Worte: durch Mandate, andere gegen das Gesez, noch andere ohne gesezliche Verpflichtung hinzusetzen. Sie einigten sich endlich, da die Last dieser Verantwortlichkeit den Magistraten durch Mandate gegen das Gesez aufgelegt sey, darin, den Worten qu. noch beizufügen — der ihnen gegen das Gesez aufgelegten Verantwortlichkeit ꝛc.

Damit aber von dem Ausdruck: von der fünffachen Contribution zu befreien, kein Schluß auf die Beibehaltung des Papiergeldes zu ziehen sey, verlangte der Bothschafter des Saproner (Oedenburger) Comitats den Zusatz: und bis eine Conventionsmünze in Umlauf gesezt seyn wird.

Der Herr Personal entgegnete aber: daß in dieser Repräsentation lediglich von den Ereignissen vor Eröffnung des Landtages und von der erbetenen Abhelfung der dießfälligen Beschwerden die Rede sey, und die Stände und Orden dahin die Berathschlagungen über die Conventionsmünze nicht beziehen könnten.

Zur Mittheilung des solchergestalt genehmigten Entwurfes der Repräsentation an die hohen Großen (Excelsi Proceres) ward folgende Deputation ernannt.

Digitized by Google

Von der Königlichen Tafel: Joseph Ehiczo, Protonotarius; Johann Urmeny, Beysitzer.

Von Seiten des Königreichs Croatien: Aloysius Busan.

Aus dem ehrwürdigen Clerus: Adalbert Bersiczky, Canonicus und Abgeordneter des Nitrenser (Neutrer, Capituls.

Von Seiten der Comitate: Franz Bentsik, des Barscher; Alexander Kaldy, des Eisenburger; Stephan Szemern, des Zimpliner; Samuel Isaak, des Szathmarer Comitats Bothschafter.

Von Seiten der Abwesenden: Daniel Mesterhazy.

Von den Königlichen Freistädten: Joseph Steydacher, Abgeordneter der Stadt Sagrab (Sk. Agram).

Die Deputation konnte jedoch sogleich sich zu den, mit den Berathschlagungen über die ihnen aus der lezten Sitzung zugeschickten Bothschaft der Stände und Orden noch beschäftigten, hohen Großen nicht begeben; sie erhielt daher den Befehl, den Auftrag Morgen zu vollführen, und die heutige Sitzung wurde geschlossen.

Zwanzigste Sitzung.

Den 29sten October.

Der Herr Personal brachte in Anregung, daß die aus der gestrigen Sitzungen zur Mittheilung der entworfenen Repräsentation, wegen Sistirung der fünffachen Contributions-Einforderung, an die hohen Großen abgeordnete Deputation in Betreff deren fortdauernden Berathschlagungen über die frühere Bothschaft der Stände und Orden, den ihr gewordenen Auftrag noch nicht habe vollführen können, und forderte dazu jezt dieselbe mit dem Beifügen auf: den hohen Großen zugleich den Wunsch der Stände, die Beschwerden des Reichs durch eine gemischte Reichsdeputation aufnehmen zu wollen, zu eröffnen.

Diesem zu Folge begab sich die Deputation dahin, und der Redner zeigte bei ihrer baldigen Rückkehr an: Der Erzherzog Palatin und die hohen Großen würden ihre Meinung

Digitized by Google

durch eine besondere Deputation anzeigen; hätten auch nichts dagegen, wenn die Reichsbeschwerden durch eine gemischte Deputation zur Erörterung gezogen würden. Sie erwarteten die Anzeige von den dazu ernannten Deputirten, damit sie ihrer Seits, zu gleichem Behuf, einige erwählen und davon die Stände und Orden benachrichtigen könnten.

Unterdessen traf auch die Deputation der hohen Großen ein. Sie bestand aus dem Bischof von Fünf-Kirchen, Joseph Kiraly, dem Grafen Michael Nadassy, Königlichen Obersten Thürhüter (fanitorum regalium magister), Grafen Joseph Szaraty, des Mosoner (Michelburaer), Joseph Klobusiczky, des Borsoder Comitats Ober-Gespann (comites supremi), dem jüngern Grafen Franz Zichy und dem Grafen Ferdinand Palfy. Der Redner dieser Deputation bemerkte im Namen der hohen Großen, daß der Erzherzog, Palatin und solche, die ihnen im Gefolge der Königlichen Propositionen mitgetheilte Botschaft den Ständen und Orden in reifliche Ueberlegung genommen hatten und in der Hauptsache mit den Ständen gleicher Meinung wären. Sie wünschten indessen nur, die Vorlegung der geäußerten Absichten in der Art, daß Se. Majestät, Unser Allergnädigster König, bei seiner unbegränzten Bemühung zur Beförderung der Wohlfahrt seiner getreuen Unterthanen, solche in Erfüllung zu bringen vermöchten; welches auch, wenn die Stände und Orden in dieser Repräsentation die Art und Weise dazu vorzuschlagen für gut fänden, geschehen würde. Dies sey der Hauptzweck ihrer Sendung, welcher mit den übrigen unbedeutenden Bemerkungen in einem schriftlichen Aufsatz, den der Protonotarius des Königl. Stellvertreters in Gerichtssachen den Ständen und Orden vorlesen würde, enthalten wäre.

Im Namen der Stände und Orden erwiederte der Herr Personal, die eingegangene Botschaft solle baldigst verlesen und deren Meinung den hohen Großen vermittelst einer besonderen Deputation angezeigt werden.

Nachdem sich die Deputation entfernt hatte, kehrte auch der mit der Deputation der Stände und Orden wegen Ueberreichung des, die fünffache Contributions-Erhebung betreffen-

den, abgefaßten Repräsentations-Entwurfs und der aufzunehmenden Reichsbeschwerden abgesandte Protonotarius des Königlichen Gerichtshofes wieder. Zur Beschleunigung der Sache ernannte daher der Herr Personal zur Aufnahme und Erörterung der Beschwerden von den Ständen und Orden folgende, den hohen Großen durch den Protonotarius anzuzeigende Deputirte.

Von der Königlichen Tafel: Carl Prileszky, Vice-Palatin; Joseph Ghiczy und Anton Tasy, Protonotarien; Joseph Lanzy, Beisitzer.

Von Seiten Croatiens: Joseph Kussewich, Protonotarius, und Aloysius Busan.

Aus dem ehrwürdigen Clerus: den Bischof Daniel Mitterbacher, des Fünf-Kirchen; den Prälaten Anton Makkay, des Agrier (Erlauer) Capituls Canonicis und Abgeordnete.

Von Seiten des Comitats: Emmerich Pechy, des Pester; Anton Vadransky, des Zolier (Solier); Ignaz Bezeredy, des Vesprimer; Stephan Nemetszeghy, des Mosoner (Michelburger); Gabriel Szent-Imrey, des Abazer (Abanyvarer); Stephan Mariassy, des Gömörer; Joseph Vay, des Zabolter; George Tokody, des Bisaner; Joseph Varchetich, des Syrmer; den Grafen Joseph Deseöffy, den zweiten Zabolter; Johann Ordody, des Komorrer; Ludwig Pogany, des Marmoroser (Marmoraſcher) Comitats Abgeordneter.

Von den Abwesenden: Carl Fablanczy und Paul Szultety.

Von Seiten der Königl. Freistädte: Johann Fülop, von Kaschau; Joseph Staidacher, von Agram.

Mit den Namen derselben verfügte sich der Königliche Gerichts-Protonotarius zu den hohen Großen, und der andere Protonotarius las die Bothschaft der letztern vor. Nach beendigtem Verlesen erklärten die Circular-Präsidenten in Rücksicht der Meinungen der Stände und Orden darüber dem Hrn. Personal: sie könnten diese wichtige und weitläuftige Bothschaft jetzt nicht in Ueberlegung nehmen und müßten zum Diktiren derselben Erlaubniß nachsuchen. Der Hr. Personal

bewilligte solches und es ward dazu 3 Uhr Nachmittags bestimmt.

Jetzt fand sich auch der Königliche Gerichts-Protonotarius wieder ein, berichtete, der Herr Erzherzog, Palatin und die hohen Großen hätten die Repräsentation wegen Sistirung der funffachen Contribution genehmigt, und las hiernächst die in denselben zur Aufnahme und Durchgehung der Reichsbeschwerden ernannten Deputirten vor. Als: Graf Franz Zichy, der ältere, Königlicher Ober-Mundschenke; Leopold Samogi, Bischof von Sabar (im Eisenburger Comitat); Baron Joseph Podmanitzky, des Bathischer; Graf Joseph Szapary, des Mosoner; Johann Okoliczany, des Trener; Anton Muslay, des Csanader Comitats Ober-Gespann; Graf Sigismund Pereny und Graf Carl Erdödy.

Der Hr. Personal machte endlich bekannt: die wegen Sistirung der fünffachen Contributions-Beitreibung abgefaßte Repräsentation sey bereits ins Hungarische übersetzt, könne indessen vor Beendigung jener, die erste und zweite Königliche Proposition betreffenden, nicht vorgelegt werden und er hielte es daher, deren Vorlesung annoch auszusetzen, für rathsam. Die Stände und Orden gaben ihm Beifall, und die Sitzung wurde aufgehoben.

Die in dieser Sitzung vorgelesene Bothschaft der hohen Großen befindet sich in Nro. 23. der Landtags-Acten.

Nro. 23.

Bothschaft der hohen Großen, welche in Rücksicht des ersten und zweiten Punkts der Königlichen Propositionen den Ständen und Orden zugeschickt wurde.

Se. K. K. Hoheit und die hohen Großen glauben den Ständen und Orden in Rücksicht ihrer geäußerten Gesinnungen wegen Entwerfung einer den ersten und zweiten Punkt der Königlichen Propositionen betreffenden Repräsentation eröffnen zu müssen: daß der Gegenstand derselben punktweise zur Erörterung gezogen sey, und sie sich die speciellen Bemerkungen und anderweite Veränderung der Paragraphen bis

nach erfolgter gegenseitiger Uebereinstimmung in der Hauptsache, die Repräsentation selbst in Gemäßheit des von beiden Tafeln gefaßten Beschlusses, mitgetheilt werden wird, vorbehalten wollten. Den Gründungs-, Auswechselungs- und Tilgungs-Fond der Bankozettel, nach dem der Reichsdeputation vorgelegten Plan aber betreffend, wären sie darin, daß solcher weder mit der Constitution und den Gesetzen vereinbar, noch dem beabsichtigten Zwecke entsprechend sey, mit den Ständen und Orden gleicher Meinung; indessen müßten sie doch in Beziehung auf den, die Widerlegung jenes Plans angehenden, Theil der Botschaft einige Bemerkungen machen.

Ihrer diesfälligen Meinung nach wären zuvörderst in dem §: durch das Vertrauen ꝛc. die Worte: durch dessen Erfolg das Schicksal des Volks entschieden wird, auszulassen. Denn abgerechnet, daß ohne diesen Ausdruck die Sache an Wichtigkeit nichts verliert und das in Rede stehende System sowohl das Finanz-Wesen des Staats als das Privatvermögen angeht, bliebe auch zu erwägen, daß nicht allein die Sicherheit des Eigenthums, sondern auch die Sicherheit der Personen, welche bei einer Vermögensveränderung immer bestehen könne, den Staatszweck ausmache. Aus diesen Gründen hielten sie es für besser, wenn man ja nicht jene Worte auslassen wollte, wenigstens folgende an deren Stelle zu setzen: durch dessen Erfolg das Vermögen des Volks vernichtet wird.

In dem §: denn wie der, durch die geschehene Reduction der Bankozettel ꝛc., dürfte jene Idee, daß ein anderes den Bankozetteln substituirtes Papiergeld die Theurung nicht vermindern würde, auszulassen seyn; weil dieses mit der spätern Behauptung: die mit einem Schlage um 848 Millionen verminderte Geld-Circulations-Masse würde beim ersten fruchtbaren Jahr die Preise aller Dinge reissend herunter setzen, nicht in gehörigem Zusammenhange stehe. Im erstern § zweifle man nämlich, daß durch die auf 211 reducirte Geldmenge der Preiß der Dinge sich vermindern könne; im letztern behaupte man geradezu, die um 848 Millionen verminderte Circulations-Masse müßte dies zur Folge haben.

In Rücksicht des §: davon abgesehen, daß bei Bestimmung ꝛc. könne man nicht zugeben, daß in Bestimmung der zur Circulation erforderlichen Münzzeichen (media cambii) die Berechnung von der Zahl der, nach der Reduction verbliebenen, Bankozetteln hergenommen sey. Die dieserhalb nöthigen Aufschlüsse könnten keineswegs aus den Landtags-Akten genommen, und ein aus den Staats-Akten nicht hinreichend bekanntes Prinzip Sr. Majestät füglich nicht untergelegt werden.

Das in dem §: da indessen das Papiergeld überall weit ꝛc. von den Ständen und Orden aufgestellte Prinzip: wie die dem Conventions-Werth nicht entsprechende, neben dem Papiergelde allein im Umlaufe befindliche Kupfermünze, das Papiergeld in eben dem Verhältniß, als sie selbst gegen den Conventions-Werth steht, herabsetzt, und nur beim vollen Werthe des Papiergeldes sich erhalten kann, weil bei einer Verschiedenheit des Werths des Papiergeldes und der Ausgleichungs-Münzen, und wenn ersteres im vollen Werth nicht verbliebe, letztere sich von demselben losrisse, der Circulation entzogen und verborgen würde; — kann eben so wenig, als die Behauptung:

In dem §: dies bedarf keines weitern theoretischen Beweises ꝛc. daß der Werth der Ausgleichungs-Münze das Schwanken des Wiener Courses zwischen 1200 und 1600 für 100 bewirkt habe; zugegeben werden. Die Erfahrung lehrte nämlich, daß bei dem früher bestandenen Ausgleichungsgelde mehrere Jahre lang der Werth der Bankozettel weit besser gewesen, und nur durch andere hinzugetretene Ereignisse deren Werth nachtheilig herabgesetzt sey.

Sie hielten es daher für zweckmäßiger, diesen gesammten, auf die Widerlegung des Plans zur Auswechslung und Tilgung der Einlösungsscheine wenig Bezug habenden § ganz aus der Repräsentation wegzulassen, und wenn die Stände und Orden sich dazu nicht verstehen wollten, ihn wenigstens abzuändern und der größern Deutlichkeit wegen für: da jede Veränderung einer Münze von gutem Gehalte, zu sagen, jede Veränderung unter dem Werthe.

Digitized by Google

Bei dem §: Allein diesen Gewinn abgerechnet ꝛc. dürfte das von England hergenommene Beispiel in Beziehung auf ein, zur Tilgung der Staatsschulden ins Weite berechnete, System zu beseitigen seyn; weil der Finanzzustand dieses Reichs mit Bestimmtheit nicht erhelle, anderseitig aber der Grund jener vermehrten Schulden nicht in dem auf längere Zeit berechneten System, sondern in den fortdauernden, zur Führung der Kriege erforderlich gewesenen größeren Kosten, sich vorfinde.

In dem mit den Worten anfangenden §: Es ist daher nicht zu bezweifeln ꝛc. könnte, wo von denen, dem Scepter Sr. Majestät unterworfenen Völkern die Rede ist, statt Völkern — wodurch auch die übrigen Erbstaaten, dem Scheine nach, angedeutet werden, zu setzen seyn: von den Ständen und Orden dieses Reichs.

Den Theil der Bothschaft aber betreffend, in welchem die Stände und Orden wegen Einberufung des jetzt im Umlaufe befindlichen Papiergeldes und dessen Einlösung durch eine Münze von gutem Gehalte und Conventions-Werth Se. Majestät zu bitten, vorschlagen; könnten die hohen Großen, wie es auch allgemein bekannt wäre, nicht in Abrede stellen, daß das mit dem baaren Gelde zugleich in Cours gesetzte Papier sowohl dem Staate als den Privat-Eigenthümern bedeutenden Nutzen gewährt hätte. Insbesondere wäre der Handel selbst dadurch erleichtert, die vorher schwache National-Industrie durch mehrere Zweige gewekt, der Nationalreichthum vermehrt, das Reich selbst zu einem größern Flor erhoben und selbst die Zahlung des, ehemals durch lästige Mittel herbeigeschafften Contributions-Quantums, zum Vortheil des Fonds dessen Bestimmung befördert. In Betracht der gründlichen und einsichtsvollen Bemerkungen der Stände und Orden wegen des nachherigen Wechsels des Papiergeldes aber, wären die hohen Großen mit denselben gleicher Meinung, daß die zur Zeit in Umlauf begriffenen Zettel eingewechselt und durch eine Münze von gutem Gehalte und Conventions-Werth ersetzt würden, da indessen die von den Ständen und Orden vorgeschlagenen Mittel weder zur Beförderung einer augenblicklichen Erleich-

terung geeignet, noch dem Staate und den Privatpersonen die zur Circulation erforderliche Geldmasse beschaffen könnten; durch Eröffnung der auswärtigen Handels-Quellen und Vermehrung der inländischen Industrie, zwar mit der Zeit die gewünschten Folgen herbeigeführt werden; dieses langsame und nur nach und nach wirkende Mittel den Mangel des, zur Circulation nöthigen und nach Aufhebung (eliminatio) der Papierzettel abgehenden, Geldes nicht decken würden; von Se. Majestät ferner die Einlösung der, zur Zeit in Umlauf befindlichen Zettel nach dem, durch so viele Kriege erlittenen, Schaden fortdauernden baarem Geldaufwande und der dermaligen erklärten Erschöpfung des Schatzes weder zu verlangen noch zu hoffen, und die Privatpersonen zur augenblicklichen oder wenigstens schleunigen Einlösung der Papierzettel und zur Deckung des Ausfalls bei der Circulation nicht hinreichende Mittel besäßen; so wäre selbst bei vorhandenen Mitteln zur erforderlichen Circulation, immer die Frage in genauere Erwägung zu ziehen, ob in Rücksicht der jetzigen Zeitumstände, bei der Lage der auswärtigen Provinzen, bei dem zunehmenden Mangel des baaren Geldes in denselben und bei der mit Grund zu befürchtenden Ausfuhr des Geldes, die Herausgabe der guten Münze rathsam und sicher sey? Hiezu käme noch der Umstand, daß die Gesetzgebung dieses Reichs für die benachbarten Erbstaaten keine Verpflichtung enthalte, im Fall aber letztere das Papiergeld in Umlauf behielten, Hungarn zur Beischaffung der, zur Betreibung der Oekonomie erforderlichen, Auslagen, seine überflüßigen Produkte ihnen zu verkaufen genöthigt wäre, nichts als Papiergeld vereinnahmen und statt die Krankheit von sich zu entfernen, solche immer stärker sich zuziehen möchte. Erwägt man solcher Gestalt, daß keine wahrscheinliche Hoffnung zur baldigen Einlösung des in Circulation begriffenen Papiers durch baares Geld vorhanden; daß die Existenz und das Schicksal der Monarchie ungewißen und muthmaßlichen Erfolgen der unternommenen Finanz-Operationen nicht blosgegeben; der öffentliche Schatz, bei Vermeidung aller Auflösung der Staats- und Privatverbindungen, bestimmte, unaufschiebbare Zahlungen zu leisten hat und keinen Augenblick entblöst ge-

lassen; die Gefahr vermieden, der wegen Mangel an hinreichend circulirendem Gelde, aus dem Verfall der Industrie, entstehenden Verarmung begegnet, die durch die Reduction der Bankozettel bewirkte Vermittelung, durch das plötzliche Entziehen des Papiergeldes nicht größere Gefahren nach sich ziehen dürfen, vielmehr allen diesen Uebeln vorgebeugt werden muß; so halten es die hohen Großen bei der gegenwärtigen Lage der Sache für das zweckmäßigste und wohlthätigste Mittel, wenn, mit vorläufiger Beibehaltung des Papiergeldes im Course, die landtäglich versammelten Stände und Orden, nach der Absicht Sr. Majestät, heilsame, der Constitution, den Gesetzen des Reichs und den jetzigen Zeitverhältnissen entsprechende Mittel erwählten, damit, wenn auch nicht augenblicklich, doch in der Folge, durch Herbeiführung einer Münze von gutem Gehalte und Conventions-Werthe das Eigenthum und Vermögen gesichert, die Besorgniß gehoben und das gewünschte Ziel erreicht werde.

Den zweiten Theil der Botbschaft betreffend wünschten die hohen Großen die Weglassung des §: Sie wollen sich auf die Untersuchung nicht einlassen ꝛc., in welchem unter andern auch der pragmatischen Sanction erwähnt wird, zumal das übrige in diesem § angeführte auf das Wesen der Sache, ihrer Meinung nach, keinen Einfluß hat.

Eben so glauben sie, daß in dem §: Innig fühlen sie zwar die Unfälle ꝛc., was gegen Ende desselben von: die Ruhe des von Elend und Lasten ermüdeten Volks ꝛc., und daß zur Heilung der dem Vaterlande verursachten Uebel auch die größten Opfer nicht hinreichen gesagt wird, fortgelassen werden können; theils, weil es nicht rathsam sey, den Grad der augenblicklichen Verwickelung stärker, als es die Umstände und die politischen Rücksichten anriethen, in den öffentlichen Verhandlungen darzulegen, theils weil es nicht an der Hoffnung ermangle, die Wunden, durch vorhandene Mittel, heilen zu können.

In Rücksicht des §: Die Stände und Orden bitten gewiß aus keiner andern Absicht ꝛc. dürfte der Wunsch wegen Gestattung einer von den deutschen Provinzen

abgesonderten Verwaltung des Reichs schon aus dem Grunde als überflüssig zu beseitigen seyn, da dieses Königreich ausserdem schon einer eigenen Verwaltung in jedem Geschäftszweige sich erfreute.

Bei dem §: Und da sich aus dem Berichte der rc. glauben sie da, wo von den Anstalten ihrer Vorfahren, die der Krone so bedeutende Fonds und Einkünfte angewiesen, die Rede ist, in die Stelle das Wort angewiesen (assignarunt) besser sagen zu müssen: die dazu bestimmten Einkünfte, wornach der § abzuändern wäre, um jede dem Sinn der Stände und Orden entgegenstehende unangenehme Auslegung zu vermeiden. Da übrigens gegen das Ende dieses § der übrigen verbündeten Provinzen, und der gegenseitigen Schreiben von ihrer und der Hungarn Seite Erwähnung geschehe, so sind die hohen Großen, andere, den Ständen und Orden gewiß nicht entgehende, Rücksichten beseitigt, dennoch zu deren Weglassung auch in dem Betracht anräthig, weil zu der Zeit das Herzogthum Oesterreich und das Königreich Böhmen einer anderen Vorsorge bedurfte, und die berührten Aktenstücke jetzt und in den dermaligen Zeitläuften nicht füglich in Anwendung kommen könnten.

Was endlich die zur Bestreitung der Staatsausgaben erforderte Hülfsmittel betrift, stimmten ebenfalls die hohen Großen mit den Ständen und Orden überein, daß dieses Königreich solche unter dem Namen einer jährlichen Leistung von 12 Millionen keinesweges gewähren könne. So gewiß und unläugbar es aber von der einen Seite sey, daß die Reichsbewohner durch die Reduction der Bankozettel auf ein Fünftel des Nennwerths einen großen Vermögensverlust erlitten; so gehe doch auch, von der andern, aus dem Berichte der Reichsdeputation sonnenklar hervor, daß die Bedürfnisse der gesammten Monarchie durch die vorläufig bestimmten Einkünfte nicht gedeckt wären; und es sey daher allerdings zu bedenken, daß durch die zur Vermehrung Sr. Majestät Einkünfte vorgeschlagenen Mittel, zur Zeit dem Bedürfniß wirksam nicht abgeholfen werde, und auch wir, nach dem Beyspiel unserer glorreichen Vorfahren, die zur Deckung der Staatsausgaben

aufgefordert, jedesmal nach ihren Kräften, bereitwillig mitgewirkt hätten, unsere unbegränzte Ergebenheit gegen den König und unsern Eifer zur Beförderung des öffentlichen Wohls laut an den Tag zu legen, keinen Anstand nehmen müßten, die hohen Großen halten es daher für zweckmäßig, bei Gelegenheit der Sr. Majestät einzureichenden Repräsentation, die Bereitwilligkeit der zum Landtage versammelten Stände und Orden zur Bestreitung der Staatsausgaben nach ihren Kräften mitzuwirken, unterthänigst vorzutragen.

Die hohen Großen zweifeln nicht, daß die Stände und Orden von ihrem Bestreben zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls völlig überzeugt seyn, die Schicklichkeit und Nothwendigkeit ihrer Bemerkungen erwägen und selbige genehmigen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Ueber Polen

unter der Regierung seines lezten Königs Stanislaus August Poniatowski, und über das Werk des Herrn de Rulhière sur l'anarchie de Pologne.

Von Hr. Dupont de Nemours.

(Bekanntlich sollten im J. 1810 die von des französischen Kaisers Majestät für die Aufmunterung der Wissenschaften bestimmten Decennalpreise zum erstenmal vertheilt werden und die gedoppelten Berichte, erst eines eigenen Jurys, dann der betreffenden Klassen des kaiserlichen Institutes, hatten zum Behuf dieser Austheilung ihre Berichte und Anträge gemacht. Den historischen Preis wollte das Befinden des Jury, dem nachgelassenen Werke des Hrn. de Rulhière über Polens Anarchie, zuerkennen. Dieser Antrag ver-

anlaßte mannigfachen Widerspruch, und unter anderm zwei Denkschriften des Hrn. Dupont de Nemours, welche der historischen Classe des Instituts vorgelesen wurden, und die man hier, mit Weglassung dessen, was auf einige andere Geschichtswerke Bezug hat, übersezt liefert.

Die Decennalpreise sind, wenigstens bis dahin, nicht ausgetheilt worden, und die, gleich den übrigen einzeln gedruckten Institutsschriften, nicht durch den Buchhandel verbreitete Abhandlung des Hrn. Dupont de Nemours (memoires soumis à la troisième classe de l'Institut, sur plusieurs ouvrages historiques, et particulièrement sur celui de Mr. de Rulhière, intitulé: de l'anarchie de Pologne, concourant pour les prix decennaux. Paris ch. Baudonis, 1810. 76 S. in 8.) verdient gekannt und gelesen zu werden, wenn man auch schon vielleicht am Ende der Meinung seyn möchte: die Charakteristik Stanislaus sey von Rulhière übertrieben ins Böse, und von Dupont ins Schöne gezeichnet worden, und die Wahrheit liege zwischen Rulhières feindseliger, partheilicher Tadelsucht und zwischen Duponts dankbarem Enthusiasm für seinen liebenswürdigen Freund und Wohlthäter, in der Mitte. U.)

Der vortreffliche und sehr achtungswürdige Jury für die kaiserlichen Decennalpreise hat das nachgelassene Werk des Hrn. de Rulhière, sur l'anarchie de Pologne des historischen Preises werth erklärt.

Wer zuerst einen Geschichtsgegenstand behandelt, über den man bisdahin keine sicheren Berichte kannte, befindet sich schon dadurch in großem Vortheil, und thut er es in einem gefälligen Vortrage, so wird der Eindruck, den er hervorbringt, so groß seyn, daß alle richtigere Einsicht, welche man später erlangt, denselben nie wieder ganz auszulöschen vermag.

Es mußte die beredte Nachahmung eines Thucydides und Sallust, ob dieselbe gleich mit mancherlei sehr unschicklichem

Auswuchse, den man kaum einem Sueton oder Dion Cassius verzeihen würde, untermengt ist, nothwendiger Weise bei den Freunden des classischen Alterthums, eine für den Verfasser günstige Meinung wecken. Daß das erste und das Haupterforderniß jeder Geschichte, die Wahrheit, beinahe überall gänzlich mangle, das konnte der Jury, seiner Stellung nach, nicht wissen; es macht seinem Scharfsinn Ehre, daß er die Partheilichkeit nicht verkannte, und Männern von zartem Geschmacke ist verzeihlich, wenn sie glaubten, die Vorzüge der Schreibart können jener das Gegengewicht halten.

Ich genoß den Vortheil, seit 1771 mit dem Kanzler von Litthauen, dem Grafen Chreptowiez, und etwas später mit dem Prinzen Massalski, Bischof von Wilna und erstem Senator von Litthauen, in den vertrautesten Verhältnissen zu stehen; hinwieder war ich mit dem Grafen Vielhorski, dem Gesandten der Conföderirten in Frankreich, genau bekannt; ich bekleidete nachher eine wichtige Stelle in der polnischen Republik; der König Poniatowski beehrte mich mit seinem Vertrauen; ich pflog in Warschau mit allen Regierungsgliedern Umgang. Der Graf Zamoiski, gewesener Großkanzler der Krone, welcher der tugendhafte Mann der Republik hieß, und der unermüdet arbeitsame, einsichtsvolle Graf Ignaz Potocki, welcher mit der Feder wie mit dem Degen sein Vaterland bis zum lezten Augenblicke vertheidigte, hatten mir ihr wohlwollendes Vertrauen geschenkt; ich stund in genauen Verbindungen mit dem Fürsten Adam Czartoryski; ich bin ein Freund des tapfern und einsichtsvollen Generals Kosciusko und seines treuen Gefährten, des Kriegers, Dichters und Philosophen Niemsewics, und ich war endlich in der Lage, mir die Einsichten vieler anderer vorzüglicher polnischer Männer, deren Namen nicht alle hier aufgezählt werden können, zu Nutze zu machen: dieser Zusammenfluß von Umständen ist es, der mich in den Stand sezt, mit zuverläßiger Gewißheit sagen zu können, daß man sich wohl hüten soll, der Geschichte des Hrn. de Rulhière Glauben beizumessen.

Den ersten Band derselben hatte ich dreimal vorlesen gehört, und ich war darüber in mancherlei Zwiste mit dem

Verfasser gerathen. Als das Werk erschien, bildete ich mir ein, es würde nicht mehr Aufsehen machen, als irgend ein anderer jener Romane, die man sehr uneigentlich historische nennt, und mit denen es überaus viele Aehnlichkeit hat. Anderweitig nützlicher beschäftigt, las ich es darum erst spät, und würde es wohl überall nicht gelesen haben, hätte der Werth, welchen der Jury darauf legt, mir nicht gezeigt, daß ich im Irrthum war, wenn ich glaubte, das Werk könne keine fortdaurende Aufmerksamkeit erregen.

Ich bedauerte jezt, nicht früher eine Pflicht erfüllt zu haben, die mir obliegt und die darin besteht, daß ich so kurz und so bestimmt als mir möglich ist, dem Gedächtniß des Königs Stanislaus August, seinem Patriotismus und den zweckmäßigen Gesetzen, durch welche er sowohl als sein Oheim, die Republik retten wollten, Gerechtigkeit wiederfahren lasse.

Ueberhaupt wäre in Hinsicht auf den, der Arbeit des Hrn. de Rulhière zugedachten, Preis die Bemerkung zu machen: daß der Zeitpunkt für die Krönung einer Geschichte demjenigen, worin sie geschrieben werden darf, nicht vorausgehen soll; daß man über sehr nahe liegende Begebenheiten sich vielleicht nur Denkschriften (memoires) erlauben sollte, die nachher zusammengezogen, ineinander eingeschichtet (wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf) und gegenseitig durcheinander berichtigt werden müssen, wenn daraus ächter Geschichtsstoff hervorgehen soll; daß der leztere gründlich und zuverläßig seyn muß; daß, nach dem Ausdruck eines geistvollen Mitgliedes des Instituts, die Zeit allein den Marmor bildet, und daß eben darum auch das Reglement unsers Vereins empfiehlt: was der Zeit nach uns allen nahe liegt, zu vermeiden (d'éviter la proximité des temps). Erst wenn die gegeneinander überstehenden Interessen verschwunden und die Leidenschaften gedämpft sind, darf die Vernunft ihre Urtheile aussprechen, und sie dem Griffel der Geschichte übergeben.

Es könnten die Darstellungen des Hrn. de Rulhière von einer andern Klasse des Instituts, welche sich auf die Kraft des Nachdrucks und andere Eigenschaften der Schreibart beschränken würden, für einen zweiten Preis empfohlen

werden. Aber unglücklicher Weise nennt er sein Werk eine Geschichte, und es wird auf einen historischen Preis dafür angetragen. Darum soll man sich dann auch nicht scheuen, im Mittel der historischen Klasse auszusprechen, daß es durchaus keinen historischen Werth hat. Es findet sich darin keine Spur von Wahrheitsliebe; dagegen viele leidenschaftliche, offenkundige Partheilichkeit; Karricaturportraits im guten und schlimmen Sinn; Glanz und Anmaßung, oft mit Hintansezung alles Anstands und aller Würde; Declamation und Satire; der Witz des Anecdotenkrämers, ohne irgend eine Tugend oder Einsicht des Geschichtschreibers . . Selbst der Jury hat eben dieß in ungefähr gleichbedeutenden Ausdrücken gesagt.

Seine Worte lauten also: Hr. Rulhière hat aus den von ihm gesammelten Actenstücken Vorurtheile, falsche Auslegungen und Irrthümer, die sich auf Parthei-Interessen gründen, geschöpft . . . Eine in solcher Stimmung geschriebne Geschichte verdient wenig Zutrauen . . . Rulhières Kunst bestund darin, die französische Politik, ohne offenbare Verletzung factischer Wahrheit, in ein günstiges Licht zu setzen . . . . Offenbar partheilich zeigt er sich, in übertriebnen Schilderungen, in den satirischen Portraits, die er von Katharina II und von Stanislaus Poniatowski entwirft; so wie nicht minder in dem übertriebenen Lobe, das er den Häuptern der Confederation ertheilt . . . Die Partheilichkeit ist der größte Vorwurf, der einem Geschichtschreiber gemacht werden kann. So drückt sich der Jury aus, und man muß gestehen, daß gegen seinen eignen Schluß nichts stärkeres gesagt werden kann.

Das ernste Amt der Geschichte ist unbiegsam und kennt keine Rücksichten, es verpflichtet uns darum auch zu der Bemerkung, daß der Jury selbst von der historischen Wahrheit wesentlich abwich, wenn er sagte: Hr. de Rulhière habe dadurch, daß er das politische System Frankreichs in Bezug auf Polen in Schuz nahm, die beste Parthei vertheidigt. Das Nationalvorurtheil, welches in seiner Quelle im-

mer sehr ehrwürdig bleibt, ob man sich gleich davor hüten soll, besonders wo sich's um Geschichte handelt, hat dießmal unsere vortreflichen Collegen irre geführt.

Selbst die beste Parthei könnte die Partheilichkeit nicht entschuldigen; denn auch die beste Sache kann durch verwerfliche Mittel vertheidigt werden. Allein Hr. de Rulhière's ganzes Werk liefert den Beweis, daß Frankreich in Polen die Anarchie in Schutz nahm, die Mißbräuche der großen Reichswürden, das liberum veto, die willkürliche Auflösung der Reichstage, die Unmöglichkeit, Gesetze zu erhalten, und zu einer gerechten und weisen Verfassung zu gelangen. . . Nun aber war die Parthei der Anarchie gegen die Gesetze, und zwar gegen sehr nothwendige und dringliche Gesetze, sittlich betrachtet, gewiß nicht die beste Parthei und durfte es nicht seyn.

Könnte man aber auch, was glücklicher Weise nicht der Fall ist, die aufgeklärte Staatskunst von der Moral trennen, so müßte man immer noch sagen, Frankreich habe damals keineswegs die beste, oder politisch betrachtet, die nüzlichste Parthei vertheidigt.

Die Anarchie allein war es, die Polens Theilung herbeiführte; durch sie nur ward diese möglich; sie allein hinderte Polen, eine selbstständige Macht zu seyn oder es wieder zu werden. Durch Beschützung und Unterhaltung der Anarchie, und dadurch, daß der Einfluß Oesterreichs eben dazu gestimmt ward, hat sich Frankreich der Theilung Polens, die übrigens nicht in seinen Absichten lag, Schuld gemacht. Es hat Rußlands Macht vergrößert, während es solche vielmehr zu beschränken wünschte. Es hat den unmittelbaren Contract souverainer Herrscher veranlaßt, deren Trennung durch weite Zwischenländer für ganz Europa wichtig war.

Um eine entfernt gelegene schwache Nation gegen ungebührlichen Einfluß, oder auch gegen die Eroberungslust übermächtiger Nachbarn zu schützen, giebt es nur ein Mittel, man muß die Ursachen ihrer Schwäche zu heben suchen und ihre Stärke vermehren. Denn so wie sie zum Gefühl ihrer Stärke gelangt, wird sie sich dem fremden Einfluß entziehen, und ihr Wille wird sich in dieser Hinsicht kräftig erweisen.

Digitized by Google

Es war ein glücklicher Umstand, daß die Kaiserin von Rußland durch persönliches Wohlwollen für den König von Polen geleitet, sich geneigt zeigte, eine ordentliche, auf monarchischen und republikanischen Grundsätzen beruhende, Verfassung in Polen einführen zu lassen, und auch selbst dafür mitzuwirken.

Es hatten zu diesem Behufe die Fürsten Czartoryski, besonders der Fürst Michel und ihr Neffe, der König Poniatowski, Plane entworfen, die, wie entstellt und unrichtig sie auch in der Geschichte des Hrn. de Rulhière dargestellt werden, deßunerachtet auch hier noch immer gut und zweckmäßig erscheinen müssen. Hätte man ihnen keine Hindernisse in den Weg gelegt, so wäre die Republik dazu gelangt, daß auf ihren Reichstagen die Mehrheit der Stimmen entschied, daß der Staat Finanzen erhielt, eine Armee aufstellen und unterhalten, seinen Bürgern Kenntnisse und Vaterlandsliebe mittheilen, Bündnisse eingehen, die Landescultur vervollkommnen und den Handel erweitern konnte. Dann wäre er länger nicht von einer fremden Macht abhängig geblieben; er wäre für Deutschland, insbesondere für Oesterreich, eine sehr wichtige Vormauer, theils gegen die Russen, theils gegen die Türken geworden, er hätte in der Mitte zwischen diesen zweien Mächten des Nordens und Ostens seine Kraft in die Waagschale derjenigen gelegt, die sich erhalten, nicht aber vergrößern wollte. Dieß war Frankreichs wichtiges und großes Interesse. Würde es sich darauf beschränkt haben, gutes Einverständniß mit Polen zu unterhalten, was um der Verwandtschaft des Charakters beider Nationen willen jederzeit leicht seyn wird, so hätte es in Polen, gleichwie in Schweden, und zum Vortheile des lezteren Staates, welcher dadurch mehr Ansehen erhalten hätte, einen Vereinigungspunkt politischer Maaßnahmen und militärischer Kraft gewonnen, die es jederzeit, gegen seine Feinde in Deutschland oder weiter hinaus, nach Umständen gebrauchen konnte.

Um dieses glückliche Resultat zu erreichen, durfte man dasselbe nur ruhig abwarten, und den weise berechneten, durch Rußland, welches dießmal von seiner gewohnten Politik abwich, begünstigten Entwürfen der Fürsten Czartoryski seine

Hindernisse in den Weg legen. Wäre diese friedliche und vernünftige Parthei, die zugleich so große Vortheile darbot, von Frankreich mit weiser Umsicht ergriffen worden, so durfte man dafür kein Geld verschwenden, und das Leben keines Menschen aufopfern. Man hatte weiter nichts zu thun, als die Polen zur Eintracht und dazu zu ermahnen, daß sie sich mit ihrer inneren Verwaltung beschäftigen; man durfte sich nur mit den Verhältnissen des Landes gehörig bekannt machen, und die Großen desselben nicht mit der Nation, noch die Schwäche mit der Kraft verwechseln.

Allein die Regierung Ludwig XV. zog es vor, zu verwirren, was man nicht kannte, den anarchischen und heftigen Leidenschaften jedes unglücklichen Großen zu schmeicheln, im Angesicht einer ungleich stärkeren Armee einige tausend Edelleute, ohne Disciplin, ohne Fußvolk, ohne Artillerie zu Pferde steigen zu lassen, und damit den Beweis zu leisten, daß, selbst mit Frankreichs Hülfe und mit Hülfe der, ihren Bundesgenossen und ihren Feinden jederzeit gleich furchtbaren Türken, die polnischen Confederationen stets ohnmächtig seyen. Und so hat dann Frankreich die Russen kühner gemacht, die Türken preisgegeben, Preußen und Oesterreich aufgereizt und die Nation, welche es beschützen wollte, zu Grund gerichtet. Nicht nur hat es eine schlechte Parthei ergriffen, sondern es hat auch seinen eignen Absichten und seinem eignen Vortheile zuwider gehandelt. Es hat nach irrigen Ansichten sich sehr unklug betragen.

Um aber jezt auf Hrn. de Rulhière zurückzukommen, so muß man sagen, daß er auch die schlimme Parthei, die man freilich unmöglich gut vertheidigen konnte, gehörig kennen zu lernen, sich nie die Mühe genommen hat. Drei Jahre nach seiner Rückkunft aus Polen kannte er noch weder die Nation, noch die Regierung und Verfassung der Nation, deren Geschichte er schreiben wollte, oder geschrieben zu haben glaubte.

Durch verwegene Sorglosigkeit, durch unbesonnene Eitelkeit, durch leichtsinnigen Character, war er, seines ausgezeichneten Schriftstellertalents unerachtet, dem Unternehmen so wenig gewachsen, und hatte über seinen Gegenstand so we-

nig nachgedacht, daß nach wiederholten Vorlesungen in den Salons von Paris und Versailles und nach erwünschter Einsammlung des, der lebhaften Schreibart zu Theil gewordenen, Beifalls, nun erst besser unterrichtete Personen ihn belehren und ihm erklären mußten, daß Polen so wenig, als Sparta, ein Feudalreich war. Er hatte gegen die Feudalverfassungen sehr schöne und glänzende Phrasen in Bereitschaft, die er auf Polen anwandte, und in der Einleitung seiner Geschichte ausstellte. Worin aber das Wesen iener Verfassungen bestehe, das war ihm eben so unbekannt, als wodurch sie sich von derjenigen unterscheiden, die er mit ihnen vermengte, nemlich von einer aus Edelleuten und Leibeigenen bestehenden Republik, deren erster Magistrat den Königstitel, nebst dem eitlen Gepränge des Königthums besaß. Er ward böse, als man ihn darauf aufmerksam machte; man mußte ihm die Sache umständlich und schriftlich entwickeln; er widersprach und zürnte, fühlte dann aber doch die Nothwendigkeit, den Eingang des Werks umzuarbeiten, und die Seiten 11, 12 und 13 desselben, so wie sie jezt lauten, sind wörtlich aus den Briefen abgeschrieben, die er über diesen Gegenstand empfangen hat.

Um die Reihenfolge der Thatsachen war er eben so unbekümmert, als um ihre Richtigkeit. Nirgends finden sich die gehörigen Zeitangaben, und nicht selten giebt er als die Hauptursachen eines Ereignisses andere Ereignisse an, die vielmehr eine Folge und oft sogar eine späte Folge von jenem waren. Darin liegt ein Hauptfehler der Anlage des Werks. Er meint, die Anarchie Polens sey durch die russische Einwirkung erzeugt worden, während gerade umgekehrt die polnische Anarchie aus gar viel früherer Zeit herstammt, und sie es ist, durch welche Rußlands Macht für jene Einwirkung, den Anlaß und die Mittel, so wie später die übrigen Nachbaren, die Versuchung zur Theilnahme erhielten. So ist dann diese, im Einzelnen mannichfach irrige, Geschichte auch in ihrer Grundlage und allgemeinen Ansicht fehlerhaft.

Das zweite Buch, der größte Theil des dritten, das eilfte, die Hälfte des zwölften und beinahe das ganze dreizehnte, die zusammen einen vierten Theil des Ganzen ausmachen,

Digitized by Google

und von Rußlands älterer Geschichte, von den Höfen von Wien, Paris und Berlin, vom König von Preußen, vom Fürsten Kaunitz, vom Kaiser Joseph und von seiner achtungswürdigen Mutter handeln, sind Episoden, welche mit der Anarchie Polens nichts zu thun haben, dagegen aber den vorzüglichsten Theil des Werkes ausmachen, weil wenigstens die Partheilichkeit darin minder zu Tage liegt.

Inzwischen sind auch sie von Fehlern und mitunter von sehr ungereimten Fehlern gar nicht frei; dahin gehören z. B. die glühenden Kugeln, womit die Admirale Elphinston und Spiritow von ihrer Escadre aus, die türkische Flotte beschiessen, als hätte man je daran denken können, Röste für glühende Kugeln auf Schiffen zu errichten, und als könnte man die Kanonen mit solchen Kugeln laden, ohne Gefahr zu laufen beim geringsten, durch das Schwanken des Schiffes so leicht möglichen, Mißgriffe, sich selbst in Brand zu stecken.

Eben so unrichtig wird den Türken die Erfindung der Bastionen zugeschrieben, die zuverläßig den Italienern angehört, und von der die Türken anders nicht, als unter Anleitung fremder Ingenieurs Gebrauch machten, und übrigens ihren alten Festungen mit runden oder viereckigten Thürmen, wie sie im vierzehnten Jahrhundert üblich waren, treu bleiben.

Auch muß man sich vor den Parallelen voll glänzender Antithesen und vor den Portraits in Acht nehmen, mit denen man so leichtsinnig zu Werke gieng, daß viele Personen sich wohl erinnern können und wirklich erinnern, wie von einer Vorlesung zur andern das gleiche Portrait seinen Namen änderte, und mehrere sogar drei verschiedenen Personen zu Theil wurden.

Nur gegen die Hauptperson, den König Stanislaus August Poniatowski, bleibt die Erbitterung des Verfassers sich stets gleich, und überall zeigt er sich als dessen leidenschaftlicher und ungerechter Gegner.

Stets bemüht, ein nachtheiliges Licht auf ihn zu werfen, stellt er ihn erst als einen geheimen Kundschafter dar, den die Fürsten Czartorisky nach Petersburg sandten, und der des englischen Gesandten bedurfte, um diese Sendung

von ihnen zu erhalten. Dieser geheime Kundschafter war aber ihr Neffe, den sie für den Thron erzogen, zufolg der in der Familie obwaltenden Ueberzeugung, daß er desselben würdig sey, und daß er dazu gelangen werde.

Dieß geschah dann auch, und zwar allerdings durch den Einfluß einer fremden Macht. Aber das Nemliche war bei seinen drei Vorgängern, August II., Stanislaus Leczinski und August III. der Fall gewesen. Es war, seit die Nation sich in einem Zustande von Desorganisation befand, bei allen seinen Vorgängern der Fall gewesen. Weil der Staat im Innern zerfallen und ohnmächtig war, so mußte er wohl seine Könige durch fremde Macht erhalten.

Die Macht aber, die ihn auf den Thron hob, befand sich deßhalb mit dem Nationalwunsche in keinem Widerspruch. Stanislaus August Poniatowski war Piast, gleich Stanislaus Leczinski. Die Polen wollten einen ihrer Landsleute auf dem Throne sehen. Das Haus Sachsen zählte nur eine kleine Zahl Anhänger. Frankreich begünstigte den Prinzen Xaver anders nicht, als mit einer einfachen und unnützen Empfehlung; die Stimmen waren nur allein zwischen dem Grafen Poniatowski, seinem Vetter dem Fürsten Adam Czartoryski und seinem Schwager dem General Branicki getheilt.

Was diesen lezteren, den Gönner und Beschützer des Generals Mokranowski, welchen die Geschichte der Anarchie Polens sich zu ihrem ersten Helden wählte, betrifft: so ist höchst ärgerlich zu sehen, wie Hr. de Rulhière, der freilich nicht selten dasjenige beschmuzt, was er anrührt, zu verstehen giebt (T. I. p. 305.), das Verhältniß des Begünstigten, den er einen Tugendhelden nennt, zu seinem großmüthigen Wohlthäter, beruhe auf einer häuslichen Intrige, die für drei Personen, deren zwei wenigstens stets die größte Achtung verdienten, schimpflich wäre. Besorgt, man möchte ihn nicht verstanden haben, kömmt er (T. II. p. 197.) nochmals, bei Anlaß einer Gefahr, in welche Hr. Mokranowski gerieth, auf die nemliche Beschuldigung zurück. Anecdoten solcher Art, die nie erweislich und sehr oft falsch sind, wann sie kein Ereigniß herbeiführten und ohne politische Folgen

Digitized by Google

blieben, müssen strenge aus der Geschichte verbannt seyn, und können dem Schriftsteller, der sie erzählt, nur Schande bringen.

Hr. de Rulhière hat immer zweierlei Maas und Gewicht. Wann der Fürst Radzivil und dessen Confederation Schutz bei den Russen suchen, oder später einen noch gefährlicheren bei den Türken, deren undisciplinirte Truppen überall die größten Verheerungen anrichteten, dann geschieht es, wie der Verfasser sagt, aus Freiheitsliebe und für die Erhaltung der alten Landesgesetze. Ihre Bestechlichkeit, ihre Ränke, die Schritte des Grafen Oginski zu Petersburg, ihre Dienstbarkeit gegen die Ausländer, deren Schutz sie anrufen, alles weiß er zu entschuldigen. Er sieht überall nur gute Absichten und spricht von denen, die so handelten, als von edeln, hochherzigen und tugendhaften Bürgern.

Wenn hingegen der König Poniatowski oder dessen Oheime sich des russischen Einflusses für die Einführung besserer Gesetze, und solcher, welche unentbehrlich waren, wenn die Republik zu einer Verfassung gelangen sollte, bedienen, dann sieht er in ihnen nur Intriganten und Despoten.

Bleibt die Mehrheit der polnischen Nation ruhig, und können die Confederationen nur schwache Truppencorps zusammenbringen, so ist dieß von Seite des Adels eine kluge und nothwendige Vorsicht, um, ehe man seine Meinung äussert, günstigere Zeiten abzuwarten. Wenn aber der König temporisirt, wenn er warten will, bis die Gemüther besänftigt, und durch aufrichtige Liebe des Vaterlandes für die Gesetze gewonnen sind, durch welche allein die Nation wieder zur Selbstständigkeit und zur eigenen Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten gelangen kann, dann nennt Hr. de Rulhière des Königs beharrlichen Willen für Gesetze und Einrichtungen, die seine Oheime vorschlagen, und denen seine Vernunft und sein Herz Beifall gab, Unentschlossenheit und Feigheit.

Wenn indeß irgendwo, so waren hier die Natur und die Beschaffenheit der Gesetze entscheidend. Hr. de Rulhière selbst muß eingestehen, daß das Gesetz, welches Einmüthigkeit forderte, und die Auflösung der Reichstage durch eine einzige Stimme, mit aller Regierung unverträglich waren,

und daß die Sitte, die geringen Finanzen, welche man besaß, der Willkür der Reichsschatzmeister, so wie die, übrigen unbezahlten, Truppen der Laune der Reichsgenerale zu überlassen, die größten Nachtheile mit sich führte. Dieß hielt ihn aber nicht ab, alles was für die Beibehaltung dieser Unordnungen geschah, Patriotismus und Tugend, und die Versuche, ihnen abzuhelfen, Niederträchtigkeit und Tyrannei zu nennen.

Ob er gleich eingesteht (T. I. p. 35.), daß im J. 1573 die vollkommne Gleichheit der polnischen Edelleute in Hinsicht auf ihre Bürgerrechte durch die Verschiedenheit des religiösen Glaubens keine Veränderung erlitt, und daß auch die Katholiken in jener Formel inter nos de religione dissidentes begriffen waren; so tadelt er deßhalb nichtsdestominder die Nicht-Catholiken, weil sie nachher sich die Beraubung ihrer politischen Rechte, welche sie so lange genossen hatten und die den natürlichen Rechten so angemessen waren, nicht wollten gefallen lassen. Wer inzwischen der Meinung ist, man könne um des Religionsbekenntnisses willen seinen Stand und seinen Theil an den Souverainetäts-Rechten verlieren, der muß auch finden, die beiden polnischen Könige August II. und August III. hätten ihres Churfürstenthums Sachsen verlustig erklärt werden sollen, und die französische Ligue habe Recht gehabt, Heinrich IV. nicht zu anerkennen.

Im Munde eines Mannes, den man für einen französischen Philosophen und für einen aufgeklärten Staatsmann hält, tönt dieß freilich sehr seltsam.

Hr. de Rulhières glaubt, es hätte der König Stanislaus August, um das Unrecht handzuhaben, welches neuere und aberglaubische Gesetze den Dissidenten erwiesen, um die Abschaffung der durch Mißbrauch entstandenen Vorrechte der Großwürdenträger zu hindern, und um das Recht der Einzelnen, den Reichstag aufzulösen, zu erhalten, sich an die Spitze der Confederation von Bar und aller von ihr abstammenden, stellen sollen. Allein einerseits waren alle Begehren dieser Confederationen, mit Ausnahme dessen, welches auf die Entfernung der russischen Truppen gerichtet war, offenbar unvernünftig und auf Verewigung der Anarchie abzielend,

Digitized by Google

und andererseits blieb dem König unverborgen, daß der gegen die Dissidenten aufgeregte Fanatism, so wie der zu Tage gelegte Eifer für das Interesse der Reichswürden nur Vorwand waren und im Grunde darauf abzweckten, den hohen und niederen Adel gegen ihn aufzuwiegeln, und das Vorhaben, ihn vom Throne zu stürzen, zu beränkeln: daß ein König dafür gerne mitwirken soll, ist nun aber wohl eine etwas zu starke Forderung.

Stanislaus August wußte (und Hr. de Rulhière erzählt es), daß sogar schon vor seiner Erwählung der Bischof von Krakau, Soltik, geschrieben hatte: Mag er immerhin erwählt werden, wir wollen ihn zu entthronen wissen. Er wußte, und Hr de Rulhière spricht davon (T. 2. p. 334. T. 3. p. 91.), daß Zabrewski und Tressenberg, nebst andern Verschwornen mehr, den Vorschlag gethan hatten, ihn und mit ihm achtundzwanzig Senatoren, welche seiner Meinung waren, im versammelten Reichstage zu ermorden . . . War es nun denkbar, daß er sich solchen Wüthrichen überliefern sollte?

Unter den Confederirten befanden sich manche achtungswürdige Männer, vorzüglich jene, welche von Rousseau, Mabli und le Mercier de la Riviere Constitutions-Entwürfe verlangt hatten *). Die große Mehrzahl aber bestund aus leidenschaftlichen Menschen, ohne Grundsätze und Einsicht. Viele unter ihnen sahen in den inneren Unruhen ihres Vaterlands nur das erwünschte Mittel, um ihren persönlichen Haß zu befriedigen, oder um mit bewaffneter Hand von friedlichen Bürgern Abgaben erpressen zu können.

Stanislaus August wollte keineswegs, daß die Russen sein Land regieren sollen. Hr. de Rulhière muß selbst gestehen, daß er ihnen oft Widerstand leistete; daß er die ver-

*) Bemerkenswerth ist, daß unter den durch den Grafen Wielhorski und andere Polen von den französischen Philosophen verlangten Verfassungsentwürfen, der jenige von Jean Jacques sehr monarchisch, und jener von le Mercier de la Riviere hingegen sehr republikanisch war. Beide wollten vermuthlich der Befolgung ausweichen, allzusehr im Geiste ihrer übrigen Schriften gearbeitet zu haben.

Digitized by Google

langte Mitwirkung seiner Truppen verweigerte; daß er sehr nachdrücklich ihren Rückzug auch damals verlangte, als sie Siege über die Türken erfochten hatten (T. 3. p. 278. 79.); daß er ihnen seinen festen Entschluß erklärte, eher Thron und Leben zu verlieren, als in die Herstellung des liberum veto einzuwilligen. „Allerdings," sagt Hr. de Rulhière, um den Werth dieser Erklärung zu schwächen, „würde der Mittelsverfassung, welche er durchzusetzen wünschte, die für immer geltende Stimmenmehrheit ihn zum wirklichen Souverain gemacht haben." Freilich wol wäre er, oder besser gesagt, seine Nation wäre mit ihm zur Ausübung ihrer gemeinsamen Souverainität gelangt, wenn die Vorschläge, die er dem Reichstage machen wollte, von diesem durch Stimmenmehrheit angenommen wurden. Aber das Gesetz des einmüthigen Willens zerstörte gleichmäßig die Souverainetät der Nation und diejenige des Königs, für jede nützliche und von der Mehrheit gewünschte Vorkehrung. Durch jenes Gesetz ward die Nationalsouverainetät auf den einzelnen Bürger übergetragen, nicht um irgend etwas Gutes zu wirken, sondern um alles Gute zu hindern. Dieß ists, was Hr. de Rulhière uns als die Erhaltung der alten Landesgesetze anpreist, oder, wie er sich ausdrückt, „jene ruhige Anarchie, bei der Polen vierzig Jahre durch glücklich „gewesen war, und für deren Erhaltung," wie er meint, „alle guten Bürger kämpfen sollten."

Diese sogenannten guten Bürger waren es, die bei nächtlicher Weile und in den Straßen der Hauptstadt ihren seit acht Jahren regierenden, von ganz Europa anerkannten, König, welchen sie auch selbst lange Zeit anerkannt hatten, aufhoben, zwanzig Flintenschüsse auf seinen Wagen abfeuerten, den tapfern Heiducken, der ihn schützen wollte, mordeten, und ihn selbst, weil auch er zu seiner Vertheidigung den Degen gezogen hatte, mit Säbelhieben mörderisch anfielen. Ein Streich hatte ihn bereits schwer verlezt und ihm den Schädel so tief verwundet, daß man jahrelange nachher die Spitze des Fingers in die Narbe legen konnte, als ihm gelang, sich durch einen der Mörder, welcher den bestimmten Auftrag hatte, ihn beim ersten Versuch, der zu seiner Rettung geschehen

Digitized by Google

würde, niederzustoßen, nach seiner Wohnung zurückbringen zu lassen. Diese Sinnesänderung des Verbrechers, diese unerwartete Wendung waren Wirkung der ruhigen Unerschrockenheit und der edlen Beredtsamkeit Poniatowski's: und der ganze Vorfall ward ein Zeugniß seines Muthes.

Die Art wie Hr. de Rulhière denselben erzählt, ist eben so unwahr, als selbst unwahrscheinlich. Er sucht das Verbrechen dadurch zu verringern, daß er behauptet, die Verschwornen hätten nicht den Tod des Königs gewollt. Es mag seyn, daß sie ihn lieber lebend als Geisel in ihrer Gewalt behalten hätten; aber gewiß ist, daß sein Tod sie im mindesten nicht kümmerte: dafür zeugen sowohl seine Verwundung, als die seiner lezten Wache ertheilten Befehle.

Hr. de Rulhière behauptet, es wäre ein einziger Pistolenschuß geschehen und dieser nur in der Absicht, um sich beim schnellen Schimmer seines Feuers zu vergewißern, daß der König sich auch wirklich im Wagen befände. Eine seltsame Manier, sich hierüber Aufschluß zu verschaffen. Aber die Bedienten, welche vor dem Wagen hergiengen, trugen Fackeln, und ob sie gleich in einiger Entfernung von ihrem Herren waren angehalten worden, so mußte dennoch ihr Fackellicht das Feuer der Pistole sehr überflüssig machen; auch hatten die Verschwornen den Wagen sowohl als den König, ehe sie angriffen, sattsam erkannt.

Hr. de Rulhière behauptet ferner, der König habe sich frei machen können, um heftig an die Thüre seines Oheims zu pochen. — Die Verschwornen konnten sich seiner nur in großer Entfernung von der Wohnung des Oheims zu bemächtigen hoffen, und hätte er an jener Thüre gepocht, so war ihr Anschlag mißlungen; denn beim Fürsten Czartoryski befand sich eine Wache von achtzig auserlesenen, dem Oheime und dem Neffen vollkommen zugethanen, Bewaffneten, der Angreifer hingegen waren nur acht und zwanzig, von denen sich noch dazu zehn entfernt, theils vorwärts, theils rückwärts hielten, um die Straße zu sperren.

Alle europäischen Mächte äußerten ihre Entrüstung über die Freveltat. Der Hof von Versailles, bereits unzufrieden mit den Confederirten, die, seinen Absichten zuwider, den

Thron eines von ihm anerkannten und wenigstens nicht öffentlich befehdeten Königs für erledigt erklärt hatten, zog die Unterstützungen zurück, die er theils an Geld, theils an Mannschaft, diese freilich in Abentheurern mehr, denn in anerkannten Truppen, ihnen hatte zukommen lassen.

Die Confederation, welche keine viertausend Polen unter den Waffen zählte, und die, nachdem sie abwechselnd die Namen von Bar, von Krakau, von Biala, von Epéries, von Teschen, von Litthauen und von Polen angenommen hatte, sich endlich, als es ihr gelungen war, aus allen Provinzen etliche Edelleute zusammenzubringen, ohne daß sie darum mächtiger ward, die allgemeine Confederation nannte, überzeugte sich izt, daß sie dieß nicht sey. Ihre Häupter wagten nicht mehr, sich in Polen zu zeigen. Die einen verweilten zu Warna in der Türkei, die andern zu Epéries in Ungarn. Die Confederirten hatten sich, theils durch die willkürlichen Naturallieferungen, welche ihre Reiterei von Schloß- und Landbesitzern forderte, theils durch die Gelderpressungen eben dieser ungezähmten Krieger, verhaßt gemacht, und ihr Unterhalt blieb ungesichert. Als nun Frankreich und Sachsen den Sold zu zahlen aufhörten, mußten die Soldaten abgedankt und die Confederation für aufgelöst erklärt werden.

Die stolze Sprache, womit sie im Namen der Nation auftrat und die Ohnmacht, mit der sie zu Werke gieng, hatten nur allzudeutlich geoffenbart, daß diese unglückliche Nation, ihres Heldencharacters, ihrer hinreißenden Beredtsamkeit und aller glänzenden Talente, womit die Natur sie ausgestattet hatte unerachtet, ohne fremde Hülfe weder eine Reform ihrer Landesgesetze vornehmen, noch einer solchen sich widersetzen konnte, und daß sie auch die Besetzung ihres Gebietes abzuwenden außer Stande sey.

Da geschah es, daß Friedrich, der nur das Herzogthum Preußen als König besaß, und gleich allen Fürsten seines Hauses, zumal seit sie Könige und Könige von Preußen hießen, das königliche Preußen ungern als Bestandtheil Polens betrachten und geneigt seyn mußte, sich beide Preußen gleichmäßig zu unterwerfen, den günstigen Augenblick vorhanden zu seyn achtete.

Digitized by Google

Im siebenjährigen Kriege hatte er seinen Feinden allzuviel Ehrfurcht eingeflößt, als daß sie izt leichthin sich in einen neuen Krieg für ein Volk, welches sich selbst nicht zu helfen wußte, verwickeln sollten. Frankreich, das noch am thätigsten gewesen war, hatte dennoch nur furchtsam und schwach die Confederirten unterstützt; Sachsen hatte sich auf geringe und sehr geringe Geldunterstützungen beschränkt, und Oesterreich gab zu, daß ihre Offiziere einen Theil dieses Geldes in seinen Grenzstädten verzechten; seine übrigen Versprechungen blieben unerfüllt. Friedrich urtheilte also, die erste jener drei Mächte werde, da kein unmittelbarer Vortheil für sie vorhanden sey, in ihrer Lauheit verharren; die zweite werde das noch viel mehr thun, und mit der dritten könne man sich verständigen. Er bot ihr, als Ersatz für seine Besitznahme des königlichen Preußens, der man sich umsonst widersetzen würde, drei schöne polnische Provinzen nebst den reichen Salzwerken von Wieliczka an. Einen solchen Ländererwerb ohne Schwerdtstreich zog der Wienerhof der Gefahr eines Krieges mit Preußen und Rußland vor, bei der geringen Hoffnung zumal, auf die Unterstützung seiner Bundesgenossen im mittäglichen Europa, und allenfalls auf die bereits wacker geschlagnen und für Christen und Oesterreich immer sehr schlechten Bundesgenossen des Orients, zählen zu können.

Dem Kaiser Joseph kam der Antrag des gewandten und vielvermögenden Königs von Preußen nicht unerwartet; er traf vielmehr mit seinen eignen Absichten zusammen, und ward demnach, einiger Bedenken der frommen Maria Theresia ungeachtet, angenommen.

Rußland, das bei der Theilung Polens, Polen verlor, konnte schwieriger zu gewinnen seyn; im Grund aber war seine Herrschaft über Polen nur eine Herrschaft des Einflusses, die mit dem Unterhalt und der Gegenwart einer Armee von fünf und zwanzig tausend Mann mußte erkauft werden. Die Erwerbung des größern Theils von Litthauen, Podolien, Volhinien und Curlands vollendeter Besitz waren mehr werth, als jener Einfluß, der dazu izt nur durch einen Krieg behauptet werden konnte, welcher hinwieder ein großes Hinderniß

der gegen die ottomanische Pforte gerichteten Plane geworden wäre. Die Kaiserin Katharina sprach darum zu Friedrich und Joseph: Wir verstehen uns, meine Herren ... und Polens erste Theilung war beschlossen. Sie umfaßte ungefähr den Drittheil des Landes.

Allein, würde Hr. de Rulhière sagen: „Stanislaus August willigte in die Theilung ein." Er willigte eher nicht ein, bis alle Unterhandlungsmittel erschöpft waren. Er willigte nur dem Rathe seines Reichstages gemäß ein, und weil weder er noch dieser Macht besaßen, um ein zwischen den drei mächtigen Nachbarstaaten abgeschlossenes und einverstandnes Unternehmen zu hindern. Es ist verzeihlich, wann er unter diesen traurigen Umständen das Blut seines Volkes nicht unnütz vergießen wollte. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er nicht nur mehr als die Hälfte seines Königreichs rettete, sondern auch das Unglück des anderen Theils dazu benuzte, um der geretteten Hälfte seines Landes und seiner Unterthanen die Grundlage einer Staatsverfassung zu verschaffen. Durch Aufopferung von Landschaften, die man zu retten außer Stand war, sich die Hoffnung und die Macht erkaufen, den übrigen eine wohlthätige Verfassung zu geben, war wohl unstreitig ein des Staatsmannes würdiges Beginnen.

Der König stellte einen permanenten Rath auf, für die Geschäfte, wie es hieß, die in der Zwischenzeit von einem Reichstage zum andern vorfallen konnten. Seine Feinde glaubten darin eine neue Beschränkung seiner Gewalt zu erblicken; eigentlich aber war es die Erschaffung einer Gewalt, und seit langer Zeit besaßen die Könige von Polen gar keine Gewalt, in keinem Fache der Administration, eben so wenig während als außer der Zeit der Reichstage. Uebrigens sollten die Mitglieder des permanenten Rathes, wenigstens mit jedem Reichstage, abänderlich seyn. Die königliche Gewalt war fürdaurend: sie ernannte die Senatoren und Minister und vergab die geistlichen sowohl als die militärischen Aemter oder Staroſtien. Der König rechnete auf einen überwiegenden Einfluß im Rathe, der ihm auch nicht entgieng.

Die Einrichtung vier verschiedener Commissionen, des Schazamtes, des Krieges, der Rechtspflege und der innern

Angelegenheiten ward dem Staatsrathe bewilligt, nach der Idee, welche die Fürsten Czartoryski schon bei der Thronbesteigung ihres Neffen gehabt hatten.

Mittels der Commission des Schatzamtes gelang es dem König und seinem Rathe, die Finanzen den Reichsschatzmeistern abzunehmen, welche bisdahin niemals Rechnung abgelegt hatten; und die Republik blieb nicht länger ohne Finanzen.

Mittels der Kriegscommission wurden beide Armeen, oder vielmehr beide Schattenbilder von Armeen den zwei Reichsgeneralen abgenommen, und die Republik besaß wenigstens die Grundlage eines Militärs, an dessen Organisation und Vermehrung der König eben so einsichtsvoll als thätig arbeitete.

Von eben dem Reichstage, der zu Abtretung eines Theils von Polen eingewilligt hatte, ließ er sich die Vollmacht ertheilen, unter Mitwirkung des permanenten Rathes mit auswärtigen Mächten zu unterhandeln; dadurch erhielt die Republik, was seit länger als einem Jahrhundert der Fall nicht mehr gewesen war, ordentliche politische Verbindungen.

Er stellte einen Educationsrath (commissia edukacina) auf, und wies zum Behuf der Ausgaben des öffentlichen Unterrichts, welcher der Leitung desselben übertragen ward, die Güter der aufgehobenen Jesuiten an. Ihr Ertrag stieg auf ungefähr drei Millionen. Es hätte nicht schwer fallen müssen, diese für die Vermehrung der Civilliste zu erhalten, und noch gar viel leichter wäre gewesen, geistliche Pfründen und Starostien daraus zu bilden, die der König zu Gunsten seiner Familie, für die er nichts that, vergeben konnte, und die auch von den Gliedern des Reichstags wären gesucht worden; der letztere Umstand hätte begierig bei jeder und zumal bei der ersten Verleihung die Zahl seiner Anhänger bedeutend verstärkt. Sein Geist und Herz zogen einen edleren Gebrauch vor: die Güter wurden bestimmt, um Kenntnisse und Unterricht unter seinem Volk zu verbreiten, und die polnische Nation über ihre wahren Vortheile, ihre Rechte und Pflichten aufzuklären.

Die ersten Schritte des Educationsrathes waren so bedeutend und bezeichneten seine edlen Zwecke für die Fortschritte der Nation durch so wohlberechnete und bis auf das Landvolk

sich erstreckende Entwürfe bürgerlichen und militärischen Unterrichtes, daß die fremden Mächte, deren Einfluß auf den Reichstag noch fortdauerte, sich beeilten, der Erreichung jener Absichten Hindernisse in den Weg zu legen. Dazu hatten sie auch bald ein sehr wirksames gefunden. Sie liessen zu Verwaltung der für den öffentlichen Unterricht angewiesenen Güter einen vom Educationsrath unabhängigen Verwaltungsrath (commissia rosdawnitza) aufstellen. Man ernannte in denselben Männer, von denen sich erwarten ließ, sie würden geneigt seyn, die dargebotene geheime Aufmunterung und den zugesicherten offenen Schutz für die Verschleuderung der Einkünfte ihrer Verwaltung zu benutzen, und den vom permanenten Rathe und vom Könige gewünschten Anstalten so wenig als möglich davon zukommen zu lassen; die Ernannten entsprachen dieser Erwartung in vollem Maaße. Stanislaus August, der die Wissenschaften, die Litteratur und die Künste liebte, hatte von dem Educationsrath die Wiedergeburt seines Landes gehofft. Es schmerzte ihn bis zu Thränen, sich in dieser Hoffnung getäuscht zu sehen, aber er vermochte weder das Unglück zu hindern, noch ihm zu begegnen.

Von drei großen, widerrechtlich Gewalt sich anmaßenden, Mächten umringt, blieb ihm zu Rettung der Unabhängigkeit seiner Krone anders nichts übrig, als eine solche Verbindung mit der einen aus ihnen, die ihn in den Stand setzen konnte, den zwei andern Widerstand zu leisten. In der Wahl hiefür leitete ihn Vaterlandsliebe mehr als persönliches Verhältniß, und er wandte sich nicht an Rußland. Er glaubte, Katharina's Freundschaft sollte diese Fürstin abhalten, sich dem zu widersetzen, was er für Polens Wohlfahrt versuchen würde. Er betrog sich hierin; aber auch das getäuschte Vertrauen bringt seinem Charakter Ehre.

Oestreich hatte Mißtrauen bei Rußland erregt, obgleich die leztere Macht wenigstens äusserlich ihre Zustimmung zu dem mittelbar gemachten, aber ohne Erfolg gebliebnen Vermählungsantrag des Königs von Polen mit einer Erzherzogin ertheilt hatte.

Poniatowski, dessen unabänderliches Streben auf die Unabhängigkeit seines Landes und dessen gute Verfassung hin-

Digitized by Google

gerichtet war, wandte sich demnach an Preußen, das durch Friedrichs des Großen Armee für eine Macht vom ersten Range galt und mit Polen manches gemeinsame Interesse hatte. Er fand eine günstige Aufnahme, und es wurden ihm bestimmte und heilige Zusicherungen gemacht. Ein Vertheidigungs-Bündniß ward zwischen beiden Staaten geschlossen.

Zu gleicher Zeit näherte er sich auch dem Hause Sachsen, dem er vorschlug, den polnischen Thron zu Gunsten der Kinder der sächsischen Prinzessin erblich zu machen, die sich mit einem zum Nachfolger des regierenden Königs bezeichneten Polen vermählen würde. Er war sogar nicht ungeneigt, auf diesen Fall und wenn es durchaus nothwendig gewesen wäre, die Regierung seinem Neffen abzutreten.

Auch Frankreichs Schutz wünschte er sich zu erhalten, und er sandte zu dem Ende den Grafen Orazewski als bevollmächtigten Minister dahin ab. Er wollte wenigstens die Versicherung haben, daß keine Unruhen und Aufwieglungen, wie zu Anfang seiner Regierung, von daher unterhalten und seinen Absichten Hindernisse in den Weg legen würden. Seine Eröffnungen wurden gut aufgenommen. Ludwig XVI. und der Graf von Montmorin riethen freundschaftlich, sich mit Rußland zu verstehen. Er that es und glaubte es mit Erfolg gethan zu haben. Aber Rußland handelte eben so treulos gegen ihn, wie Preußen.

Nach all diesen wohlüberlegten und rühmlichen Einleitungen, und einverstanden mit den geistvollsten Männern und den besten Bürgern des Landes, versuchte nun der König durch seinen Reichstag eine Verfassung einzuführen, und glaubte eine solche eingeführt zu haben, die das Schicksal der Bauren verbessern und allmählig ihre Freiheit vorbereiten, dem Bürgerstand ein ehrenvolles Dasein sichern, und auch den Wohlstand des Adels befördern sollte. Sie erhielt von allen Seiten Beifall und erregte einen allgemeinen Enthusiasm. Er schmeichelte sich, und zwar nicht ohne einigen Schein von Wahrheit, sein Vaterland gerettet und gewissermaßen neugeboren zu haben.

Er schrieb an ein Mitglied des Institutes, welches damals in der constituirenden Versammlung saß: „Ich bin glück-

Digitized by Google

licher als Sie; die Revolution und die Verfassung, welche ich später begann und früher zu Ende brachte, haben keinen Tropfen Blut und keine Thräne gekostet."

Aber Frankreich, in seinem Innern zerrissen, obgleich es keinerlei Feindschaft mehr gegen ihn, sondern vielmehr Wohlwollen für ihn hegte, kannte izt, weder durch Rath, noch durch Geld oder Mannschaft, noch durch politischen Einfluß Hülfe geben. Das Haus Sachsen durfte den, seiner älteren Tochter angebotenen, Thron nicht annehmen. Friedrich Wilhelm übte schändlichen Verrath. Seine Armee zog gegen den König, den sie beschützen sollte. Die Theilung des Ueberrestes von Polen ward zwischen den drei Nachbarn beschlossen.

Verlassen und trostlos, verzweifelte Poniatowski noch immer nicht an der Sache des Vaterlands. Er bildete eine und sogar zwei Armeen. Ihr Obercommando übertrug er seinem Neffen, dem Fürsten Joseph. Die, vorzüglich an grobem Geschütz allzuschwache Armee kämpfte auf einem, dem Vertheidigungskriege wenig günstigen, flachen Boden gegen die dreimal zahlreicheren Russen. Sie hielt sich tapfer, und der Feldzug war zwar unglücklich, aber ehrenvoll. Sie befand sich vom nöthigsten Vorrathe so entblößt, daß ihr nach der siegreichen Schlacht bei Zielinca kaum noch ein Dutzend Schüsse auf jede Kanone übrig blieben.

Unter Rußlands Schutz und mit russischem Gelde hatte sich gegen die neue Verfassung eine schändliche Confederation zu Targowisk gebildet. Polnische Confederirte führten die Russen zur gänzlichen Besitznahme des Landes an, während ihr vielfach verleumdeter König dasselbe vertheidigte, so lange noch etwas zu vertheidigen übrig blieb.

Seine, auf fünf und zwanzig tausend Mann herabgeschmolzene, Armee mußte sich unter die Mauren von Warschau zurückziehen; achtzig tausend Russen standen ihr gegenüber, sechs und dreißig tausend Preußen bedrohten sie von der Seite; sie war ohne Waffen, ohne Kleider, ohne Pferde und ohne Munition. Der Schatz war längst erschöpft.

Es blieb somit nichts übrig, als zu unterhandeln. Auf die rührendste Weise ward der Czarin alte Freundschaft an-

Digitized by Google

gerufen; aber um einen Waffenstillstand zu erhalten, um die Niedermetzelung seiner Tapfern und die Plünderung Warschau's zu verhüten, sah sich der König zu dem schmerzvollen Schritte gezwungen, die Tarkowisker Confederation zu unterzeichnen, und an ihre Häupter den Ueberrest seines Ansehens abzutreten. Er glaubte, seine lezte Pflicht fordere, daß er dem Blutvergiessen, auch auf Unkosten seines eigenen Rufes, Einhalt thue. Es sind dieß bittere Opfer. Er gab sich für sein Volk hin, und sein Volk glaubte sich von ihm verrathen.

Er wünschte sich den Tod. Mehrmals wiederholte er: Wollte Gott, ich könnte allein sterben! Der Kaiserinn von Rußland schrieb er: Er lege seine Krone nieder; und das russische Kabinet war grausam genug, ihn zu zwingen, als Gefangener auf seinem Schlosse den Königstitel, bis nach vollendeter Theilung, beizubehalten.

Auch aus der Gefangenschaft noch sezte er die Unterhandlungen mit einigen auswärtigen Mächten und mit seinen Unterdrückern fort. Es gelang ihm, von der Targowisker Confederation die Rücknahme des Beschlusses wegen Uebergabe von Kaminiek, des einzigen festen Platzes, welchen Polen besizt, an die Russen, und den Befehl an den Gouverneur zu erhalten, daß er sich vertheidigen solle.

Wiederholt bot er die Thron-Entsagung, zu Gunsten eines russischen Prinzen, unter der alleinigen Bedingung an, daß Polen nicht weiter zerstückelt, sondern als Nation und eigener Staat erhalten werde, und daß ihm vergönnt bleibe, sich eigene Gesetze und eine ordentliche Verfassung zu geben.

Diese Vorschläge alle wurden verworfen. Da hofte er, Rußland mittels einiger weiteren Abtretungen durch den Vertrag vom Julius 1792 günstiger zu stimmen. Bald mußte er Gleiches gegen Preußen durch den Vertrag vom September des nemlichen Jahres thun. Aber auch diese, durch Verträge geschehene, Abtretungen, welche Alles beendigen und wenigstens den Kern des Staates retten sollten, waren vergeblich. Die Feindseligkeiten begannen von Neuem, und des tapferen Kosciusko glänzende Thaten vermochten weder die

überwiegende Macht zu besiegen, noch einen daurenden Glückswechsel herbeizuführen.

Der grausame Suwarow nahm die Vorstadt Praga mit Sturm ein, und ließ, so lange er im Blutbade verweilte, Männer, Weiber und Kinder niedermetzeln.

Noch einmal wandten die Einwohner Warschau's sich an ihren König. Er begehrte und erhielt eine Kapitulation für sie. Es war dieß die lezte Handlung seiner Regierung.

Die Russen führten ihn nach Grodno und zwangen ihn hier zur Abdankung, die sie früher, als dieselbe freiwillig war angeboten worden, verweigert hatten. Ihre Härte gieng so weit, daß die Entsagungsacte am Jahrstage der Krönung mußte unterzeichnet werden.

Polens Anarchie bietet zwei, jeder Theilnahme würdige, Schlachtopfer dar: daß größte ist Polen selbst, und das bedaurenswürdigste der König Poniatowski.

Will man wissen, was edlere Feinde, als die ihn nach seiner Entthronung und nach seinem Tode angreiffen, von ihm dachten? Folgendes ist ein Auszug aus dem Testamente des Primas von Polen, Erzbischofs von Gnesen, Podoski, eines seiner heftigsten Gegner in den früheren Zeiten und bis zum Jahr 1775; eines Mannes, dessen Geist, Talente und Fähigkeiten von Hrde Rulhière gepriesen werden. „Wenn ich vor dem höchsten Wesen erscheinen muß, um Rechenschaft zu geben von meinen Handlungen als erster Senator und Metropolitan der polnischen Kirche, so werde ich bezeugen, daß unser gnädiger Beherrscher ein wahrhaft väterliches Herz besaß, und nie zu irgend etwas Hand bieten wollte, was der Nation, oder den Rechten der Nation Nachtheil bringen konnte. Ich habe die Gesinnungen dieses guten Fürsten kennen gelernt. Er hat gethan, was er thun konnte, um die Verfassung des Staates zu verbessern und der Regierung Ansehen zu verschaffen. Wir begiengen große Fehler, indem wir seine Räthe nicht befolgten. Möge die Nation es einsehen! Unsere eingewurzelte Sorglosigkeit, unsere Zwietracht und Eifersucht sind es, um deren willen wir beklagenswerth sind. Die Liebe zum Vaterlande, das sich in großer Gefahr befin-

Digitized by Google

det, muß neu unter uns aufleben; wir sollen kein Opfer für seine Rettung zu kostbar achten. Wir sollen den König lieben und Zutrauen in ihn setzen." Dieß Testament ward zu Frankfurt am Main, auf der Reise nach Marseille, wo der Erzbischof seine Gesundheit herzustellen hoffte, geschrieben.

Die Gesinnungen der Einwohner Warschau's für Poniatowski sind hinwieder in einer Schrift ausgedrückt, die gleichzeitig mit der Besitznahme ihrer Stadt durch preußische Truppen ausgegeben ward. „Es ist, heißt es unter anderm darin, ein herzzerschneidender Gedanke für jeden Redlichen, daß wir den Vater und Wohlthäter, den Schutzengel dieser Residenz, den geliebten König, dessen Andenken uns ewig theuer seyn muß, nicht wiedersehen sollen. Wenn Bosheit, Verläumdung und Undank, den Ruf des tugendhaften Fürsten zu beflecken, sich Mühe geben, so erklären die Bürger von Warschau frei und ungescheut: Wir waren Augenzeugen seiner ganzen Regierung; nie hat ein Fürst aufrichtiger als er, sein Volk glücklich zu machen gewünscht; aber keiner hat auch in seinem politischen Handeln so unübersteigliche Hindernisse von Seite seiner eigenen Nation gefunden. Dieß ist das Zeugniß, welches wir dem König Stanislaus August ertheilen.

Diese zwei ehrenvollen Angaben sind aus der beachtenswerthen Schrift des General Grafen Komarzewski (coup d'oeil rapide sur les causes réelles de la décadence de la Pologne, pag. 250 und 265) entlehnt. Zuverläßig hat dieser polnische General die Begebenheiten der lezten Regierung richtiger beobachtet, treuer geschildert und besser beurtheilt, so wie hinwieder die früheren Ursachen der Revolution durch den wahrheitsliebenden und einsichtigen Lévesque genäuer sind erforscht und beschrieben worden! als beides durch den beissenden und satirischen Hrn. de Rulhière nicht geschah.

Es ist zuverläßig und gewiß, daß Stanislaus August vielen Geist, ein empfindsames Gemüth, Anmuth, Beredsamkeit und wohlwollende Güte besaß; daß er damit weise Regierungsgrundsätze verband; daß er viele, für sein Land

Digitized by Google

eben so wichtige als nützliche Unternehmungen, deren Möglichkeit sogar bei seiner Thronbesteigung noch unwahrscheinlich war, begann und zum Theil auch zu Stande brachte; daß die Organisation der Finanzen, der Armee, der auswärtigen Angelegenheiten sein Werk waren; daß die Errichtnng des Educationsrathes, so wie die uneigennützige und einsichtsvolle Weise, womit er dabei zu Werk gieng, die schönsten Hofnungen erregten; daß es seine Schuld nicht war, wenn diese lezteren unerfüllt blieben; daß wenige Menschen eine so schwierige Laufbahn durchgehen mußten; daß sehr wenige sich in gleicher Lage besser, oder auch nur eben so gut benommen hätten, und daß für den Hrn. de Rulhière ein schlechter Ruhm daraus erwächst, wenn er einem unglücklichen König Hohn spricht, ihn verläumdet und beinahe auf jeder Seite die historische Wahrheit verlezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Militär-Kapitulation zwischen Frankreich und der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Vom 28. März 1812.

Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinischen Bundes, Vermittler der Schweiz, und die Eidgenössische Tagsatzung im Namen der XIX Kantone der Schweiz, haben, in der Absicht die Anwerbung und Einrichtung der Schweizer-Truppen, welche Frankreich vermög der den 27. Septbr. 1803 geschlossenen Militär-Kapitulation in seinem Dienst unterhält, nach den schicklichsten Grundsätzen einzurichten, zu ihren Bevollmächtigten über diesen Gegenstand ernennt, nämlich:

Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien: Ihren Kammerherrn Grafen August von Talleyrand, Offi-

zier der Ehrenlegion, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Sr. Majestät in der Schweiz:

Und die Tagsatzung der verbündeten Schweiz: Die Herren Rudolf von Wattenwyl, General der Eidgenossenschaft, Altlandammann der Schweiz und Schultheiß des Kantons Bern; Johann Conrad Escher, Burgermeister des Kantons Zürich; Joachim Pancratius Reuti, Mitglied des kleinen Raths des Kantons St. Gallen; Nicolaus Heer, Landammann des Kantons Glarus, und August Pidou, Mitglied des kleinen Raths des Kantons Waadt, welche nach Auswechslung ihrer Vollmachten über folgende Artikel übereingekommen sind:

Erster Artikel.

Se. Maj. der Kaiser der Franzosen, König von Italien, wird fortsetzen, in seinem Dienst vier Regimenter Schweizer-Truppen zu unterhalten, welche im Ganzen, den Staab nicht mit inbegriffen, zwölf tausend Mann ausmachen sollen.

Art. 2.

Jedes Regiment wird aus einem Staab, drei Kriegs-Bataillons, ein halb Depot-Bataillon, und einer Kompagnie Artillerie bestehen.

Art. 3.

Jedes Kriegs-Bataillon enthält sechs Kompagnien, jede von hundert und vierzig Mann, nemlich eine von Grenadiers, eine von Voltigeurs und vier von Füsiliers. Jedes halbe Depot-Bataillon wird aus drei Füsilier-Kompagnien von gleicher Anzahl Mannschaft zusammengesezt werden.

Art. 4.

Die Einrichtung der Regimenter, Bataillons und Kompagnien, wird die gleiche wie bei den französischen Truppen seyn.

Art. 5.

Dem vorhergehenden Artikel gemäß, wird der Staab eines jeden Regiments bestimmt, wie folgt:

Oberst	1
Major	1
Bataillons-Chefs	3
	5

Digitized by Google

	Transp.	5
Adjutant-Major		4
Quatiermeister		1
Zahlmeister		1
Adjutant-Major Hauptmann über die Kleidung		1
Katholischer Feldprediger		1
Reformirter Feldprediger		1
Richter		1
Feldscherer-Major		1
Feldscherer		3
Unter-Feldscherer		4
Adjutanten-Unteroffiziers		8
Tambour-Major		1
Koryoral-Tambour		1
Musikanten		8
Profosen		4
Meister: Schneider		1
Meister: Schuster		1
Meister: Ueberstrümpfmacher		1
Meister: Waffenschmid		1
	Total	49

Jede Kompagnie wird eingetheilt wie folgt:

Hauptmann	1
Lieutenant	1
Unterlieutenant	1
Feldweibel	1
Wachtmeister	4
Fourier-Koryoral	1
Korporalen	8
Grenadiers, Voltigeurs oder Fusiliers	121
Tambours	2
Total	140

Die jedem Regiment zugegebene Artillerie-Kompagnie wird enthalten:

Lieutenant	1
Unterlieutenant	1
Wachtmeister	3
Korporalen	3
Kanoniers	20
Arbeiter	2
Soldaten, die zu dem Zug gehören . .	40
Total	70

Art. 6.

Der Sold, die Traktamente und die Massen der vier Schweizer-Regimenter, werden auf den gleichen Fuß wie der französischen Linien-Infanterie festgesetzt und bezahlt werden.

Die Militärs, welche unter diesen Truppenkorps dienen, werden die gleichen Rechte auf Retraite-Pensionen erhalten, wann sie die von dem Gesez bestimmten Dienstjahre gedient, oder Wunden im Dienst von Frankreich werden empfangen haben. Sie werden auch an allen Vortheilen Theil nehmen, welche in der Folge den französischen Truppen könnten bewilligt werden.

Die vor der Kapitulation vom 27. Sept. 1803 geleisteten Dienste werden bei der Retraite berechnet werden, sie mögen dem alten Frankreich, oder in denen Ländern, welche mit dem Gebiet des Reiches vereiniget worden sind, geleistet worden seyn.

Die schweizerischen Offiziers, Unteroffiziers und Soldaten, welche ihre Retraite-Pension erhalten haben, können solche in Frankreich, oder in ihrem Lande genieſſen.

Art. 7.

Die Offiziers und Unteroffiziers, welche durch die neue Einrichtung der vier Schweizer-Regimenter in französischem Dienst ihre Plätze verlieren würden, werden ihre Bezahlung bis auf den Augenblick, wo sie wieder in Thätigkeit gesezt werden, beibehalten. Sie werden à la suite der Korps bleiben, und daselbst Dienst thun, bis man sie wieder in die ersten vakanten Plätze von ihrem Grad einsezt, oder bis sie ihre Retraite erhalten, wenn sie das Recht dazu haben.

Digitized by Google

Art. 8.

Die Schweizer, welche in die Regimenter aufgenommen werden, sollen von schweizerischer Abkunft, von zwanzig bis vierzig Jahr alt, von der Größe von 5 Schuhe und 2 Zoll, oder 1 Metre und 678 Millemetres wenigstens, seyn, und keinerlei Gebrechen an sich haben, jedoch kann die Anzahl Mannschaft, welche zur Kompagnie Voltigeurs nothwendig ist, unter diesem Maas angenommen werden; sie müssen aber wenigstens 4 Schuhe 9 Zoll, oder 1 Metre und 556 Millemetres haben. Diese Leute übernehmen die Verbindlichkeit, Sr. Maj. dem Kaiser Napoleon und seinen Nachfolgern vier Jahre getreulich zu dienen; nach Verfluß dieser Zeit wird es ihnen freistehen, wieder für zwei, vier, sechs oder acht Jahre Dienst zu nehmen. Die Abschiede werden vier Mal, und so viel möglich im ersten Monat eines jeden Vierteljahres, denen, deren Dienstzeit in dem vorhergehenden Vierteljahr zu Ende gegangen ist, ertheilt werden.

Ein jeder Mann, der bei dem Verfluß seiner Dienstzeit bei einer Armee steht, die wirklich in Thätigkeit ist, kann dieselbe nicht verlassen, und wird schuldig seyn, wenn er nicht für länger will, wenigstens für zwei Jahre wieder Dienst zu nehmen; jedoch wenn der Krieg im ersten Jahr, nachdem er wieder Dienst genommen, zu Ende geht, wird er, wenn er seinen Abschied begehrt, denselben zu Ende des Feldzugs erhalten.

Art. 9.

Die Ergänzungen der Mannschaft der kapitulirten Regimenter werden auf folgende Art geschehen:

Von dem Tage der Unterschrift der gegenwärtigen Kapitulation an, wird die Regierung der Schweiz verpflichtet seyn, eine bestimmte Anzahl von zweitausend Mann jährlich zu liefern, um die, welche ihre Retraite wegen Wunden und Gebrechen, die sie im Krieg erhalten, oder wegen ihren Dienstjahren, erhalten werden, und die, welche nach Verfluß ihrer Dienstzeit den Abschied erhalten werden, zu ersetzen.

Im Fall, wenn ein Krieg in Italien oder Deutschland entstühnde, wird dieselbe schuldig seyn, jährlich tausend Mann

mehr zu liefern. Zu dieser außerordentlichen Anwerbung in Kriegszeiten wird die Schweiz alle drei Monate 250 Mann liefern. Der erste Transport wird drei Monate, nachdem der Kriegszustand von der französischen Regierung der Schweiz angezeigt und mitgetheilt worden, abgehen. Diese Werbungen werden bis zum Friedensschlusse fortwähren.

Die schweizerische Regierung verpflichtet sich, die Mannschaft, welche sie liefern muß, bei denen Depots zu stellen. Diese Depots werden nahe an die Gränzen der Schweiz verlegt werden.

Der General-Oberster wird bestimmen, zu welchem Korps, oder in welches Bataillon die Rekruten, welche man jährlich liefert, kommen sollen.

Durch diese obgemeldte Verfügungen wird die Verbindlichkeit, welche die Schweiz übernommen hat, 3160 Mann den 1. Jenner 1812, uud 500 Mann vom 1. Jenner bis auf den 1sten folgenden Merz, laut dem Tagsatzungs-Beschluß vom 1. Juli 1811, zu liefern, nicht entkräftet. Was davon noch nicht gestellt worden ist, wird unverzüglich zu denen Depots geschickt, damit die Schweizer-Regimenter, so wie durch die gegenwärtige Kapitulation festgesezt ist, komplet werden.

Art. 10.

Die schweizerische Regierung verpflichtet sich, ohne Rücksicht auf die Anzahl Rekruten, die sie jährlich zur Unterhaltung der vier Schweizer-Regimenter in französischem Dienst, zu stellen übernommen hat, die Deserteurs, nach Maasgabe daß man ihr solche anzeigen wird, auf ihre Unkosten zu ersetzen. Sie wird aber nur schuldig seyn, diejenigen zu ersezen, welche in den zwei ersten Jahren seit ihrer Ankunft bei dem Depot desertirt sind, wann sie die Verbindung, welche der folgende Artikel enthält, wird erfüllt haben.

Art. 11.

Die schweizerische Regierung verbindet sich, kein Regiment im Dienst irgend einer andern Macht zu haben, alle Schweizer, welche in fremden Diensten stehen, zurück zu rufen, und alle Mittel der Ueberzeugung und der Gewalt,

Digitized by Google

welche in ihrer Macht stehen, dazu zu verwenden, um dieselben in ihr Vaterland zurückkehren zu machen.

Art. 12.

Die Rekrutirung wird die Schweiz übernehmen.

Die Offiziers, Unteroffiziers und Soldaten können von den Kantons-Regierungen nach Belieben dazu gebraucht werden, wenn diese finden werden, daß ihre Mitwirkung zu dem Erfolg der Rekrutirung nützlich seyn möchte. Die Urlaubgänger, welche die Kantons-Regierungen gebrauchen werden, sollen in Bezug auf dieses zu ihrer Disposition stehen.

Art. 13.

Sowohl um den ersten Preis des Handgelds, als die Transport-Unkosten der 2000 Mann, welche die Schweizer-Regierung jährlich zu stellen sich verbindet, als der tausend Mann, die man noch in dem Fall eines Krieges in Italien oder Deutschland, laut dem Art. 9, mehr liefern muß, zu bestreiten, wird derselben eine Summe von 130 Franken für jeden Mann zugestellt werden, die von der Masse der Rekrutirung, welche zu 180 Franken bestimmt ist, genommen werden.

Die Schweiz wird zum voraus alle 4 Monate einen Drittel der von Sr. Majestät zur Rekrutirung der Schweizer-Truppen jährlich bewilligten Summe erhalten. Das Geld für die außerordentliche Werbung in Kriegszeiten wird ebenfalls zum voraus angeschafft werden.

Die 50 Franken, welche den Ueberrest der Massa ausmachen, behaltet sich Frankreich vor, daß solche, nach der ersten Stellung der Mannschaft, zur Anschaffung der kleinen Equipage, nach denen für die französischen Rekruten festgesetzten Regeln verwandt werden.

Für diejenigen Rekruten, welche wegen Gebrechen, oder andern gültigen Gründen, bei ihrer Ankunft von den Depots werden zurückgeschickt werden, oder gar nicht daselbst ankommen, es seye daß sie desertiren, oder wegen jeder andern Ursache, wird man nichts verguten.

Für die Ergänzung der Soldaten, die von ihren Fahnen desertirt sind, wird man nichts verguten; die Regierung der Schweiz ist schuldig, auf ihre Unkosten dafür zu sorgen.

Digitized by Google

Die Dienstzeit der Rekruten wird von dem Tag ihrer Anwerbung an berechnet werden, die Bezahlung aber wird nur mit dem Tage ihrer Ankunft bei dem Rekruten-Depot anfangen.

Die Gelder für die Rengagements werden noch ferner von den Verwaltungs-Räthen der Regimenter besorgt werden. Die Rengagirten sind nicht in der Mannschaft inbegriffen, die die Schweiz jährlich zu stellen sich nach dem 8ten Art. der gegenwärtigen Kapitulation verpflichtet hat.

Diesen Räthen wird für jeden Mann, der wieder Dienst nimmt, vergütet wie folgt:

100 Franken für zwei Jahre.
200 Franken für vier Jahre.
300 Franken für sechs Jahre.
400 Franken für acht Jahre.

Art. 14.

Man wird jährlich jeder Compagnie 2 Urlaubspässe für Unteroffiziers oder Soldaten ertheilen, und einen für Offiziers.

Art. 15.

Es wird zugegeben werden können, daß ein Bataillon, in 4 Kompagnien Genadiers bestehend, die man in Detachements aus den verschiedenen Schweizer-Regimentern, eben so wie die Offiziers, welche zum Staab nothwendig sind, nehmen wird, einen Theil der kaiserlichen Leibwache ausmachen können, wann Se. Maj. die Zeit, und die dazu erforderlichen Einrichtungen werden bestimmt haben.

Art. 16.

Die Stelle eines General-Obersten der Schweizer wird beibehalten, dieser höhere Offizier wird die Schweizer-Truppen, welche zu Paris sind, kommandiren, und über die übrigen wird er die Aufsicht haben. Se. Maj. der Kaiser ernennen ihn.

Der General-Oberst wird die Verordnungen, die Verwaltung, den Dienst und die Rechnungen betreffend, empfangen, und was dieselben vorschreiben, vollziehen machen. Man wird über dieses zwei Schweizer Brigade-Generals ernennen, um über den Unterricht, den Dienst, die Verwaltung, und

Digitized by Google

die Kriegszucht der 4 kapitulirten Regimenter die Aufsicht zu haben.

Art. 17.

Die 3 Kriegsbataillons eines jeden Regiments werden von dem Obersten und das halbe Depotbataillon von dem Major kommandirt werden.

Art. 18.

Die Brigade-Generals, die Obersten, die Bataillons-Chefs und die Majors, werden von S. M. dem Kaiser ernennt. Er wird über diese Stellen zu Gunsten derjenigen Schweizer-Offiziers, die Er wegen ihrem Rang und ihren geleisteten Diensten für die tüchtigsten ansehen wird, disponiren.

Art. 19.

Die Hauptleute, Lieutenants und Unterlieutenants der Grenadiers, werden Se. Majestät auf den Vorschlag des General-Obersten, unter den Offiziers von gleichem Grad, aus den Regimentern, zu welchen sie gehören, auswählen.

Art. 20.

Die Beförderung zu den Stellen als Hauptmann und Lieutenant, werden in den Regimentern, wo diese Plätze ledig geworden sind, statt haben; sie werden von Sr. Majestät dem Rang nach auf den Vorschlag des General-Obersten vergeben. Die Unterlieutenants werden von dem Kaiser auf den Vorschlag des General-Obersten ernannt; die Hälfte wird von den Hauptleuten jeder Kompagnie dem General-Obersten vorgestellt, und diese werden sie aus den Unteroffiziers des Regiments, zu welchen sie gehören, auswählen.

Die andere Hälfte wird aus denen Kantonen, welche nicht eine der Anzahl der Soldaten, welche sie stellen müssen, angemessene Anzahl Offiziers haben, genommen werden. Die Regierung der Schweiz wird, Namens der Kantonal-Regierungen, dem General-Obersten den Vorschlag eingeben.

Die Quartiermeister werden ebenfalls von dem Kaiser, auf den Vorschlag des General-Obersten, und auf die Vorstellung der versammelten Hauptleute, ernennt werden.

Art. 21.

Se. Maj. der Kaiser werden ebenfalls auf den Vorschlag

des Obersten eines jeden Regiments, wenn solche von dem General-Obersten begnehmiget und eingegeben wird, die Adjutanten-Majors, die Fahnenträger, die Feldprediger beider Religionen, die Richter und die Feldscherer ernennen. Der Richter hat Hauptmanns-Rang. Die Fahnenträger werden aus den Unteroffiziers genommen.

Art. 22.

Die Adjutanten-Unteroffiziers, der Tambourmajor, die Korporals der Tambours, und die Profosen eines jeden Regiments, werden von dem Obersten auf die Vorstellung des Bataillons-Chefs ernennt werden.

Die Unteroffiziers und Korporals der Kompagnien wird er ebenfalls auf den Vorschlag der Hauptleute, wann solcher von den Bataillons-Chefs begnehmiget seyn wird, ernennen. Die Musikanten und Handwerksleute wird der Verwaltungs-Rath auswählen.

Art. 23.

Die Verwaltungs-Räthe eines jeden Regiments, und der des Bataillons Schweizer-Grenadiers, die einen Theil der kaiserlichen Leibwache ausmachen werden, sollen, nach den über den gleichen Gegenstand in der französischen Armee angenommenen Regeln, gebildet werden.

Art. 24.

Die Schweizer-Truppen in dem französischen Dienst können nur in Europa, und den Inseln, welche dazu gehören, gebraucht werden.

Art. 25.

Sie werden die freie Ausübung ihrer Religion und ihrer eignen Justiz beibehalten, und die Mannschaft, welche dazu gehört, in keinem Fall, wegen Verbrechen und Fehler gegen die Kriegszucht, vor andern als den schweizerischen Militär-Tribunalien belangt werden können. Nichts desto weniger können diejenigen, welche in die Schweiz reisen, oder sich dort aufhalten, von den Landes-Tribunalien, wegen den Verbrechen, die sie wider die Ortsobrigkeiten, oder wider die öffentliche Ordnung begehen würden, bestraft werden.

Digitized by Google

Art. 26.

Die Schweizer-Truppen werden in Ansehung des Ranges und des Dienstes, den sie zu thun haben, den gleichen Einrichtungen und Verordnungen, die für die französischen Truppen angenommen worden sind, unterworfen, ausgenommen was im Artikel 24. festgesezt ist.

Art. 27.

Auf die Vorstellung des Landammanns der Schweiz wird man 20 junge Leute in die französische polytechnische Schule aufnehmen können, nachdem sie sich denen im Reglement vorgeschriebenen Prüfungen werden unterzogen haben.

Art. 28.

Die Schweizer-Offiziers werden zu allen militärischen Stellen und Würden, die in Frankreich bestehen, gelangen können.

Art. 29.

Die Schweizer-Regimenter werden den Rang nach den französischen Regimentern nehmen. Ihr Rang unter den fremden Regimentern, welche in französischem Dienst und Bezahlung stehen, wird nach dem Datum ihrer Errichtung bestimmt werden.

Art. 30.

Wenn unvorhergesehene Umstände die Abdankung der Schweizer-Regimenter, ganz oder zum Theil nothwendig machen würden, ehe die gegenwärtige Kapitulation verflossen seyn wird, oder wenn in demselben Zeitpunkt die französische Regierung abschlagen würde, sie zu erneuern, werden die Offiziers, Unteroffiziers und Soldaten, welche alsdann diese Regimenter ausmachen werden, eine, ihren Dienstjahren und dem Grad, den ein Jeder bekleidet haben wird, angemessene Entschädigung wegen der Abdankung erhalten.

Art. 31.

In dem Fall, wenn die Schweiz durch die Folgen eines Krieges mit einer nahen Gefahr bedrohet wäre, verbindet sich seine Majestät der Kaiser, auf das förmliche Begehren der schweizerischen Tagsatzung, der Schweiz Hülfe zu senden, und 10 Tage nach diesem Begehren die Hälfte der kapitulirten Regimenter, oder das Ganze, wenn die Umstände solches

Digitized by Google

schlechterdings fordern; von diesem Zeitpunkt an werden die Bezahlungen und Abrechnungen, sowohl als die Reise- und Transport-Unkosten, der begehrenden Macht zur Last fallen.

Art. 32.

Die Militär-Kapitulation von 1803 ist durch die gegenwärtige Kapitulation aufgehoben; diese wird fünf und zwanzig Jahre währen, und die kontrahirenden Mächte können sie hernach fortsetzen, oder derselben entsagen.

Zu Urkund dessen haben wir der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, Beschützers des rheinischen Bundes, Vermittlers der Schweiz; und wir die bevollmächtigten Kommissarien, die gegenwärtige Kapitulation unterschrieben, wovon die Ratifikationen zu Paris in Zeit von 20 Tagen, oder früher, wenn es geschehen kann, sollen ausgewechselt werden.

Wovon zu Bern zwei gleichlautende sind gemacht worden den 28. März 1812.

R. v. Wattenwyl. — Graf A. v. Talleyrand.
F. C. v. Escher. — Für den Minister,
F. Panc. Reuti. — Der Legations-Sekretär
Nikolaus Heer. — F. Rouyer.
A. Pidou.

Avons approuvé et approuvons la Capitulation ci-dessus en tous et chacun des articles qui y sont contenus, déclarons qu'elle est acceptée, ratifiée et confirmée et promettons qu'elle sera inviolablement observée.

En foi de quoi nous avons donné les présentes signées de notre main, contresignées et munies de notre sceau Impérial.

A St. Cloud, le 22 Avril 1812, et de notre regne le 8me.

Napoleon.

Le Ministre des relations exterieures,
Le Duc de Bassano.

Par l'Empereur,
Le Ministre Secretaire d'Etat,
Le C. Daru.

Digitized by Google

Est acceptée et ratifiée par la Confédération Suisse en tous ses articles, et sera fidellement observée.

En foi de quoi les présentes ont été signées par Nous, contresignées par le Chancelier de la Confédération, et scellées du sceau de l'Etat.

A Bâle, le 27 Avril 1812.

Le Landammann de la Suisse,
Pierre Burckhardt.
Le Chancelier de la Confédération,
Mousson.

Digitized by Google

6. Die Schädellehre. 7. Recenſion einer Schrift von der Schädellehre. 8. Der Lügenfeind. 9. An den Leſer. — Die Rückkehr ꝛc. Landſchaftsg. von Hrn. Steinkopf. (Beſchl.) Von E. G. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien. — Charade. Von F. S. — Auflöſung des Räthſels und Logogryphs in Nro. 160. — Nachtwächterlied. Von Weiſſer. — Legende. — Korreſpondenz-Nachrichten aus München, Berlin. — Legende. (Forts.) — Etymologie des Wortes Hochzeit. Von S. — Impromptu. Von Ha. — Ueber Goethe. Bruchſtücke aus Briefen, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Iduna und Guido. Von Ha. — Ueber Goethe. Bruchſtücke aus Briefen, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe. — Mahler oder Maler. (Schreiben eines Mahlers an einen Recenſenten.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz, Karlsruhe. — Ueber den Vogelmann, Hr. Degen aus Wien. (Aus einem Schreiben eines Franzoſen an ſeinen Freund, Hrn. M*** in ***.) — Das reine Facit (Nach dem Franzöſiſchen.) Von Ha. — Legende. (Forts.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom. — Ueber la Bruyère. (Aus der Vorrede des Gedichts von Delille: la Conversation.) — Legende. (Forts.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris — Rundaeſana. Die Alten. Von N. — Unadreſſirter Brief von Franklin an Madam Helvetius. (Aus Grimms und Diderot's Korreſpondenz.) — Die Weiber. (Aus den Vascoviana 1708.) — Amor über ſchwarze und blaue Augen. (Beyde von Ha.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Zwey Charaden. — Abſtafung der Charade in Nro. 166. — Mylord Stairs. Engliſche Anekdote. I. — Legende. (Forts.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Grätz. (Forts.) — Mylord Stairs. II. — Legende. (Beſchl.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Tübingen. — Impromptu. Von Chriſtian Schreiber. — Philoſophie in Frankreich. (Forts.) — Das Dunkelaut. Eine wahre Anekdote. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Peſth, Stockholm — Vaina. (Ein Madagasker Lied, nach Ritter Parny.) Von Ha. — Ueber Goethe. Bruchſtücke aus Briefen, herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe. — Philoſophie in Frankreich. (Forts.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Ich. Von Horſtig. — Alef. An Alefs Grab. Der Wandrer. Der Schatten. — Philoſophie in Frankreich. (Forts.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin, Grätz. (Beſchl.) — Stanzen von Goethe. (Im Namen der Karlsbader Bürgerſchaft, als Ihre Majeſtäten der Kaiſer von Oeſterreich und die Kaiſerinn von Frankreich Karlsbad mit Ihrer Ankunft beglückten, und zwey volle Tage dort verweilten.) I. Sr. Maj. dem Kaiſer von Oeſterreich. II. J. Maj. der Kaiſerinn von Frankreich. — Philoſophie in Frankreich. (Beſchl.) Von J. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — — Charade. — Auflöſung der Charaden in Nro. 172. — Salomo Geßner und Johann Kaſpar Lavater. Züge zu ihren Karakter-Gemählden von Friedrich von Matthiſſon. 1787. — Reiſe von Montpellier durch die Pyrenäen nach Paris. Erſtes Kapitel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Die Paradieſe. Nach de St. Peravi Von Ha — Salomo Geßner und Johann Kaſpar Lavater. (Forts.) — Reiſe von Montpellier durch die Pyrenäen nach Paris. Zweytes Kapitel. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Straßburg, Berlin — Worte, Bilder, Scenen aus dem Leben des italiäniſchen Volkes. Bemerkung einer Frau aus Neapel. Die Volksſänger. Von C. G. — Lehre. — Verdientes Lob. (Beyde von Ha.) — Salomo Geßner und Johann Kaſpar Lavater. (Forts.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Henne. — Salomo Geßner und Johann Kaſpar Lavater. (Beſchl.) — Sinngedichte. Von Weiſſer. 1. Die ſieben Weiſen. 2. Zwei gleiche Thoren. Spruch eines Weiberfeinds. 3. Aehnlichkeit und Unähnlichkeit. 4. Die will ich freyen. 5. Das Eigenlob. 6. Der Greis. 7. An eine Dichterinn. 8. Frage an eine Schöne. 9. Die reiche Frau. 10. An den Scharfſichtigen. — Vermiſchte gelehrte Nachrichten aus Italien — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Reiſe von Montpellier durch die Pyrenäen nach Paris. Drittes Kapitel. — Einwurf. Von —m. — Anmerkſel zu deutſchen Wörterbüchern. — Holzbibliotheken. Von J. K. Höck. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Inhalts-Anzeige der allgemeinen Juſtiz- und PolizeyBlätter von dem Regierungs- und Kreisrathe Hartleben.

Juni 1812.

56tes und 57tes Stück. Bemerkungen über die Cenſur einer kürzlich erſchienenen intereſſanten Schrift: „Kritik des natürlichen Kirchenrechts und der neueſten Verdrehung deſſelben für das Intereſſe der Hierarchie. Germanien.“ (Mannheim bey Löffler.) 1812. — Neues Kon-

Digitized by Google

scriptions-Gesetz für das Königreich Bayern mit Bemerkungen. (Forts.) — Herleitung der Kuhpocken von einer Krankheit an den Füßen der Pferde. — Erklärung der Steine als verletzende Werkzeuge. — Erhöhung der Fleisch- und Brodpreise im Oesterreichischen. — Beförderer des Schulwesens und Schulfreunde in Böhmen. — Entrichtung zweyer Prozent von dem Kaufschilling aller Versteigerungen an die Versorgungs-Anstalten in Wien. — Anzahl der unentgeldlich Behandelten in dem Kinder-Kranken-Institut daselbst. — Findlinge in der Schweiz. 58tes Stück. Ueber das Bedürfniß eines Botany-Bay in den Rheinischen Bundes-Staaten. — Neues Konscriptions-Gesetz für das Königreich Bayern mit Bemerkungen. — Cirkular des General-Polizey-Direktors des Grosherzogthums Toskana zur Unterdrückung der Mißbräuche mit den Kommunion-Zetteln. — Ausplünderung der Wallfarths-Kirche zu Schloßberg in Ungarn. — Gefängniß-Thurmbau zu St. Gallen. — Allgemeine Hunde-Musterung zu Stuttgardt. 59tes und 60tes Stück. Neues Konscriptions-Gesetz für das Königreich Bayern mit Bemerkungen. (Forts.) — Neu erfundene Feuer-Rettungs-Maschine von dem Königl. Horizmeermeister Glatz zu Berlin. — Haußreuder Pilaer auf den Boulewards zu Paris. — D. R. Armesto's alkalische Versuche, aus der Frucht des Madrano-Baums, arbustus unedo L. Zucker zu ziehen. — Reichlicher Vorrath an Getraide in Holland. — Zahl der verpflegten Kranken und Einkünfte des Instituts der barm erzigen Schwestern in Gallizien. — Chef der Gesundarmerie zu Berlin. 61tes und 62tes Stück. Was untergräbt hauptsächlich den Zweck aller Erziehung? — Neues Konscriptions-Gesetz für das Königreich Bayern. (Forts.) — Ehestiftungs-Bureau zu Paris. — Inokulation der Atmosphäre mit Gewittern. — Neue Verzinnungsart des Hrn Biberel. — Bepflanzung der Straßen und Wege im Niederrheinischen Departement. — Errichtung unentgeldlicher Mannß- und Frauenbäder in der Donau. — Unanständerte Wein-Abgaben zum Behufe des Militär-Spitals zu Wien — Fortdauernde Wirksamkeit der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen zu Wien. — Menge der Kaffee- und Syrup-Fabriken in Böhmen. — Juden-Ehe mit einer Christin in Dänemark. — Konfiskation einer Pharao-Bank in Stralsund — Neuer Gebrauch der Hanfschaben zum Trockenhalten der Stubenböden. — Fortschritte der Kultur in der Republik Caraccas. — Heraufsetzung der Feyertage zu Appenzell innern Rhoden und Zusammenschuß eines Kapitals, zur Verbesserung der Gehalte der Schullehrer. — Verkauf des Getreides aus den Staats-Magazinen des Kantons Aargau. — Lampadius Anleitung zur Fabrikation des Syrups und Zuckers aus Kartoffel-Stärke und Bekanntmachung eines hölzernen Siedapparats. 63tes Stück. Wie kann sich ein Staat der Last von Quiescenten und Supernumerären Staats-dienern auf eine gerechte Weise entledigen, den Kandidaten des Staats-Dienstes neue Aussichten ihrer Anstellung eröffnen, so wie den Gerichtsgang der General-Kreis-Kommissariate, Rentämter und Land-Gerichte machtig erleichtern, ohne der Nation neue Lasten aufzubürden, vielmehr gerade dadurch den Grund ihres Wohls selbst zu legen. Eine Staatsnationalwirthschaftliche und finanzielle Idee zur Verminderung des Staats-Aufwandes mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Bayern, durchgeführt von D. Alexander Lips, der Philos. ehemal. Prof. a. d. Universität Erlangen. (Erlangen bey C. G. F. Brenning. 1812.) — Preisaufsetzung von Pferden für den Tabacksbau und die Pferdezucht im Elsaß. — Sendung des Revisen-Inspektors Jüllien zur Untersuchung des Pestalozzischen Instituts. — Pestalozzis Erziehungs-Unternehmen im Verhältniß der Zeit-Kultur. — Vernuchtes System, die Tauenichte den Nachbarn zuzuschicken. 64tes und 65tes Stück. Ueber Brodtaren. — Neues Konscriptions-Gesetz für das Königreich Bayern. (Forts.) — Verbot der Verfertigung der Windbüchsen im Königreich Würtemberg. — Prüfung und Preisvertheilung in dem Vetermär-Institut zu Würzburg.

Bei Hemmerde und Schwetschke in Halle und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Was fangen wir heute an? Eine Sammlung gesellschaftl. Spiele und Lieder für gebildete Cirkel, 2te vermehrte Ausgabe, nebst Musik. gebund. 16 gr.

Costenoble (J. C.) über altdeutsche Architectur und deren Ursprung, mit 18 Kupfertaf. Fol. geheft. 4 Rthlr 12 gr.

Das Chamounithal am Fuße des Montblanc, ein Begleiter auf der Reise durch dasselbe, von Fr. Gottschalk, neue, mit einer Karte von den Umgebungen des Genfersees und des Montblanc vermehrte, Auflage. gebund. 22 gr.

Digitized by Google

Europäische Annalen

Jahrgang 1812

Neuntes Stük

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1812.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Tagebuch der Sitzungen des im Jahre 1811 zu Preßburg abgehaltenen ungarischen Landtages. (Forts.) 193

II. Ueber das Verfahren des brittischen Senats gegen die katholischen Irländer. 232

III. Ueber Polen unter der Regierung seines letzten Königs Stanislaus August Poniatowski, und über das Werk des Herrn de Rulhière sur l'anarchie de Pologne. Von Hr. Dupont de Nemours. (Beschl.) 248

IV. Denkwürdigkeiten aus den Feldzügen der französischen Armeen seit 1798 bis 1810. (Forts.)
Dritte und letzte Lieferung. Feldzüge in Spanien und Oesterreich in den Jahren 1808 bis 1809. 266

V. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
1. Die Hanse. 278
2. Fox auf dem Sterbebette. 284

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt
für
gebildete Stände. 1812. August.

Inhalt.

Das Gesundheits-Büreau. — Lob der Fröhlichkeit. (Nach einem Liede von 1657.) Von Ha. — Vermischte celebrte Nachrichten aus Italien. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Leipzig. — Pseudo-Räthsel. — Charade. Von P. — Auflösung der Charade in Nro. 178. Marie von Solange. — Reise von Montpellier durch die Pyrenäen nach Paris. Viertes Kapitel. — Gnome. — Themis. (Beyde von Ha.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Katharina II. und ein russischer Dichter. — Marie von Solange. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Königsberg, Berlin. Reise von Montpellier durch die Pyrenäen nach Paris. Fünftes Kapitel. — Marie von Solange. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Herr Urian der Zweyte, oder Herrn Wilmsens Ankunft und nachmalige Abenteuer auf der Welt. Ein Geburtstags-Lied. Von Weisser. — Genf im Jahre 1811. Von Leschevin. — Reise von Montpellier durch die Pyrenäen nach Paris. — Sechstes Kapitel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. Das Gold. Von Ha. — Anekdoten. (Aus Grimm's und Diderot's Korrespondenz.) — Genf im Jahre 1811. (Beschl.) — Die Ausdehnung der Besinnungskraft. Von Horstig. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Merkwürdige Nachricht von einem neuen, in Moskau aufgefundenen, deutschen Dichter. Von Kotzebue. — Polnische Volkslieder. 1. Liebessignalen. 2. Janek an Jela. 3. Sehnsucht nach der Geliebten. — Die Superklugen an Ha. Von J. K. Hock. — Korrespondenz-Nachrichten aus Prag. — Drey Charaden. Von Krause. — Auflösung des Pseudo-Räthsels und der Charade in Nro. 184. Etwas über Albert Thorwaldson, den Dänen, Bildhauer zu Rom. — Die Liebe hat Recht. Eine Novelle. I. — Der Magnet und das Eisen. — Wiegenkinder. (Beyde von Ha.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Die Liebe hat Recht. II. — Etwas über Albert Thorwaldson, den Dänen, Bild-

Digitized by Google

I.

Tagebuch der Sitzungen des im Jahre 1811 zu Preßburg abgehaltenen ungarischen Landtages.

(Fortsetzung.)

Ein und zwanzigste Sitzung.

Den 2. November.

Nachdem die Stände und Orden die ihnen in der lezten Sitzung zugeschickte Bothschaft der hohen Großen hatten niederschreiben lassen, bemerkte der Herr Präsident: er hoffe, daß sie solche bereits in den Cirkeln in Erwägung gezogen haben würden, weshalb er sie, bei Eröfnung dieser Sitzung, ersuche, die Mittel, wodurch die Gesinnungen beider Tafeln zu vereinigen sind, in Vorschlag zu bringen.

Der Bothschafter des Barser Comitats, einer der Cirkular-Präsidenten, antwortete hierauf in deren Namen, daß die Stände und Orden ihre Bemerkungen schriftlich aufgesezt hätten, und, mit Bewilligung des Hrn. Personals, der Cirkular-Notarius solche vorlesen würde.

Bevor lezteres erfolgte, verfügte der Hr. Personal die abermalige Vorlesung der Bothschaft der hohen Großen, Paragraphenweise, durch den Protonotarius Ignaz Markus, damit in derselben Ordnung die ebenfalls vorzulesenden Bemerkungen der Stände und Orden zur Berathschlagung genommen werden könnten.

Dem zufolge wurde zuvörderst der Anfang der Cirkular-Schrift gelesen. Der Hr. Personal verlangte sofort in demselben wenigstens mit kurzen Worten zu berühren: daß die Stände und Orden die Bothschaft der hohen Großen in Ueberlegung genommen, und ihre Bemerkungen in Beziehung auf die einzelnen Paragraphen mittheilen wollten; denn abgerechnet, daß in dem bestehenden Anfange das Wesen der Sache nicht berührt, und er zum gewünschten Zwecke der Vereini-

Digitized by Google

gung nichts beträgt, könne er solche, durch Gestattung einer widrigen Auslegung, noch verhindern. Dieses wäre um so mehr, als die hohen Großen ihre Bemühung, Zeit zu ersparen, an den Tag gelegt hätten, zu vermeiden.

Die Stände und Orden versicherten: es wäre keineswegs ihre Absicht, Jemanden zu beleidigen, vielmehr wollten sie nur in diesem §. auf die Erklärung der hohen Großen, daß sie sich auf Kleinigkeiten nicht einlassen möchten, die erforderliche Bemerkung machen.

Der Hr. Personal bestand zwar auf die Abänderung dieses zweideutigen und falsch auszulegenden Anfanges; allein die Stände und Orden gestatteten solche nicht.

Es wurde mit dem Lesen beider Bothschaften fortgefahren. Bei dem Anfange des §. durch das Vertrauen, welches Se. Maj. ꝛc., machte der Hr. Personal die Stände und Orden auf die Gründe aufmerksam, weshalb er in den frühern Sitzungen die Auslassung des Worts: Schicksal, verlangt hatte; und wenn gleich damals sein Rath nicht statt gefunden, so hoffte er doch jezt in Rücksicht der von den hohen Großen beigebrachten Gründen, daß die Stände und Orden, zur Beförderung der so nöthigen Uebereinstimmung, das Wort Schicksal in Glück umändern, und einen andern gleichbedeutenden Ausdruck an dessen Stelle, setzen würden. Auf alle Fälle bäte er sie wiederholentlich, der Meinung der Hohen beizutreten und das Wort Schicksal mit einem milderen Ausdruck zu vertauschen.

Dessenungeachtet blieben sie bei dem Ausdruck: Schicksal, stehen und behaupteten, daß durch den Finanzplan nicht blos das Vermögen oder die Glücksumstände schwankend und ungewiß würden, sondern auch die undankbarsten Folgen entständen Durch den 9ten Artikel des 1sten Theils würde die Sicherheit der Sachen und Personen bestimmt und aufrecht erhalten. Diese Sicherheit mache aber das Schicksal der Bürger aus. Das Edikt Sr. Majestät vom 20. Febr. gestehe selbst, daß das Schwanken des Papiergeldes die gesellschaftlichen Verbindungen erschüttert, und selbst die hohen Großen hätten, da sie von der Beibehaltung der Zettel gesprochen, das wechselnden Schicksals erwähnt.

Digitized by Google

In demselben §. wünschte der Bothschafter des Szabolter Comitats die Weglassung des Worts: ein jeder (omne), weil es sich nicht behaupten liesse, daß durch einen jeden Finanzplan die Glücksumstände der Bürger vernichtet würden. Hier handle es sich um den vorgelegten Plan; bei diesem müsse man stehen bleiben und so die Einwendungen der hohen Großen widerlegen.

Einige behaupteten zwar, es könne dies allerdings von jedem Finanzplan behauptet werden. Denn zugestanden, daß die traurigsten Folgen entständen, wenn eine Gold- und Silbermünze nicht in Umlauf gesezt würde, so folge von selbst, daß jeder, dieser Absicht nicht entsprechende, Plan die Glücksumstände der Bürger vernichte. Unter Finanzplan verstehe man nämlich jenen von den Ministern in Vorschlag gebrachten. Verbliebe mithin auch das Wort: ein jeder, so leuchte es doch immer ein, daß nur von dem jetzigen vorgelegten die Rede sey. Im Grunde würde dadurch ganz eigentlich angedeutet, daß nicht allein dieser, sondern ein jeder andere Plan, welcher, dem Sinne des Gesetzes entgegen, auf die Herausgabe des Goldes und Silbers zum Umlauf nicht hinwirke, dieselben Folgen erzeugen werde.

Allein der Hr. Personal erwiederte, der Ausdruck: ein jeder, könne deshalb nicht stehen bleiben, weil die folgenden Worte: eben dadurch, die Beziehung auf einen speciellen Plan anzeigten. Zwar verlangten wir von Sr. Majestät jezt goldne und silberne Münzen; wenn indessen unser Gesuch nicht statt fände und der Zweck nicht erreicht würde, müßten wir doch um einen andern Plan besorgt seyn, und wollten wir mit dessen Hülfe das öffentliche Wohl schützen und die Sicherheit der Sachen und Personen erhalten, so könne doch nicht zum voraus, daß ein solcher Plan unser Schicksal vernichte, gesagt werden. Ohne Plan könne keine Verwaltung der Staatsökonomie bestehen, und die im Codex befindlichen Gesetze in Cameralsachen bewiesen, daß auch in unserm Vaterlande Plane vorhanden gewesen.

Die Mehrheit der Stände und Orden stimmte dieser Aeusserung bei, weil die erwähnten Folgen jenes §. nicht mit jedem Plane verknüpft, nicht jeder den Ständen und dem Rei-

Digitized by Google

che vorzulegende Plan die Güter der Privatpersonen angreifen und endlich auch wegen Wiederbringung des Goldes und Silbers Pläne zu entwerfen wären. Sie verlangten daher die Weglassung des Worts: ein jeder, und wollten an dessen Stelle: ein ähnlicher, oder: der vorgelegte, setzen; endlich aber gieng man auch davon ab, und ließ den Ausdruck gänzlich fort.

In dem mit folgenden Worten anfangenden §: In Rücksicht des §: denn wie der, durch die geschehene Reduction der Bankozettel ꝛc. schienen dem Herrn Personal mehrere Ausdrücke zu hart, und er verlangte entweder sie zu mildern, oder, zumal sie das Wesen der Sache nicht beträfen, wegzulassen. Namentlich wäre dies mit den Worten: Dies läßt sich aber von einem System ꝛc. bis: von dem Drucke der Theurung wirksam befreien, der Fall, da solche schon anderweit gesagt wären. Die Stände und Orden hielten die Ausdrücke aber für ganz passend und bestanden darauf um so mehr, als sie solche in ihren frühern Vorbschaften gelinder ausgedrückt, und, da sie nicht verstanden wären, jezt deutlicher ausdrücken müßten.

Als der §. der Circularschrift: In Beziehung auf den mit: davon abgesehen, daß bei Bestimmung ꝛc. anfangende Paragraph ꝛc. vorgelesen wurde, las zur mehreren Deutlichkeit der Cirkular-Notarius auch den §. des Edicts vom 20. Februar: Wir beschließen demnach ꝛc. Der Hr. Personal verlangte hier aber die gänzliche Weglassung des erwähnten Paragraphs; weil die Stände und Orden durch die Behauptung, daß die Zahl der Einlösungsscheine nicht der Bevölkerung und der Industrie oder dem Circulationsbedarf angemessen, sondern nach dem Verhältniß der reducirten Bankozettel bestimmt sey, von der Unzulänglichkeit des Papiergeldes zum Bedarf zu reden schienen; dieses aber weder mit den übrigen Gründen dieser Vorbschaft, noch mit den, auf dem Landtage vom Jahre 1807 vorgetragenen, Bitten: wegen keiner fernern Vermehrung der Bankozettel, übereinstimme; und aus den Worten des angeführten Edicts vom 20. Febr. lediglich: daß die Zahl der 211 Millionen Einlösungsscheinen nicht zu unmäßig, keinesweges aber sich entnehmen

lasse, daß bei deren Bestimmung auf den Cirkulationsbedarf nicht Rücksicht genommen wäre.

Die Stände und Orden erwiederten darauf: In diesem Paragraph würde nicht allein die Gesezwidrigkeit des vorgeschlagenen Finanzsystems, sondern auch dessen Fehler aus den Finanzprinzipien selbst, dargethan, zumal, wie es der angeführte §. des Edikts bewiese, nach jenem Plan die Zahl der Einlösungsscheine, ohne Berücksichtigung des Cirkulationsbedarfs, lediglich nach dem Verhältniß der herabgesezten Bankozettel angenommen sey. — Daß die Stände und Orden das Papiergeld, wogegen sie ihren Widerspruch jezt und auf dem Landtage von 1807 erklärt hätten, genehmigen wollten, liesse sich aus dem Vorigen nicht folgern. Die gegenwärtigen Zeitverhältnisse wären außerdem von jenen des Jahrs 1807 sehr verschieden. Damals sey noch Hofnung zur Einlösung der Bankozettel vorhanden gewesen, und deßhalb hätten die Stände und Orden nur die Abschaffung der kleinen Zettel, die Einberufung der 15 und 30 Kreuzerstücke aus dem Course und die Sistirung der auf die gänzliche Vernichtnng des Werths der Bankozettel Bezug habenden Finanzoperationen nachgesucht. Nach der jetzigen geschehenen Reduction der Bankozettel auf 1/5 ihres Nennwerths aber müße man um die Einwechselung alles Papiergeldes durch eine gute Münze bitten. Dieserhalb wollten sie denn auch den in Rede stehenden §. wegen der, aus den Finanzprinzipien entnommenen Gründe, an seiner Stelle belassen.

Bei dem §: In Rücksicht auf die §§: da indessen das Papiergeld überall weit über den Bedarf ꝛc. und: dies bedarf keines weitern theoretischen Beweises ꝛc. wünschte der Hr. Personal ebenfalls die Weglassung dessen, was die hohen Großen dieserhalb bemerkt hatten, indem die von den Ständen und Orden angegebenen Folgen aus der Vermehrung der Bankozettel und der Herausgabe einer Ausgleichungs-Münze, ohne innern Werth, nicht zu behaupten wären. Die hohen Großen wünschten ebenfalls die in Coursesetzung einer guten Münze, glaubten indessen, daß solches zur Zeit nicht geschehen könne; er selbst wäre der Widerlegung des Plans gar nicht entgegen, rathe

jedoch nur zur Anführung solcher Umstände, deren Widerlegung weder in den frühern Repräsentationen noch anderweit enthalten sey.

Die Stände und Orden vertheidigten aber die in diesem §. enthaltene Meinung und hielten es, da die hohen Großen den längern stattgehabten Werth der Bankozettel, bevor sie nach dem Course zwischen 1200—1600 standen, in Anregung gebracht, die Anführung der Gründe für nothwendig, welche den Fall der Bankozettel, gleich nach Herausgabe der werthlosen Ausgleichungs-Münze, verzögert hätten. Diese wären nämlich, außer andern Verhältnissen, besonders die noch nicht übermäßige Vermehrung derselben gewesen. Zudem wollten sie auch gar nicht behaupten, daß neben dem Papiergelde keine Ausgleichungs-Münze, außer von gutem Werthe, bestehen könne; sondern nur bemerken, daß durch fehlenden Werth und die darauf gefolgten, allen Credit vernichtenden, Operationen die erwähnte Cours-Verschiedenheit hätte entstehen müssen. Sie wünschten daher den §. unverändert zu belassen.

Zur größeren Verständlichkeit dieser Folgerung wurde jedoch in dem mit den Worten anfangenden §: Jenes Hauptprinzip, daß ꝛc., den Worten: womit es eingelöset wird, noch beigefügt: vorzüglich wenn dieses bereits in einer bedeutenden, die häufige Auswechselung bewirkenden, Menge herausgegeben ist.

Bei dem §: In Rücksicht des §: Allein diesen Gewinn abgerechnet ꝛc. bemerkte der Hr. Personal: der Vordersatz desselben harmonire nicht mit den Gründen der frühern Bothschaft der Stände und Orden. Denn in derselben wäre gesagt: der Königliche Schatz hätte durch die Verminderung der Bankozettel um 848 Millionen einen Vortheil gezogen; in der gegenwärtigen Antwort aber zugestanden, daß hauptsächlich diejenigen, welche von dem einzuführenden System vorläufige Kenntniß gehabt und die Gelegenheit benuzt, sich mit dem Schaden Anderer bereichert hätten. In dem Nachsatze: Bei der, im jetzigen Zeitalter, so geschwächten ꝛc. schien jedoch diese Schlußfolge umgekehrt werden zu müssen; denn die Kriege wären nicht häufiger, als die Menge

des Papiergeldes, sondern dessen Vermehrung wegen der häufigen Kriege erforderlich gewesen.

Die Stände und Orden bemerkten dagegen: die Schlußfolge dieses §. sey allerdings umzukehren und zuvörderst zu sagen: Bei der im jetzigen Zeitalter so geschwächten Bemühung ꝛc., dann aber den Vordersatz folgen zu lassen: Sie sehen ein, daß der Gewinn derjenigen, in deren Händen sich zur Zeit der erfolgten Reduction die Bankozettel gerade nicht befanden ꝛc. Sie wollten indessen den zweiten Theil dieses §. der Repräsentation nicht beifügen, sondern ihn nur zur Ueberzeugung der hohen Großen, und ihre Bereitwilligkeit, deren Meinung, wo es das Wesen der Sache erlaubt, beizutreten, an den Tag zu legen, anführen; übrigens auch in der Repräsentation weder den unverhältnißmäßig durch die Reduction der Bankozettel erlittenen Verlust Sr. Majestät getreuen Unterthanen, noch den Gewinn des Schatzes weitläuftig auseinandersetzen. Die Gründe der ersten Bothschaft stimmten auch mit dieser Antwort überein; dort wäre nämlich blos von dem durch die Reduction der Bankozettel dem Schatze erwachsenen Vortheil, von keinem andern Nutzen aber, die Rede gewesen; hier würde dasselbe bestätigt und gelegentlich des durch die Reduction verursachten Mißverhältnisses erwähnt. Sie wünschten daher den §. zu genehmigen.

In dem §: Es ist daher nicht zu bezweifeln ꝛc. verlangte der Hr. Personal in die Stelle des Worts: Volk, einen andern von den hohen Großen vorgeschlagenen Ausdruck zu setzen. Er wolle, sagte er, die in den frühern Sitzungen angeführten wichtigen Grunde zwar nicht wiederholen, sondern nur das Einzige berühren, daß Se. Majestät die übrigen Erbstaaten mit unbeschränkter Gewalt beherrsche; und wie es uns nicht zu verdenken sey, wenn wir Se. Majestät, in Gemäßheit unserer Constitution, mit uns in Berathung zu treten bitten, und die Unterlassung dessen für eine Constitutions-Verletzung halten konnten; so müßte es anderseitig Sr. Majestät mit Unwillen bemerken, wenn die Stände und Orden die Allerhöchst-Denselben in Rücksicht der übrigen Provinzen ausschließlich zustehenden Rechte antasten wollten. Unsere Constitution ver-

lange, daß wir nicht nach der Weise der Erbstaaten regiert würden, und deßhalb könnten auch wir nicht fordern, daß jene sich nach unserer Regierungsart bequemen sollten.

Der Bothschafter des Eisenburger Comitats unterstützte diese Meinung und verlangte die gänzliche Weglassung des Ausdrucks: daß von denen Ew. Majestät Scepter unterworfenen treuen Völkern, wodurch die Meinungen beider Tafeln vereinigt und dem Wesen des Gegenstandes nichts benommen würde.

Die Stände und Orden beharrten aber durchaus auf diese Ausdrücke und behaupteten: hier sey von dem, das Schicksal aller Staaten Sr. Majestät gleich angehenden, Finanzplan die Rede, und wäre gleich deren Regierungsform verschieden, so könne ihrer doch füglich jezt Erwähnung geschehen, da durch die, sie drückenden, Abgaben wir mittelbar auch getroffen würden.

Bei Verlesung des von der Beibehaltung des Papiergeldes handelnden Theils der Bothschaft der hohen Großen, wurden verschiedene Meinungen geäußert. So versicherte der Bothschafter des Zolier Comitats davon überzeugt zu seyn, daß Sr. Majestät Ihre Staaten einem ungewißen Erfolge nicht überlassen können, wir aber, zur Vermeidung der traurigsten Folgen und um das Reich keiner Gefahr auszusetzen, auf das Wohl des Vaterlandes und Fürsten Bedacht nehmen müßten. Dieser Verpflichtung möchten wir uns also erledigen und in der Bothschaft erklären: daß, wenn Se. Majestät unsern Rath zu berücksichtigen, unsere Bitten zu erfüllen und, wie es die Lage des Schatzes gestattet, eine gute Münze in Umlauf zu setzen geruhen möchten, wir auch zur Genügung der Gesetze und zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt bereit seyn, einen Vermögenstheil opfern und zu diesem Zweck Se. Majestät unterstützen wollten. — Er erkläre zu Folge seiner, von den Machtgebern neuerlich erhaltenen, Instruktion: daß, wenn Se. Majestät zur Einlösung des gesammten Papiergeldes nicht hinreichende Mittel besäßen, und den Vorschlägen der Stände und Orden dennoch beistimmten, er nicht nur alle Münze, sondern auch alles vorhandene Gold- und Silbergeräthe unter gewißen, Sr. Majestät zu seiner Zeit vorzulegenden, Bedingungen darbringen wolle. Zur Zeitersparung wünsche er je-

doch die Erklärung dieser Bereitwilligkeit baldigst in der Bothschaft zu bemerken.

Beinahe eine gleiche Meinung drückte der Bothschafter des Araver Comitats aus, indem er die in der Bothschaft der hohen Großen der gemeinschaftlichen Bemühung Sr. Majestät und der Stände und Orden wegen in Coursſetzung einer guten Münze und Beförderung des vorigen Glücks zuwider vorvorgetragene Gesinnungen nochmals in Anregung brachte. Aus einem dreifachen Grunde bemerkte er, wünschen die hohen Großen annoch die Beibehaltung des Papiergeldes:

1) Weil die Herausgabe einer Münze von gutem Gehalte jezt noch unmöglich sey;
2) die National-Industrie durch das Papiergeld erhöhet worden; und endlich
3) bei der Lage der benachbarten Staaten die in Coursſetzung der Conventionsmünze nicht rathsam wäre.

Den ersten Grund betreffend, liesse sich nichts, dessen Ausführung unversucht geblieben, unmöglich nennen. Könne man in dieser Angelegenheit von Sr. Majestät gar nichts mehr erwarten, dann erst fände die Unmöglichkeit statt. Allein dies hätte Se. Majestät weder jemals erklärt, noch dürften wir es befürchten. Von uns aber hoften Allerhöchst Sie nicht blos Rath, sondern mit Recht Hülfe und Unterstützung. An Quellen dazu, auch ohne alle Verletzung der Constitution, fehle es nicht. Es wäre noch Gold und Silber, welches durch Zeitverhältnisse gesammelt und verborgen sey, genug vorhanden; und es ermangele nicht an Mitteln, es der Verborgenheit zu entziehen und dadurch die Umlaufsmasse zu vergrößern. Endlich aber liessen sich auch noch Mittel, der öffentlichen Wohlfahrt zur Hülfe zu kommen und das Radikalübel zu heben, ausmitteln und in Vorschlag bringen. — Jezt aber erkläre er in Gemäßheit seiner Instruction, daß wenn Se. Majestät wegen in Coursſetzung einer guten Gold- und Silbermünze wirksame Mittel und Verfügungen zu ergreifen geruhten, seine Machtgeber ebenfalls zur Darbringung aller Opfer willig und bereit wären.

In Rücksicht auf den zweiten Beweisgrund der Hohen halte er freilich die Vortheile des Papiergeldes für eingebil-

det. Der einzige 25ste Tag des Monats März vernichtete sie. Das wäre am passendsten durch ein Beispiel zu beweisen. Wer nämlich vor zwölf Jahren zehn tausend Gulden Conventionsgeld einschloß, müßig im Kasten liegen ließ, jezt herausnähme und in Papier umsezte, hätte ohne Beschwerden und Sorgen sechszigtausend Gulden; eine Summe, welche der andere mit seinen zinsbar angelegten zehntausend Gulden, aller Sorge und Mühe unerachtet, nicht gewinnen konnte. Daß die Zettel den Wucherern, denen, die mit dem Schatz in näherer Verbindung gestanden, und die Verhältnisse desselben zu benutzen verstanden, endlich den Schuldnern, welche die in gutem Gelde aufgenommenen Darlehen mit Papier bezahlten, nüzlich und vortheilhaft gewesen, ließe sich nicht bestreiten; dagegen wären aber durch die Nachtheile jener Operationen eine bedeutende Anzahl Gläubiger an den Bettelstab gebracht, und käme man diesen nicht zu Hülfe, so müßte aller, den Flor der Industrie und den Gewinn erzeugende, Credit schwinden, und daher, wenn von dem Nutzen des Papiergeldes die Rede ist, auch die mit demselben verknüpfte Menge der Nachtheile in Betracht kommen.

Den dritten, von der gegenwärtigen Lage des übrigen Europas hergenommenen, Grund der hohen Großen angehend, sehe er, weder in Beziehung auf die äußere Lage des hohen Oesterreichischen Hauses, noch auf die innere Verhältnisse der Monarchie, ein, warum die Herausgabe der Conventionsmünze nicht rathsam sey? Die äußere Verbindung erzeuge gar nicht die Furcht der behaupteten Münzausfuhr, und die inneren Verhältnisse gestatteten denn doch das Verbotsgesetz wegen der Gold- und Silberausfuhr, der Einschränkung des Luxus und der Einführung der Kolonialwaaren (mercium exoticarum invectio). Zudem könnte unser Activhandel durch Verführung der ersten Bedürfnisse, welche die Ausländer nicht entbehren können, unbezweifelt erhöht werden. Bei Anwendung dieser Mittel würde die Herausgabe der Conventionsmünze weder unrathsam, noch unmöglich seyn; und aus diesen Gründen wünsche er im Namen seiner Machtgeber die Einberufung des creditlosen, keine Sicherheit gewährenden und mit gefährlichen, nicht zu berechnenden Folgen verbundenen, Papiergel-

des, und die Ersetzung desselben durch eine gute Gold- und Silbermünze innerhalb einem, noch auf dem jetzigen Landtage zu bestimmenden Zeitraum, wozu er auf alle Art durch That und Beiträge mitwirken wolle. Es erfordere solches die Treue gegen den König, die Liebe für's Vaterland und unsere eigene, und die Erhaltung unserer Nachkommen.

Der Vorbschafter des Neograder Comitats erklärte hierauf seine Gesinnungen in folgender Art. Die hohen Großen haben in ihrer Vorbschaft eine doppelte, von den Ständen und Orden theils übergangene, theils in der Beantwortung nicht widerlegte Behauptung aufgestellt. Von der einen Seite überlassen sie, indem sie zur Wiedereinführung einer guten Münze keine Mittel vorschlagen, das Vaterland dem ungewissen Ausfall; von der andern aber würde die gute vaterländische Münze, wenn sie in den übrigen Erbstaaten nicht in Cours gesezt wird, von uns dorthin aus-, das Papiergeld von ihnen dagegen zu uns geführt, und so mit dem Verluste des wenigen, annoch vorhandenen, guten Geldes alle die Uebel, welche zu vermeiden wir beabsichtigen, zurückkehren.

Diese Uebel befürchteten die Stände und Orden aber deshalb nicht, weil, ihrer Angabe nach, die Nachbaren die Produkte der ersten und nicht zu entbehrenden Bedürfnisse mit baarem Gelde ankaufen müßten. Er fürchte aber, daß wenn wir das im Umlauf befindliche Geld von den benachbarten Nationen anzunehmen verweigerten, die gegenseitige Handelsverbindung aufgelöst und die Früchte und ähnliche, von uns jezt erkaufte, Produkte, aus Bayern, auf der Donau, von ihnen bezogen werden möchten.

Außerdem hätten die Stände und Orden in ihrer frühern Vorbschaft selbst eingestanden, daß der größere Grad des Activhandels, vorzüglich wenn die auszuführende Produkte zur Klasse der Bedürfnisse gehörten, das gehaltliche Geld wieder an sich ziehe, und das könne in der That nicht anders seyn. Denn wären unsere überflüssigen Produkte nicht für Conventionsgeld zu verkaufen, so würden wir zu deren Losschlagung gegen ein jedes, beim Käufer im Cours befindliches, gezwungen seyn. Hiezu käme noch, daß das Geld nicht blos des Gewinns wegen

ausgeführt, sondern auch sehr beträchtliche Summen von den Magnaten in andern Provinzen, namentlich in der Hauptstadt, verzehrt; auch die Einkünfte aus den Cameralgütern und andere königliche Einnahmen ausgeführt würden. Endlich wäre noch in Erwägung zu ziehen, daß mit Verringerung der cirkulirenden Geldmasse sich auch die Industrie verringern, dadurch die Erzeugung der Produkte geschwächt würde, und, da wir der Kunstwaaren der Hauptstadt nicht entbehren könnten, wir offenbar selbst, indem wir zur Unzeit Gold und Silber fordern, solches aus dem Reiche zu entfernen, fortfahren.

Wir wollten zwar, nach der Spartaner Weise, den Luxus verbannen; es frägt sich indessen, ob dies zu hoffen sey? — und wäre es der Fall, so müßten wir auch, nach Spartaner Sitte, nicht Gold, sondern Eisen erbitten.

Des Goldes Ueberfluß vernichtete die Industrie und das bürgerliche Glück der Spanier; durch Mißbräuche würde auch die beste Sache schädlich; und die Gesetze wären endlich den Zeiten und den Sitten des Volks anzupassen.

Uebrigens wünsche er den Gesuchen der Stände und Orden, wegen in Coursseßung einer guten Münze, von Herzen den glücklichsten Erfolg; finde aber jedes, zur Erreichung dieser Absicht angetragene, Opfer für bedenklich.

Hierauf erwiederte der Bothschafter des Obanyvarer Comitats: Die Behauptung des Neograder Abgeordneten habe einen zwiefachen Gegenstand berührt. Einmal sage er: daß die eingeführte gute Münze, wegen Mangel des Activhandels, sich in den benachbarten Staaten verlieren, und aus diesen das Papiergeld in unser Vaterland zurückkehren würde; zweitens glaubte er, daß auch der Ueberfluß des Goldes jene, den Zetteln zugeschriebenen, Folgen schon nach sich gezogen hätte.

In Rücksicht des ersten Umstandes schiene es ihm unglaublich, daß bei Einführung einer Münze von gutem Gehalt in Hungarn Se. Majestät den Cours des Papiergeldes in den übrigen Staaten dulden könne; auch überzeuge er sich nicht, wie mit außer Umlauf gesezten Bankozetteln die gute Münze herausgezogen werden dürfte. Man sey allgemein darüber einverstanden, daß das im Credit oder ohne Credit befindliche

Papiergeld der Conventionsmünze nicht gleich zu setzen wäre, und deshalb könne er nicht glauben, daß irgend Jemand Papier für gute Münze annehmen würde. Geschehe dieses dennoch, und entbehrten wir auch, nicht wegen Lage des Bodens, sondern aus andern Rücksichten, des Activhandels, so besäßen wir immer Producte der ersten Bedürfnisse, welche die Nachbaren durchaus nicht entbehren könnten, und uns daher selbst das Geld zubringen müßten. Würde nun der Luxus eingeschränkt, und kauften wir nur die unentbehrlichsten Manufacturen von ihnen, so würde bei weitem dafür nicht so viel Geld verausgabt, als für unsre Produkte vereinnahmt. Dieses könnte aber auch selbst die Veranlassung seyn, daß unsere Großen (Primores) das Geld, welches sie jezt außer dem Reiche verzehrten, zu Fabriken und deren Anlegung verwendeten. Mehrere würden dann dem Beispiele folgen, und unsere um einen geringen Preis verkaufte, als verarbeitete Waare zehnfach wieder bezahlte, Materialien, in inländischen Fabriken (domesticis fabricis) verarbeitet, das Reich von den Fesseln des Handels befreiet und alle Veranlassung zur Ausfuhr des Handels gehoben werden. Darum, daß die Großen ihre Gelder auswärts verzehrten, ängstige er sich eben nicht sehr. Das wäre auch vor Alters geschehen und dennoch nicht alles Geld ausgeführt; weil aber die Bankozettel in keinem Werth ständen, jeder indessen die gute Münze lieber aufbewahrte, so würde durch die in Cours gesezte gute Münze auch der Verschwendung begegnet werden. — Wäre es auch einem Jeden, sein Geld, wo es ihm gefällt, zu verzehren gestattet, so verbieten dennoch die Gesetze die Ausfuhr des hungarischen Geldes bei bestimmter Strafe; und erlaubten anderweit eben diese Gesetze in Rücksicht derer, die Geschäfte wegen sich in der Hauptstadt aufhalten, die Naturalien zollfrei zu beziehen, so verweigerten sie wiederum solches, mit wenigen Ausnahmen; und er sehe, wenn dies gestattet werde, nicht ein, warum nicht auch das Verbot wegen der Geldausfuhr ruhig zu ertragen seyn dürfe? Endlich wären ihm die Beispiele von der Coursverschiedenheit in den benachbarten Provinzen aus frühern Zeiten wohlbekannt, und nichts könne uns die ehemaligen Verfügungen dieserhalb auch gegenwärtig anzuwenden

Digitized by Google

verhindern. — Die zweite Behauptung des Neograder Bothschafters betreffend, habe er zwar von den schädlichen Folgen des überflüßigen Gold und Silbers etwas gelesen, erinnere sich jedoch nicht, daß dadurch die Reiche zu Grunde gegangen wären; daß aber ihr Sturz durch Papiergeld beschleunigt sey, erhelle aus mehreren Beispielen. — Aus diesen Gründen könne er auch der, wie das Finanzsystem auf eine gleiche Regierungsform hinführenden, Meinung des Neograder Bothschafters nicht beitreten.

Die Frage: ob die Bankozettel den Privatpersonen nüzlich gewesen? wollte er außerdem gar nicht zur Erörterung ziehen. Dieses hätten bereits andere zur Genüge gethan und er füge daher lediglich hinzu: daß Se. Majestät in dem Reskript vom 20. Februar Allerhöchst selbst zu erklären geruht hätten, wie die Bankozettel das Schwanken des Privateigenthums verursacht, die gesellschaftlichen Verhältnisse gestört, allgemeines Mißtrauen und Besorgniß erzeugt, die Einkünfte des Schatzes ungewiß, und wegen des gestiegenen Preises aller Dinge zur Bestreitung der Ausgaben unzureichend gemacht hätten; — und er, hätten gleich einige Privatpersonen von ihnen Vortheil gezogen, schon deßhalb für die Beibehaltung des Papiergeldes nicht stimmen könne, weil dabei der Schatz offenbaren Nachtheil litte. — Bis jezt wären durch die vermehrte Anzahl der Bankozettel die mehresten Uebel entstanden; jezt würde die kleinere Anzahl der Einlösungsscheine nicht mindere verursachen; denn der größte Theil der 211 Millionen sey an die Stadt Wien selbst geknüpft, der Ueberrest reiche zur Cirkulation nicht hin, und der Staat würde in in eben jene Verwickelungen gerathen, daß er den Ausfall nicht anders, als durch die Vermehrung der neuen Scheine zu decken vermögen wird. — Zwar könne man darauf in Gemäßheit der königlichen Propositionen und Sr. Majestät ertheilten Vorbescheidungen antworten: daß Allerhöchst Sie Sich der Vermehrung derselben begeben und die Aufsicht darüber einer Deputation übertragen hätten. Von diesem königlichen Rechte wäre schon anderweit gesprochen und darauf nehme er Bezug. — Was ließe sich indessen von einer, ohne Wissen des Reichs angeordneten,

Deputation, deren Beschäftigung und Verpflichtung unbekannt sey, erwarten? — Weit entfernt, aus Rücksicht auf diese ernannte Deputation, für die Beibehaltung des Papiergeldes zu stimmen, dürften aus solcher vielmehr alle die Uebel, worunter der Schatz und die Privatpersonen seufzen, vorherzusagen seyn. Er verlange folglich auch die Befreiung vom Papiergelde und bitte die Ausdrücke der Bothschaft: in dem kürzesten, auf dem jetzigen Landtage noch zu bestimmenden, Zeitraume, unverändert zu belassen. Unter dem kürzesten Zeitraume verstände er aber, nach dem Sinn des 77. Artikels 1622, die Einlösung des werthlosen Geldes in zwei Terminen.

Von dem Hülfsbeiträge (subsidium) könne vor Eingebung der erbetenen Resolution nicht die Rede seyn. Es wäre nämlich zu befürchten, daß, wie im Jahre 1807, der angetragene Vermögenstheil angenommen und die Gesuche dennoch ohne Erfolg blieben. Nach Erfordern der Umstände und erlassener Resolution würde er übrigens ebenfalls zu jedem Opfer bereit und willig seyn.

Die Bergwerke endlich betreffend, wären solche zwar der hungarischen Kammer untergeordnet, allein dieses hatte nur auf die Oekonomie bezug, worüber die Berichte derselben abgestattet würden. Die eigentlichen Schachten selbst angehend, wären solche der kaiserlichen Kammer unmittelbar unterworfen, und deßhalb würde alles Metall ausgeführt und den andern Provinzen zugetheilt. Das wäre doch keine Unabhängigkeit, und wüßten die hohen Großen solches gleich sehr gut, sohätten sie dennoch geantwortet: Warum Begünstigungen, in deren Besitz man sich befinde, nachgesucht würden. Es sey daher, ihnen zu beweisen, daß man diese Begünstigungen nicht besitze, nothwendig gewesen.

Gleichergestalt trug der Abgeordnete des Trentschiner Comitats seine Meinung vor, und stritt sowohl aus inniger eigener Ueberzeugung als der Instruktion wegen gegen die Beibehaltung des Papiergeldes. Er wäre, sagte derselbe, zur Aufrechthaltung der Constitution und Gesetze zum Landtage gekommen; beide giengen aber durch Genehmigung des Papiergeldes zu Grunde. — Se. Majestät hätten Selbst in dem

Rescript vom 20. Febr. die Gefahren der Zettel anerkannt, mithin könnten solche durch Gesetze nicht bestätigt werden. — Es wäre bereits, Se. Majestät wegen in Coursesetzung einer guten Münze und Abschaffung der Zettel zu bitten, beschlossen; man müsse daher den Erfolg der Bitte abwarten. — Der Mangel einer guten Münze im Schatze ließe sich nicht befürchten; weil die Bergwerke jährlich Gold und Silber lieferten, welches, seit geraumer Zeit der Cirkulation entzogen, verborgen seyn müsse. Hiezu kämen die Einnahmen der Dreißig-Abgabe, aus dem vermehrten Salzpreise und das von den Kirchen und andern Orten gesammelte Gold und Silber; folglich würde der zur Einlösung des einen Fünftels der Bankozettel erforderliche Fond nicht fehlen, und er glaube aus diesen Gründen ebenfalls bei der frühern Bothschaft verbleiben zu müssen.

Der Hr. Personal antwortete in Beziehung auf das Beigebrachte: Die von einigen wegen vorläufiger Beibehaltung der Bankozettel, und von andern wegen deren Außer-Coursesetzung vorgetragenen Gründe wären allerdings gewichtig; eben so wenig leide es einen Zweifel, daß deren Einlösung, wäre dazu ein hinreichender Fond im Schatze vorhanden, das sicherste Gegenmittel aller gegenwärtigen Uebel und einzig und allein nachzusuchen seyn möchte. — Wir — zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt versammelt und durch Anwendung aller Versuche zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks verpflichtet — müßten indessen auch wohl erwägen: ob die Bewilligung unserer, Sr. Majestät vorzulegenden, Gesuche zu hoffen wäre? was wir bei einer abschlägigen Antwort zu thun gedenken? ob wir dann nicht die Uebel, denen wir zu entgehen wünschen, vergrößerten? das öffentliche, uns am Herzen liegende, Wohl nicht größeren Gefahren aussezten, und die Verarmung des Staats und der Privaten nicht beförderten? In der jetzigen Lage des Schatzes ließe sich schon die Allerhöchste künftige Resolution: daß nämlich die Stände selbst die Art, wie jene große zur Einlösung der Zettel erforderliche Gold- und Silbermasse zu beschaffen sey? in Vorschlag bringen möchten, voraussehen. — Man könne zwar antworten: daß die Bergwerke jährlich Gold und Silber geliefert, eine große

Menge neuerdings aus den Kirchen zusammengebracht und nicht in Cirkulation gekommen sey; — allein daraus folge doch nicht ganz, daß dieses gesammte Gold und Silber im Schatze befindlich wäre; vielmehr würde Niemand, daß jenes Gold und Silber leicht zu den geführten Kriegen verwendet worden, bezweifeln. — Man schlage zwar ferner Mittel, wodurch Gold und Silber mit der Zeit in die Monarchie kommen könne, vor; allein wir selbst gestänben deren langsame Wirkung zu; und würde unterdessen auch das Papiergeld dem Umlauf entzogen, so müßte jedes Mittel zur Bestreitung unserer Bedürfnisse uns abgehen, größere Verwickelungen und Gefahren entstehen, und mit dem Staate auch wir zu Grunde gerichtet werden. — Der Gegenstand erfordere eine sorgfältige Ueberlegung; — und es handle sich nicht blos um einen, Sr. Majestät zu verabreichenden, Hülfsbeitrag, sondern um unsere eigene Erhaltung. — Der Hr. Personal bemühte sich hierauf die Stände und Orden, den Gründen der hohen Großen nachzugeben, zu stimmen, und fügte hinzu: er selbst sey deren Meinung, und mit ihnen von der Nützlichkeit des in Cours zu setzenden Goldes und Silbers überzeugt, allein, bevor dieses geschehen könnte, und zur Vermeidung größerer Uebel, wären die Zettel beizubehalten. Auch er liebe die Constitution und wünsche ihre Erhaltung; — eben deshalb beschwöre er die Stände und Orden, dem heilsamen Rathe der hohen Großen beizutreten.

Beinahe auf eine gleiche Art sprach der Bothschafter des Pester Comitats. Er sey zwar nicht, sagte er, dagegen, Se. Majestät um die Herausgabe einer Münze von gutem Gehalte zu bitten, und die Gewährung dieses Gesuchs von der, angeblich seit zwölf Jahren gewonnenen, Ausbeute aus den Metallgruben zu erwarten; allein da wir selbst den schlechten Bau derselben zugestänben, so dürften wir auch nur einen unbedeutenden Ertrag annehmen; und daher schien es ihm zweckmäßig, mit unsern Bitten zugleich die Bereitwilligkeit zur gegenseitigen Hülfe um so mehr zu erklären, als wir nicht ganz ohne Widerspruch mit unserer frühern, die Ausfuhr des gesammten Goldes und Silbers betreffenden, Behauptung einräumten, daß noch Gold und Silber bei uns vorhanden

sey, und Sr. Majestät, wenn auch nicht gänzlich ohne gutes Geld, wenigstens doch nicht im Besitze einer, zur Einlösung der Zettel hinreichenden, Menge sich befinden.

Eine entgegengesezte Meinung äußerte der Abgeordnete des Barscher Comitats, indem er jeder Erwähnung von einem zu bewilligenden Hülfsbeitrage in dem Einlösungsgesuche des Papiergeldes durchaus widersprach.

In Rücksicht des Papiergeldes, behauptete er, wären wir als Gläubiger zu betrachten und es schien unzweckmäßig, zur Erhaltung unsers Credits selbst mitzuwirken, zumal unsere Comittenten dazu keine Vollmacht ertheilt hätten.

Auch sey hier nicht von darzubringenden Opfern, sondern von Auffindung der, zur Vermehrung des Cirkulationsbedarfs, erforderlichen Mittel die Rede, wenn Se. Majestät eine dazu hinreichende Menge baaren Geldes nicht in Umlauf zu setzen vermöchten. — Bevor aber aus der zu erlassenden Resolution zu ersehen: ob und welche Summe Se. Majestät dazu bestimmten? wäre die Verhandlung darüber zu voreilig; denn alsdann erst ließen sich Maßregeln ergreifen, an deren gutem Erfolge, durch gegenseitige Mitwirkung, nicht zu zweifeln sey.

Die Behauptung des Neograder Bothschafters, daß die ein Papiergeld in Cours habenden Nachbaren unser gutes Geld an sich ziehen würden, betreffend, habe er der Antwort des Abanyvarer Bothschafters dieserhalb blos beizufügen, daß — wenn unser Handel mit den österreichischen Staaten den Verträgen und den wiederholten Gesuchen der Stände und Orden zu Folge gleich nicht regulirt wäre, — die Nachbaren dennoch unsere Produkte der ersten Bedürfnisse schlechterdings nicht entbehren könnten, und diese Produkte bei weitem das, was wir von ihnen beziehen, überträfen. Lezteres gehöre außerdem ins Gebiet des Luxus, sey, wenn wir wollten, leicht zu entbehren, und unsere Furcht ganz ungegründet, daß die herausgehende Münze nicht wiederkehren werde.

In Rücksicht des zweiten Einwandes des Neograder Bothschafters: daß die Staatsbedürfnisse nämlich keinen Augenblick ungedeckt bleiben könnten, dazu die vorhandene Conventions-Münze aber nicht hinreiche, erwiedere er: Mit der In-Courssetzung der Conventionsmünze müßten die Staats-Ausgaben

vermindert werden, und deshalb würden zu ihrer Bestreitung die Einkünfte des Schatzes hinreichen. Dies bezeuge die Erfahrung; denn bei der ehemaligen Anwesenheit der guten Münze hätte der Staat lange nicht so oft, als bei der Existenz der Bankozettel, Hülfe bedurft.

Die weitere, allen übrigen Bemerkungen zum Grunde liegende, Behauptung der hohen Großen, daß der königliche Schaz kein Conventionsgeld habe, betreffend, gehe wenigstens aus dem Berichte der, zur Erforschung des Finanzwesens abgeordnet gewesenen, Deputation so viel hervor: daß zur Einlösung der Bankozettel ein nicht hinreichender Fond an Conventionsmünze vorhanden sey. Daraus folge aber nicht die Nutzlosigkeit unserer Bitte; denn es würden sich noch andere Mittel zur Vermehrung der vorhandenen Münze zum Cirkulationsbedarf und zur Befriedigung der Besitzer des Papiergeldes auffinden lassen. Wäre im Schatze kein Geld, so könne derselbe die keinen Werth habenden Zettel um so weniger dulden. — Unmöglich könne er sich jedoch davon, daß der Schatz ausgeleert sey, überzeugen. Wo sollte das viele, aus den Erbstaaten, aus Hungarn abgelieferte, aus den Kirchen zusammengebrachte, Gold und Silber geblieben seyn? woher erhielten die Gold- und Silberarbeiter jährlich ihr, mehrere Millionen ausmachende, Material? wie könnten in der Moldau zahlreiche Viehheerden, die in Hungarn für Bankozettel zu haben waren, mit baarem Gelde angekauft werden? Warum wäre dieses zu dulden, und nicht vielmehr den Wechslern nach Vorschrift des 32sten Art. des 1. Dekrets Uladislaus: daß den Negocianten, die das Vermögen des Reichs durch Ausführung des Goldes und Silbers erschöpfen, das Gold abgenommen werden soll, — das Geld abzufordern?

Die geringe Menge des Geldes könne keinen Einwand begründen, und es schade, wenn nur die unentbehrlichsten Bedürfnisse befriedigt wären, gar nichts, wenn für den Luxus nichts übrig bleibt.

Die römische Republik hätte gerade damals, als der Luxus die Sitten nicht verdorben, und nach Horaz Buch 2. Ode 12.

die Güter der Privatpersonen klein, der Republik groß gewesen, im höchsten Flor gestanden.

Auch wäre die Lage des jezt regierenden Fürsten nicht so verwickelt, wie die zur Zeit des Königs Uladislaus des Zweiten. Dessen ungeachtet hätten damals unsere Vorfahren kein schlechtes Geld gelitten, vielmehr die Prägung einer guten Münze, das Verbot der schlechten auswärtigen und der Gold- und Silberausfuhr in zahlreichen Gesetzen, und auf alle Art und Weise verordnet.

Er schlos endlich seine Rede mit der Erklärung: diese Bothschaft solle lediglich zur Ueberzeugung der hohen Großen dienen, die erste Bothschaft aber die Grundlage der Repräsentation seyn, und er beharre daher auch jezt, mit Ausnahme der wenigen, in Vorschlag gebrachten, Abänderungen, bei den Ausdrücken bei derselben.

Der Bothschafter des Gömörer Comitats nahm hierauf das Wort, bemerkte zuvörderst, daß er das Gewicht der, vom Hrn. Personal angeführten, Gründe zwar anerkenne, seiner Instruction nach — welche er den Ständen und Orden vorlas — aber, auf die Einlösung des Papiergeldes durch eine gute Münze bestehen müsse, und fügte sodann noch folgendes bei. Die von den Ständen und Orden dazu bestimmten Quellen befänden sich in den Händen des Königs. Geruhten Se. Majestät solche zu eröfnen und die Vorschläge der Stände und Orden anzunehmen, so würden wir Alle glücklich. Er beseitige daher die früheren Anführungen, und glaube, daß es bei der ersten Bothschaft verbleiben müsse.

Der Abgeordnete des Neutrer Comitats ließ sich auf die Sache kürzlich dahin aus: das Papiergeld müsse, weil wir nach dem Sinn mehrerer Gesetze für solches keine Hypothek bestellen könnten, abgeschaft werden. Wäre dieses, so leide es auch keinen Zweifel, daß die Verpflichtung zur Einlösung desselben dem Herausgeber, nicht aber dem, der bereits schuldlos vier Fünftel eingebüßt habe, obliege. Ob Se. Majestät zur Einlösung der Bankozettel Conventionsmünze genug habe? würden wir aus der zu erlassenden Resolution ersehen. Diese sey abzuwarten, und gehe man alsdann mit gemeinschaftlicher Kraft zu Werke, so würden wir, nach dem Beispiel der

Digitized by Google

Römerinnen, selbst den weiblichen Schmuck unserer Frauen zum Opfer bringen.

Hierauf bezog sich der Bothschafter des Vesprimer Comitats auf seine, in der vorigen Sitzung weitläuftiger auseinandergesezte, Meinung, bei der er zwar noch verbliebe, jedoch der Stimmenmehrheit nachgebe. Er bemerkte nur, daß der Trenthschiner Abgeordnete der Einzige sey, welcher die schleunige Abschaffung der Zettel verlange, und glaube daher die Weglassung der diesfälligen Erklärung aus der Bothschaft wünschen zu müssen, weil sonst diese Bothschaft mit der frühern, zu deren Beistimmung er durch die Mehrheit bewogen worden, in Widerspruch stehe.

Der Abgeordnete des Heveser Comitats führte hiernächst aus dem Gesezbuch den Beweis, daß die königliche Würde und Nuzen innigst mit den Freiheiten des Reichs verbunden wären. Zu den ältesten Freiheiten gehöre aber nach dem Sinn des 23. Art. 1553, daß ungemünztes Gold nicht aus dem Reiche geführt werde. Dadurch würde die Entblößung des königlichen Schazes nach dem Beispiel des 32. Art. 1492, vermieden. Die Befolgung dieser Gesetze dienten zur Beförderung des Nuzens Sr. Majestät und zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks, daß durch Einführung einer guten Münze die Zettel außer Cours gesezt werden könnten. Lezlere würden, da für sie, den Instructionen entgegen, keine Bürgschaft zu stellen sey, niemals Credit haben, und er halte es demnach für zweckmäßig, wegen deren vorläufigen Genehmigung oder Duldung durchaus keine Erwähnung in den, davon bis jezt nichts enthaltenden, Gesetzen zu thun.

Ferner erklärte der Bothschafter des Biharer Comitats: er wünsche zwar ebenfalls die In-Coursseßung einer guten Münze, jedoch nicht die Vertilgung der Zettel mit einem Schlage. Dergleichen plözliche Operationen hätten oft die nachtheiligsten Folgen, und er versichere daher blos im Namen seiner Machtgeber, daß, wenn Se. Majestät eine Münze von gutem Gehalt in Umlauf sezte, sie zu jedem Opfer bereit wären.

Das Gegentheil äußerte der Bothschafter des Szathmarer Comitats, indem er seiner Instruction zu Folge, sich auf

Digitized by Google

kein, die Privatpersonen angebendes, Opfer einlassen könne. Aus Besorgniß, daß bei ausbrechendem Kriege das Gold wieder ausgeführt und das Reich des Schatzes beraubt werden dürfte, wäre von den Einwohnern weder Gold noch Silber zu verabreichen. Er glaube daher, daß die frühere Bothschaft, wie solche den hohen Großen zugeschickt worden, zu belassen sey, und stimme der Meinung des Neograder Bothschafters darin bei, daß, verbliebe in den deutschen Provinzen das Papiergeld im Course, die Conventionsmünze unseres Vaterlandes in derselben sich verlieren würde.

Diese langen Erörterungen der Stände und Orden unterbrach der Hr. Personal und bemerkte: die Meinungen derselben theilten sich, außer dem Bothschafter des Trenthschiner Comitats, welcher eine plözliche Abschaffung des Papiergeldes verlange, in zwei Wegen. Einige verblieben bei der, den hohen Großen bereits überschickten Bothschaft; andere wünschten noch, ihre Bereitwilligkeit, zur Erreichung des beabsichtigten, wohlthätigen Zwecks, Sr. Majestät einen Hülfsbeitrag zu verabreichen, zu erklären. Die leztere Meinung billige er, in der Ueberzeugung, daß Se. Majestät auf einer andern Art unserm Gesuche nicht genügen könne, völlig. Hielte man mit dieser Erklärung zurück, so gienge Zeit verloren, und das Schwanken und die Verwickelungen mehrten sich täglich. — Die Schicklichkeit selbst erfordere es, daß, wenn unsere Wünsche Sr. Majestät vorgetragen und die Annahme unserer Vorschläge vom Jahre 1807 erbeten würden, wir gegenseitig unsere Bereitwilligkeit zur Darreichung einiger Opfer an den Tag legten. Hier käme nicht blos die Sache des Fürsten, sondern unsere eigene, in Betracht; mithin wäre die gemeinschaftliche Kraftanstrengung erforderlich. — Der Zweck des zusammenberufenen Landtages sey nicht allein die Berathschlagung über Hülfsmittel, sondern deren Verabreichung selbst gewesen. — Er bäte daher die Stände und Orden wiederholt, ihre — keine Verpflichtung begründende — Bereitwilligkeit schon in dieser Repräsentation zu erklären.

Die Stände und Orden blieben jedoch bei ihrem Vorsaz und der Bothschaft, und sezten ihre Bemerkungen weiter fort. In dieser Hinsicht brachte der Szabolter Bothschafter folgen-

des bei: Der erste Punkt der königlichen Propositionen enthalte die Nothwendigkeit eines zu verabreichenden Hülfsbeitrages nicht, die Bankozettel wären uns weder unentgeltlich gegeben, noch hätten wir solche in Umlauf gesezt und uns für selbige verbürgt, oder deren Credit verschlimmert; dagegen aber wir durch ihre Reduktion einen Schaden von vier Fünfteln des Vermögens erlitten, mithin den größeren und unverhältnißmäßigen Theil desselben verloren. — Wir duldeten zwar ruhig den Erfolg, erkannten aber das Reductions-Recht selbst nicht an. Wer könne aber jezt für eine neue Reduction der Zettel einstehen? Dadurch gienge denn auch der, zur Einlösung des verbliebenen einen Fünftels anzutragende, Hülfsbeitrag verloren. — Der größte Theil der Abgeordneten und er selbst würde an dessen Bewilligung, durch die erhaltene Instruktion, ausdrücklich verhindert, auch stände es den Ständen und Orden nicht frei, die Gläubiger gleichsam mit einem neuen Opfer zu strafen; denn sonst würden die Schulden nicht allein mit dem baaren Geld, sondern auch noch mit den Gütern getilgt werden müssen.

Die Besorgniß wegen der in Umlauf zu setzenden Conventionsmünze betreffend, sey zu erwägen:

1) Der Mangel des Activhandels der Monarchie werde nicht durch ihre Lage, sondern durch die den Handel leitende Grundsätze bestimmt.
2) So lange Hungarn lediglich Papiergeld habe, würde alles aus den Bergwerken gewonnene Gold und Silber ausgeführt und nicht mehr in Cours zurückkehren; beim Cirkuliren einer guten Münze aber wenigstens ein Theil von der ausgeführten wieder eingebracht werden.
3) Verblieben die Zettel in dem benachbarten Oesterreich, so würden solche nur von denen, die Geschäfte in Wien betreiben, angenommen werden. Dies wäre jedoch nur ein kleiner Theil der Einwohner, welcher sich bei Einführung einer guten Münze, zum größten Nutzen der Nation, die durch ihre Manufakturen den Luxus nicht nähren kann — sehr vermindern würde.
4) Durch die In-Coursseßung einer guten Münze würde das Schicksal eines jeden, wie unter der Regierung Ma-

Digitized by Google

ria Thereſiens, gleich werden, und der Handel, den die Bankozettel nicht activ machen konnten, jezt wie damals paſſiv ſeyn. Dieſerhalb halte er die Furcht, wegen Herausgabe einer gut geprägten Münze, für überflüſſig.

In Beziehung auf den zweiten Punkt der königlichen Propoſitionen und des erforderlichen Hülfsbeitrages erhelle noch nicht, ob und welche Ausgaben in Rückſicht Hungarns ſtatt finden? mithin könne zur Zeit auch kein Beitrag bewilligt werden.

Endlich führte der Bothſchafter der Stadt Ofen ſeine Meinung auf die Frage zurück: ob das Papiergeld mit gemeinſchaftlicher Einwirkung jezt gleich oder nach einer gewißen Zeit einzuwechslen ſey? Durch die Zurückbringung der Gold- und Silbermünzen würde gewiß das gemeinſchaftliche Glück befördert, und das Reich müſſe, wenn Se. Majeſtät die Mittel dazu hinreichend nicht beſäße, ebenfalls beitragen. Es ſey ſchicklich, dieſer Verpflichtung bereitwillig nachzukommen und ſolches ohne Anſtand an den Tag zu legen.

Auf gleiche Weiſe ſprach der Bothſchafter der Stadt Oedenburg, hielt zugleich die Ernennung einer Reichsdeputation, zur Ausarbeitung eines Entwurfes über den Hülfsbeitrag, für rathſam.

Um dieſe weitläuftige Verhandlungen zu beendigen, forderte der Herr Perſonal die Stände und Orden ſofort zur Erklärung auf: ob ſie die Bereitwilligkeit, einen Beitrag zu leiſten, nach der Meinung einiger Abgeordneten, darthun wollten?

Sie verblieben jedoch feſt bei ihrer, den hohen Großen zugeſchickten, Bothſchaft, und ſo wurde die Frage durch Stimmenmehrheit entſchieden.

Deſſen ungeachtet verlangte der Neograder Bothſchafter ausdrücklich die Verzeichnung ſeiner Meinung im Tagebuche, damit ſich die Nachkommenſchaft überzeuge, wer für das Vaterland beſorgter geweſen? jene, die die Einführung einer guten Münze, oder die vorläufig die Beibehaltung des Papiergeldes gewünſcht hätten? Ein gleiches erbaten ſich die anderer Meinung geweſen, von denen einige die das gute Geld ſelbſt betreffende Geſetze, und was zur Zeit, als in Hungarn

eine von den andern Erbstaaten verschiedene Münze im Umlauf gewesen, verordnet worden, ausdrücklich verordnet sey, angeführt wissen wollten. Der Herr Personal gestattete dieserhalb beiden Theilen völlige Freiheit.

Bevor man indessen zur zweiten Abtheilung der Bothschaft schritt, wurde nach dem Rathe des Szabolter Abgeordneten der Schlußparagraph: Aus diesen und andern in ihrer Bothschaft ꝛc. bis zu den Worten: und bitten die hohen Großen, ihrem Gesuche auch ihrer Seits beizutreten, belassen; die folgenden: aus dem Grunde, weil sie so lange, als sie wegen Einführung einer guten Münze nicht versichert werden, wegen des schwankenden Papiergeldes auf den zweiten und dritten Punkt der königlichen Propositionen sich nicht einlassen könnten, jedoch ganz fortgelassen.

Beim fortgesezten Lesen der zweiten Hälfte der, auf den zweiten Punkt der königlichen Propositionen sich beziehenden, Bothschaft, verlangte der Herr Personal aus dem mit den Worten anfangenden §: Sie wollen sich auf die Untersuchung nicht einlassen ꝛc. die Weglassung des Ausdrucks: hinreichend ausgeglichen sind, weil durch die Behauptung, die unserm Vaterlande von den Nachbaren geleistete Hülfe ausgeglichen zu haben, die gegenseitigen Dienste und gleichkommenden Verdienste unserer glorreichen Vorfahren — deren Hochherzigkeit selbst das Ausland anerkenne — verringert würden. — Der größere Theil der Stände und Orden nahm, den Widerspruch einiger abgerechnet, diesen auf die Erhaltung der Würde der Nation abzweckenden Vorschlag dankbar an, bewilligte die Wegfassung der erwähnten Worte, und sezte in deren Stelle: auszugleichen gesucht.

In dem §: Die Stände und Orden bitten gewiß aus keiner andern Absicht ꝛc. bemerkte der Herr Personal, würde etwas behauptet, was schwer zu beweisen seyn dürfte. Die hungarischen Stände würden unbedenklich zum königlichen Rathe gezählt und nach dem Wunsch des Reichs dazu ernannt. Auch wäre der Fall nicht vorhanden, daß der Kriegshofrath (consilium aulae bellicum) etwas zum

Nachtheil des Reichs beschliessen könnte, wogegen die hungarischen Behörden nicht bei Sr. Majestät Vorstellungen machen dürften. Ja, es sey ihm aus eigner Erfahrung bekannt, daß in den hungarischen Angelegenheiten die Behörden gehört würden, und wenn sie auch mit den deutschen Provinzen in Beziehung ständen, dennoch unmittelbar Sr. Majestät ihr Gutachten vorlegten.

Die Stände und Orden giengen aber von ihren Ausdrücken nicht ab, und behaupteten, wenn auch nach dem Sinn des Gesetzes die hungarischen Behörden gehört und für unabhängig gehalten würden, so wäre doch das Gegentheil durch Thatsachen bewiesen. Uebrigens hätten sie solches blos in der Bothschaft an die hohen Großen berührt, ohne sich in der Repräsentation darauf einlassen zu wollen. Bei dieser Meinung verblieben sie auch, obgleich der Hr. Personal bemerkte: daß die erwähnten Vorschläge nirgends in den öffentlichen Landtags-Akten vorgefunden würden und deshalb auszulassen wären.

Bei dem §: Uebrigens überlassen, nachdem Se. Majestät ꝛc. schienen dem Hrn. Personal einige Vorschläge zu hart, zumal in der frühern Bothschaft die auf die Sache sich beziehenden Gesetze ausdrücklich angeführt, und das hier Gesagte sich von selbst verstehe. Das Angeführte berühre den eigentlichen Zweck nicht, betreffe gar nicht uns, könne leicht unrichtig ausgelegt werden, und es wäre daher besser, lediglich auf jene Gesetze Bezug zu nehmen. Die Stände und Orden erwiederten dagegen, sie würden ganz dem Hrn. Personal beipflichten, wenn sie nicht bereits die Gesetze angezogen hätten, da solches jedoch für die hohen Großen nicht hinreichend gewesen, müßten sie sich über die Sache selbst ausführlicher auslassen.

Als endlich der Protonotarius den §: Was den Schluß der auf diesen Punkt Bezug habenden Bemerkungen betrift ꝛc. vorlas, bemerkte der Hr. Personal wiederholentlich: die Stände und Orden würden sich der wichtigen Gründe, welche, zur Zeitersparung und zur Beförderung unseres Wohls, die Erwähnung der Bereitwilligkeit zum öffentlichen Glücke mitzuwirken, schon in dieser Bothschaft und

Digitized by Google

der in ihrer Gemäßheit Sr. Majestät zu überreichenden Repräsentation nothwendig machten, und in der heutigen Sizung abermals zur Sprache gekommen, wohl erinnern, und ohne Zweifel auch die diesfälligen Bemerkungen der hohen Großen in Erwägung gezogen haben; er wolle zwar solche nicht wiederholen, indessen bitte er dieselben, vermöge seines Amts, seinem, aus reinem Herzen in dieser Rücksicht ertheiltem, Rathe beizustimmen.

Auf diesen Vorschlag des Hrn. Personals erklärte der Abgeordnete des Königreichs Croatien: er könne in Rücksicht seiner Instruction des durch die Reduktion erlittenen Vermögens-Verlustes von vier Fünftel, der, während dem lezten Kriege, erduldeten Unfälle des Reichs, und endlich wegen des durch den Friedensvertrag verlornen Länder-Theils weder in dieser Bothschaft eines zu verabreichenden Hülfsbeitrages erwähnen, noch in die Darbringung irgend eines Opfers von Seiten seiner Machtgeber, wenn selbst die Stände und Orden zu einer andern Zeit dazu erbötig wären, willigen. Auch schiene es ihm in Beziehung auf den zweiten Punkt der königlichen Propositionen, eine Anerbietung zu machen, zu voreilig, da man noch nicht wisse: ob nicht zu Folge der, auf den ersten Punkt zu erwartenden, Resolution ein Hülfsbeitrag gemeinschaftlich und einstimmig zu leisten sey, oder wir von jedem Opfer befreit werden dürften? da es sattsam noch nicht erhelle, ob in Rücksicht Hungarns und der damit verbundenen Provinzen die Nothwendigkeit dazu vorhanden? oder solcher auf eine andere Art zu begegnen? — und es anderweit bekannt wäre, daß, so lange das Staatsvermögen ausreiche, das der Privatpersonen nicht in Anspruch genommen werden, aus der Erwähnung der Bereitwilligkeit aber leicht eine Verpflichtung entstehen könne. Er glaube daher, daß es bei der Abfassung der Bothschaft verbleiben müsse.

Mehrere Stände und Orden erklärten ebenmäßig: sie hätten in dieser Hinsicht ihre Gesinnungen schon weitläuftiger auseinandergesezt, und baten die Bothschaft, mit den bewirkten Abänderungen zu genehmigen und an die hohen Großen zu schicken.

Digitized by Google

Dennoch wollte der Hr. Personal den Schluß-Paragraphen: Die Stände und Orden verehren das Beispiel ihrer Vorfahren ꝛc. gänzlich auslassen, weil es einem Tadel darüber, daß die Stände und Orden gleichsam auf die Nachahmung des Beispiels ihrer Vorfahren zurückgeführt wären, gleich sehe, — obgleich die diesfällige Erwähnung offenbar ehrenvoll geschehen — theils weil sich der Fall der Nothwendigkeit nicht bestreiten ließe; denn selbst der Durchlauchtigste König erkläre dieses, und wir selbst — wollten wir die Vergangenheit betrachten — müssen es anerkennen.

Die Stände und Orden wollten jedoch auf keine Weise von dem §. abgehen und behaupteten: sie sähen in Rücksicht Hungarns die Nothwendigkeit gar nicht ein. Es würde kein Krieg geführt, und aus dem Berichte der Deputation wäre keine andere, das Königreich Hungarn angehende, Nothwendigkeit zu entnehmen. Was indessen die Erinnerung an die Vorfahren betreffe, hätten sie blos andeuten wollen, daß sie keine unwürdige Nachkommen wären, solches nach Vermögen, so oft es die Nothwendigkeit erheischt, bewährt und jezt auch, nach deren Beispiel, sich zuvörderst von der Nothwendigkeit überzeugen wollten.

Obgleich der Hr. Personal auch ferner aus dem Grunde: daß wir mit den übrigen Erbstaaten aufs engste verbunden, und unsre Behandlung in Absicht auf die Staatsbedürfnisse, abgesondert von denselben zu veranlassen, zu schwierig wäre, die Weglassung des erwähnten §. zu bewirken suchte, so blieben dennoch die Stände und Orden einstimmig bei demselben stehen.

Die solchergestalt durch die Stimmenmehrheit genehmigte Botschaft den hohen Großen mitzutheilen, ward folgende Deputation ernannt:

Von der königlichen Tafel: der Protonotarius Ignaz Markus, und der Beisitzer Michael Kiss.

Von Seiten des Königreichs Croatien: Ludwig Bessekowich.

Aus dem ehrwürdigen Clerus: Joseph Belanszky, Canonikus von Weizen (bei Pest).

Von Seiten der Comitate: Franz Jezernytzky, des Nit-

renser (Neutrer); Stevban Bezeredy, des Oedenburger; Carl Kiss, des Gömörer; Graf Joseph Oeseöffy, des Szabolter Comitats Bothschafter.

Von Seiten der Abwesenden: Graf Joseph Teleky.

Von den königlichen Freistädten: Michael Slobode, Abgeordneter von Szolnok.

Der Redner der zurückkehrenden Deputation berichtete: Se. K. K. Hoheit und die hohen Großen würden die Bothschaft der Stände und Orden in Erörterung ziehen und ihre Meinung, durch eine besondere Deputation, anzeigen.

Der hierauf eintretende Protonotarius zeigte aber an: die hohen Großen hätten die Bothschaft der Stände und Orden für zu wichtig gehalten, um in der kurzen, ihnen heute vergönnten, Zeit solche durchgehen zu können, dieserhalb deren schriftliche Mittheilung (dictatio) verfügt, die Verhandlung der morgenden Sitzung vorbehalten und die heutige geschlossen.

Die Stände und Orden begaben sich hierauf auch auseinander.

Die aus der heutigen Sitzung abgesandte Bothschaft der Stände und Orden befindet sich

Nro. 24. der Landtags-Acten.

Bothschaft der Stände und Orden an die hohen Großen, den 2. Nov. 1811.

Daß die hohen Großen in Rücksicht des Widerspruchs und Gesezwidrigkeit des Finanzplans mit den Ständen und Orden gleicher Meinung sind, haben leztere aus der am 29. Oktober ihnen zugekommenen Antwort mit Wohlgefallen ersehen, und so wie sie die Erklärung wegen der nicht in Anregung gebrachten Kleinigkeiten, der Wichtigkeit des Gegenstandes ganz besonders angemessen halten, werden sie auch ihrer Seits, bei Durchgebung der erhaltenen Bemerkungen nach der Reihefolge der §§, alles zum Zweck nicht Gehörige beseitigen. Dies vorausgesezt, glauben sie

In Rücksicht des §: durch das Vertrauen, jenen Ausdruck: durch dessen Erfolg das Schicksal des Volks entschieden wird, auf dessen Weglassung oder Ab-

Digitized by Google

änderung des zuviel sagenden Worts: Schicksal, die hohen Großen dringen, sowohl der Natur des Gegenstandes als ihrer Ueberzeugung gemäß gewählt zu haben, und solchen durch den vorgeschlagenen Ausdruck: Vermögens-Umstände, nicht ersetzen zu können. Denn wenn der Finanzplan durch Entscheidung der bürgerlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse unmittelbar die Vermögens-Sicherheit in sich schließt, mittelbar aber durch Beförderung der Wucher-Spekulationen die Moralität vermindert, so kann man allerdings eben deshalb, weil er dem Zweck des Staats nicht entspricht, und die Existenz des Volks zu sehr beschränkt, von demselben behaupten, daß sein Erfolg das Schicksal des Volks entscheide. Aus diesem Grunde und da die Reichsgesetze, namentlich Art. 9. Theil I. die Sicherheit des Eigenthums und der Personen — worin das Schicksal des Bürgers besteht — dergestalt mit einander verbinden, daß eins ohne das andere nicht bestehen kann, verlangen denn auch die Stände und Orden die Beibehaltung jenes Ausdrucks; zumal das Edict vom 20. Febr. der schwankenden Verhältnisse, der zunehmenden Besorgniß erwähnt, und die hohen Großen in dem Schlußparagraph des ersten Punkts, wo sie von der Düldung des Papiergeldes sprechen, und das Schicksal und die Existenz der Monarchie in Anregung bringen, in der That selbst zugestehen, daß es sich um das Schicksal der Völker handle.

In dem anfangenden §: Denn wie der, durch die geschehene Reduction der Bankozettel ꝛc. und namentlich in der, von der Theurung sprechenden, Stelle glauben die hohen Großen in der Behauptung: daß durch die Verwechslung der Bankozettel mit einem andern, sie repräsentirenden, Papiergelde der durch den schwankenden Werth der erstern entstandenen Theurung nicht begegnet werden könne, ein Widerspruch obwalte, weil späterhin gesagt wird: die Reduction der Bankozettel würde beim ersten fruchtbaren Jahre die Preise der Dinge plözlich heruntersetzen.

Die Stände und Orden sind aber einer andern Meinung und hoffen auch keinen Widerspruch verschuldet zu haben, indem sie jener Operation, als der veranlassenden Ursache, in

verschiedener Beziehung eine negative und positive Wirkung beilegen

Die Theurung beschränken, heißt dahin wirken: daß bei einer gleichen Menge von Produkten und beim bestehenden Produktionstriebe richtige oder solche Preise eingeführt werden, welche die Industrie gehörig vergüten und Verhältniß und Gleichgewicht zwischen der producirenden und consumirenden Classe erhalten.

Dies läßt sich aber von einem System, welches mit dem Verluste der Bürger den Schaz zu bereichern sucht, sich mit der Sorge für die Industrie und Vermehrung des National-Reichthums in keiner Hinsicht beschäftigt, und durch die mit einem Schlage verursachte Verminderung der in Umlauf befindlichen Münzzeichen (media cambii) und Einführung anderer gleich werthlosen, zu einem Fünftel des ehemaligen Betrages, alle Industrie niedergedrückt, nicht vorhersagen; vielmehr mit vollem Recht behaupten, daß die Preise der Dinge, beim ersten fruchtbaren Jahr, durch eben jenes Reductions-System, plözlich fallen werden. Denn dieses ist eine natürliche Folge einer jeden schnellen und so bedeutenden Verminderung der Circulationsmasse.

So wie aber die Beschränkung der Theurung zu den Wohlthaten gerechnet wird, eben so gehört die plözliche Verminderung der Preise in die Klasse der Unglücksfälle, und kann weder den Schaz von der mißlichen Lage, noch die Consumenten von dem Drucke der Theurung wirksam befreien.

Denn da der Maaßstab des Gewinns die Industrie bestimmt, so erschlafft, wenn das Volk seine Arbeit nicht angemessen bezahlt findet, der Produktionstrieb und der Ueberfluß der Produkte hört, nach Aufzehrung des Vorraths vom fruchtbaren, die Wohlfeilheit erzeugenden, Jahre von selbst auf, und in Rücksicht der Cirkulationsmasse tritt alsdann unter der Menge der Produktion und Consumtion wiederum das gegenwärtige Verhältniß ein.

In Beziehung auf den mit: Davon abgesehen, daß bei Bestimmung ꝛc. anfangenden §. glauben die Stände und Orden, daß die, auf das Edict vom 20. Febr. d. J. ins-

besondere auf den §. desselben: Wir beschließen demnach, Bezug habende, Bemerkung füglich zu belassen sey.

In Rücksicht auf die §§: Da indessen das Papiergeld überall weit über den Bedarf ꝛc. und: Dies bedarf keines weitern theoretischen Beweises ꝛc. haben die hohen Großen zu bemerken für gut befunden, daß die den Bankozetteln beigegebene Ausgleichungs-Münze von nicht richtigem Gehalte nur dann schädlich sey, wenn die Bankozettel in ihrem vollen Nennwerth cirkuliren; im entgegengesezten Fall aber selbst diese Ausgleichungs-Münze verborgen würde; ferner, daß der schwankende Werth der Bankozettel zwischen 1000 und 1600 keineswegs der Ausgleichungs-Münze zugeschrieben werden könne, da solche, nach ihrer Einführung, mehrere Jahre hindurch einen bessern Cours gehabt, mithin dessen Verschlechterung anderen Ursachen beizumessen sey; weßhalb sie entweder die Weglassung dieses, auf die Widerlegung des Finanzplans wenig Einfluß habenden, Paragraphes, oder wenigstens dessen Abänderung dadurch wünschten, daß den Worten: da jede Veränderung einer Münze von gutem Gehalt, noch beigefügt werde: unter dem Werthe.

Die Stände und Orden wollen sich bei langen Erörterungen nicht aufhalten, sondern nur die Aufmerksamkeit der hohen Großen darauf zurückführen, daß bereits die Repräsentationen vom 23. Mai und 1. August vom Landtage d. J. 1807 alles, was jezt angeführt worden, enthielten und der Erfolg die Richtigkeit desselben bewähren würde.

Uebrigens können sie's nicht verhehlen, dem aufgestellten Grundsatze der hohen Großen auch deßhalb nicht beizustimmen, weil sonst dem, selten einen festen Cours behauptenden, Papiergelde niemals eine Münze von gutem Gehalte beigegeben, und schädlich befundene Mittel — welche den gänzlichen Mißkredit erst nach langer Zeit bewirken, — nicht gänzlich zu verwerfen seyn dürften.

Jenes Hauptprinzip, daß eine Sache so viel werth ist, als wofür sie gekauft werden kann: mithin das Papiergeld sich über den Werth des Ausgleichungs-Geldes, womit es einge-

löset wird, vorzüglich wenn dieses bereits in einer bedeutenden, die häufige Auswechslung bewirkenden, Menge herausgegeben ist, nicht leicht erheben kann, bestreiten sie geradezu und glauben daraus folgern zu können, daß, wenn nach der Meinung der hohen Großen das Papiergeld, mit welchem man nothwendig eine gute Münze nicht zu verringern braucht, geduldet werden soll, die schlechte Ausgleichungs-Münze immerwährend im Course verbleiben und die, wegen Prägung einer richtigen Münze und Conventionsgeld, bestehenden Gesetze niemals in Wirksamkeit treten dürften.

Die Stände und Orden beharren daher bei ihrer Folgerung, und finden, da der Ausdruck: Jede Veränderung einer Münze von gutem Gehalte, dem Sinn der Gesetze entspricht und die Meinung der hohen Großen in sich faßt, die vorgeschlagene Abänderung für unnöthig.

In Rücksicht des §: Allein diesen Gewinn abgerechnet ꝛc. erklären die Stände und Orden ihre Meinung dahin: daß sie nämlich den Gewinn derjenigen, in deren Händen sich die Bankozettel zur Zeit der Reduction nicht befanden, und derer, die das bevorstehende Unglück merkten und sich mit dem Schaden Anderer bereicherten, in kein Verhältniß mit dem Vermögens-Verlust der Uebrigen setzen könnten.

Bei der im jetzigen Zeitalter so geschwächten Bemühung, den Krieg zu vermeiden, ist der Grund dazu vorzüglich in dem, den Staat mit Schulden belastenden, System und im Papiergelde zu suchen, und durch die Erfahrung bewiesen, daß ein solches System durch die Leichtigkeit der zu beschaffenden Mittel die Kriegslust befördert und durch deren Unkosten sich selbst vernichtet. Dessenungeachtet wollten die Stände und Orden dem Wunsche der hohen Großen gerne beitreten, und, mit Weglassung des von England hergenommenen Beispiels, diesen §. nach der vorgeschlagenen Abänderung der Repräsentation einrücken.

In dem §: Es ist daher nicht zu bezweifeln ꝛc. können sie die in Anregung gebrachte Veränderung statt Volk: die Ausdrücke: die Orden und Stände dieses Königreichs, zu setzen, nicht genehmigen. Denn in diesem §. wird von dem ganzen, auch die übrigen Provinzen Sr. Majestät

betreffenden, System gehandelt; wobei sie, da, ihrer Bemerkung nach, die Abgaben in den übrigen Staaten Sr. Majestät in der Art, daß sie größtentheils auch, auf indirekten Wegen, Hungarn treffen, eingerichtet werden, dem hohen Ermessen der Großen anheimstellen wollen: ob nicht jede neue, denen unter einem Oberhaupte vereinigten Völkern aufgelegte Last auch die Aufmerksamkeit der Stände und Orden spannen dürfe?

Was die übrigen, wegen vorläufiger Beibehaltung des Papiergeldes, bis über die gesezlichen Mittel für die Sicherheit des Eigenthums zu sorgen, nach gehobener Besorgniß, den gewünschten Zweck zu erreichen und eine Münze von gutem Gehalte und Conventionswerthe wieder einzuführen, verhandelt ist — beigebrachten, Gründe der hohen Großen betrift; wollen sich zwar die Stände und Orden auf eine genaue Erörterung der Sache nicht einlassen, indessen müßen sie doch gestehen, daß die weder von der Nüzlichkeit noch Nothwendigkeit hergenommenen Gründe sie zur Aufgebung ihrer Meinung nicht bestimmen können.

Die Nüzlichkeit wäre zwar einigermaßen in Rücksicht der Vergangenheit, so lange nämlich die Conventionsmünze cirkulirte und das Papiergeld deren Stelle ersezte, späterhin auch aber dessen Credit durch die zu hoffende Einlösung erhalten würde, nicht zu bezweiflen; in Zukunft jedoch könne das Papiergeld, ohne Credit, im Course nicht bestehen, und da die Stände und Orden ihren Fundamentalgesetzen entgegen, zur Creditgründung desselben weder eine Hypothek noch Bürgschaft leisten dürften, so würde das bürgerliche Eigenthum unbedenklich ungewißer, die Verwirrung und Besorgniß aber nur vergrößert werden. Deshalb könnten sie auch solches, wider die Vorschrift der, lediglich eine gute Münze von Conventionswerth im Umlaufe verstattenden, Gesetze, ferner nicht dulden, vielmehr müßte dessen Einziehung aus dem Course, zur Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt und der inneren Ruhe, innerhalb dem kürzesten Zeitraume erfolgen.

Daß die Reichseinwohner durch das Papiergeld in ihren Geschäften gefördert wären, läugnen die Stände und Orden nicht; da indessen der, über den Werth des Conventionsgeldes berechnete, Werth der Dinge durch die Reduction selbst verschwunden ist, so könnten sie, daß die Einwohner durch

dasselbe begüterter geworden, nicht zugestehen, vielmehr liesse sich in der Stelle des eingebildeten Reichthums eine wesentliche Armuth zum Voraus folgern.

Daran, daß Se. Majestät im Laufe der lezten Kriege große Kossen getragen habe und die Staatskräfte geschwächt wären, zweiflen die Stände und Orden keinesweges, jedoch wäre es eben so ausgemacht, daß das Volk gleiche Lasten erduldet, und durch das Reductionssystem (devalvatorium systema) die größere Vermögenshälfte verloren hätte. Da hiernächst aber die Bergwerke zur Beschaffung einer guten Münze für die Cirkulation Sr. Königl. Majestät angewiesen sind, glauben sie auch, ihrem Gesuche zu willfahren, Allerhöchstdieselben mit vollem Grunde bitten zu dürfen.

Wäre Se. Majestät wegen Wiedereinführung einer guten Münze durchaus an Mittel, die erst nach langer Zeit ihre Wirkung äußern könnten, gebunden, so verdiente der Grund, den die hohen Großen zur vorläufigen Beibehaltung des Papiergeldes anführen, allerdings Rücksicht, und es würden in diesem Fall vorzugsweise jene Fonds, auf welchen die Herausgabe des Papiergeldes, wie auf einer Realhypothek, beruht, zu Hülfe zu nehmen seyn. Allein bekanntlich liefern die Metallbergwerke eine beständige Ausbeute; und wenn man zu derselben von jener Zeit, als keine Conventionsmünze mehr in Umlauf gesezt ist, die in gutem Gelde erhobenen Abgaben der Dreißig-Aemter zählt, Se. Majestät auch durch die erleichterte Ausfuhr der Produkte der ersten Bedürfnisse die Wege zur Einbringung der Münze vervielfachten, und andere zum Zweck führende und in Ihrer Macht befindlichen Mittel in Anwendung zu bringen, geruhen möchten; so wäre es gar nicht zu bezweiflen, daß die Nothwendigkeit zur Duldung des Papiergeldes schwinden und eine gute Münze, ohne Gefahr, in Cours gesezt werden könne.

Dem Verlangen der Stände und Orden kann selbst die Betrachtung nicht entgegen stehen: daß die In-Coursseßung einer guten Münze in den jetzigen Zeitverhältnissen, vorzüglich, wenn die deutschen, durch die Verfügungen des Königreichs Hungarn nicht verpflichteten, Provinzen das Papiergeld annoch beibehielten, bedenklich sey: denn den ersten Punkt betreffend, bewiese es das Beispiel der Reiche, welche, in neue-

Digitized by Google

rer Zeit sogar, kein Papier in Cirkulation gebracht, zur Genüge, daß die Conventionsmünze dessen ungeachtet sich erhalten, und die Handelsverbindungen auch ohne Hülfsgeld (adjutorium) bestehen könnten. Was aber Oesterreich und die übrigen deutschen Erbstaaten angehe, so könnten solche die, zu den ersten Nothwendigkeiten gehörenden, Produkte dieses Reichs nicht entbehren.

Aus diesen und andern, in ihrer Bothschaft weitläuftiger auseinandergesezten, Gründen können die Stände und Orden sich auf keine Verhandlung über die Art und Weise des beizubehaltenden Papiergeldes — dessen Gebrauch so viel Unfälle über die Völker gebracht — einlassen, verbleiben vielmehr bei ihrem, in der Bothschaft vorgetragenen, Gesuche, glauben die huldreiche — ihren Wünschen hoffentlich entsprechende — Resolution Sr. Majestät abwarten zu müssen, und bitten die hohen Grossen, ihrem Gesuche auch ihrer Seits beizutreten.

Was die Bemerkungen zur zweiten Hälfte der Bothschaft betrift, beharren namentlich

In dem §: Sie wollen sich auf die Untersuchung nicht einlassen ꝛc. die Stände und Orden auch ferner bei ihrer Erklärung und verlangen, da die hohen Grossen die Ursache, weshalb sie deren Weglassung wünschen, nicht angeführt haben, die Beifügung derselben in der Repräsentation, zumal solche in Verbindung mit dem vorhergehenden §, in welchem, daß die Ausgaben Rucksichts Hungarn zu bestreiten und die Stände wegen eines Ausfalls nicht in Anspruch zu nehmen sind, behauptet wird, nicht ausgelassen werden darf. Die Anführung dessen, was ihnen Neid zuziehen, oder das Wohlwollen der benachbarten Provinzen gegen sie vermindern könnte, halten sie selbst für unzweckmäßig, allein, wenn es auf die, aus der Verbindung und Vereinigung mit andern Provinzen hergeleiteten, Abgaben ankommt, können sie das, was ihre Gesetze dieserhalb bestimmen, nicht stillschweigend übergehen, und wenn sie einerseits auch die, wegen Wiedereroberung des Reichs aus den Händen der Türken, nicht allein von den deutschen Erbstaaten Sr. Majestät, sondern selbst von dem römischen deutschen Reich ihnen geleistete Hülfe, dessen Schuzmauer zu jener Zeit Hungarn war, anerkannten, so hätte dennoch solches die hungarische

Nation gegenseitig, vorzüglich in den späteren Kriegen, in welchen, nach der Erklärung Sr. Majestät, die Monarchie durch die Tapferkeit der Hungarn gerettet sey, auszugleichen gesucht.

In dem mit den Worten: Innig fühlen sie zwar ꝛc. anfangenden §. deuteten die streitigen Ausdrücke den eigentlichen Zustand der Sache an, und die hohen Großen werden sich zu überzeugen geruhen, daß, da die Lage des Volks die Lasten kaum zu ertragen vermag, dasselbe zur Entrichtung der fünffachen Contribution, nach erlittenem Vermögensverlust von vier Fünfteln, gezwungen ist, seine Früchte der Industrie aber gegen ein creditloses, ohne Einlösungsfond bestehendes, Geld verschleudern, die Besorgniß um das künftige Schicksal dasselbe nothwendig beschäftigen, und die Furcht eines nochmaligen Vermögensverlustes dessen Ruhe und Sorglosigkeit stören muß.

Daß durch das neue Verwaltungssystem und der Beibehaltung jener, die Monarchie betroffenen Uebel verursachenden, Prinzipien keine Hofnung, dem Vaterlande durch irgend ein Opfer aufzuhelfen, erzeugt werden kann, ist schon auf dem Landtage des Jahres 1807 vorhergesagt, und Sr. Majestät mit ausdrücklichen Worten vorgetragen, daß alle künftige Maßregeln schwankend und vorübergehend seyn würden, wenn die Vorschläge der Stände nicht berücksichtigt, die Industrie erhöht und der Nationalreichthum nach Verhältniß und Begünstigung eines so fruchtbaren Bodens, nicht vermehrt wird. Die Wiederholung dieser, auf den Landtagen als wahr anerkannten, Umstände kann daher, wegen einer angeblichen Vergrößerung der Sache, nicht beseitigt werden

Zur Vermeidung des Scheins aber, als hiengen sie an Worten, haben die Stände und Orden nichts dagegen, wenn in die Stelle der Worte: die Ruhe aufzustören anfängt, gesezt wird: und endlich das durch Elend und Lasten ermüdete Volk das Ende der Noth angstvoll erwartet.

Bei dem §: Die Stände und Orden bitten gewiß aus keiner ꝛc. wünschen die Stände und Orden in Betracht zu ziehen, daß die Unabhängigkeit des Reichs nicht blos in der Besorgung der innern Angelegenheiten durch eigene Behörden, sondern auch vorzüglich darin besteht, wenn

die durch die Fundamental-Gesetze, Sr. Majestät als Regierungs-Räthe beigegebenen Personen, ihr hohes Amt mit gehöriger Thätigkeit ausüben könnten, und sie sowohl als die, zur Ausführung der Gesetze und der Allerhöchsten Befehle bestimmten, Reichsbehörden von jedem äußern Einfluß und Leitung der auswärtigen Räthe gänzlich befreit, und lediglich von Sr. Majestät abhängig die Regierung des Reichs nach Erfordern der Gesetze und der alten Constitution, selbst nach Vorschrift des 10ten Art. 1790, besorgten. Denn, so lange auswärtige Behörden und Räthe die Grundsätze der Regierungsform vorschreiben; so lange die Hungarn nicht durch eigene Minister in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse mit ihren Vorschlägen gehört werden und die Behörden des Reichs den ersten Impuls von einem auswärtigen Rathe erhielten; wäre die geglaubte Unabhängigkeit nur scheinbar. Die Stände und Orden äußerten daher ihren so oft schon vorgeschlagenen Wunsch auch diesmal nicht ohne Grund, da außerdem der 20te Art. 1608 von der Krönung, und der 8te 1559 von ihrer Unabhängigkeit ausführlicher sprächen.

Den hohen Großen wird es wohl bekannt seyn, daß der Staatsrath Sr. Majestät weder nach Vorschrift der Gesetze angeordnet, noch aus Eingebohrnen bestehe, auf alle Reichs-Geschäfte Einfluß habe, und weder die Hof-Canzlei, noch der königliche stellvertretende hungarische Rath die, selbst zum Nachtheil des Reichs erlassenen, Entscheidungen des Hof-Kriegsraths abändern könne; die hungarische Hof-Kammer, nur dem Namen nach, von der kaiserlichen unabhängig, und bis jezt ihr nicht einmal das Bergwesen (res montana) nach dem Sinn des 22ten Art. 1790 untergeordnet sey.

Bei dem §: Und da sich aus dem Bericht ꝛc. treten die Stände und Orden der vorgeschlagenen Abänderung, und daß statt: angewiesen, gesezt werde: bestimmt sind, bei.

Uebrigens überlassen, nachdem Se. Majestät für die ganze Monarchie ein und dasselbe Finanzsystem einführen zu wollen erklärt hat, die Stände und Orden es einzig Allerhöchst Ihrer Vorsorge: ob sie nicht auch die alte Verwaltungsform dieser Provinzen wieder einzuführen geruhen möchten? und wünschen diesen Umstand, auch auf die entfernteste Weise, weiter nicht zu berühren.

Digitized by Google

So viel ist ausgemacht, daß die mit Einstimmung der obersten Macht von den Völkern eingegangenen Verträge, durch die nachträglich veränderte Regierungsform, nicht kraftlos, vielmehr von demjenigen, der das contrahirende Volk vertritt, und den Staaten, woselbst die Regierungsart durch Gesetze näher nicht beschränkt ist, durch den Regenten beobachtet und aufrecht erhalten werden müssen.

Deshalb können die Stände und Orden auch die Ursache nicht begreifen, warum sie auf diese, zwischen Hungarn und Sr. Majestät übrigen Staaten eingegangenen, in ihrem Gesezbuche verzeichneten, und durch die Urkunden Ferdinands des II., des III. und Leopolds des I. Bedingung 12. deutlich bestätigten, Verträge, auf welche sie sich noch neuerlich in der am 2. December 1807 eingereichten Repräsentation bezogen, nicht auch jezt bestehen sollten?

Was den Schluß der, auf diesen Punkt bezug habenden, Bemerkungen betrift, glauben die Stände und Orden, da sie ihre Bereitwilligkeit zur Beförderung der königlichen Absichten, sofern solches unbeschadet der Gesetze und ihrer Freiheiten geschehen kann, zur Genüge erklärt haben, vor Eingang der königlichen Resolution dieser Erklärung nichts weiter beifügen zu können.

Vorausgesezt nämlich, daß die hohen Großen nur von der Deckung des, bei Bestreitung der hungarischen Reichs-Ausgaben statthabenden, Ausfalls sprechen, dieser aber, da nach dem Berichte der Reichsdeputation und dem vorgelegten Ministerial-Verzeichniß die das hungarische Reich betreffenden Einnahmen und Ausgaben nicht abgesondert gewesen, sich nicht entnehmen läßt; ist von den Ständen darüber, bevor sie von der Nothwendigkeit, nicht überzeugt sind, weder etwas zu beschliessen, noch eine weitere Erklärung nöthig.

Die Stände und Orden verehren das Beispiel ihrer Vorfahren, indessen wissen sie auch, daß solche, ehe sie sich auf eine Bewilligung eingelassen, zuvörderst den Fall der Nothwendigkeit und dessen Ursache untersucht, und glauben eine gleiche Verpflichtung um so mehr zu haben, als jezt der gesezliche Fall zu einem Hülfsbeitrage nicht vorhanden ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

II.

Ueber das Verfahren des brittischen Senats gegen die katholischen Irländer.

Es ist im ersten Stücke des diesjährigen Jahrganges dieser Zeitschrift die Rede gewesen von dem Verhältnisse Großbritanniens zu Irland, um zu zeigen, wie dieses Verhältniß so wesentlich durch den Gegensaz des Protestantismus und Katholicismus bestimmt wird.

Da die katholischen Irländer in ihren Petitionen nicht nachgelassen haben, ihre Angelegenheit aber eine solche Wendung genommen hat, daß Viele glauben, sie sey jezt, wo nicht für immer, doch für einen längeren Zeitraum beseitigt: so nehmen wir diesen Gegenstand von neuem auf, sowohl um darzuthun, daß man sich in dieser Voraussetzung irrt, als um das Vorurtheil von der Vortrefflichkeit der englischen Verfassung zu bekämpfen.

Es galt bisher die Meinung, nur Georg der Dritte sey dem Streben der katholischen Irländer nach politischen Rechten abhold, und sein Tod werde dem, was die Vernunft in dieser Hinsicht vorschreibt, Raum geben. Wir haben uns gegen diese Meinung erklärt; und der Erfolg hat unsere Vorhersagung gerechtfertigt. Der Prinz-Regent, um nicht den Haß einer gefühllosen Partheilichkeit auf sich zu laden, hat die Entscheidung über die Zulässigkeit der katholischen Irländer zu den politischen Rechten, welche sie zu erwerben wünschen, dem Parlamente überlassen; und dieses hat, im Angesichte von ganz Europa, in der Sitzung vom 20. April nach Debatten, die erst um halb 7 Uhr des Morgens beendigt wurden, die Petition jener Unglücklichen mit einer Mehrheit von 72 Stimmen verworfen.

Die Frage, welche sich hier zunächst darbietet, ist unstreitig: welchen Antheil hat die brittische Administration an dieser Verwerfung?

Annehmen, daß dadurch etwas geschehen sey, was dem Interesse des Prinzen-Regenten und seiner Minister entgegen ist, hieße annehmen, daß im Parlamente überhaupt dergleichen geschehen könne: Die Welt weiß nur allzu gut, daß der Gang der großbritannischen Regierung der umgekehrte von dem ist, den Großbritanniens organische Gesetze vorschreiben. Mögen diese Gesetze immerhin die Initiative des Gesetzes den beiden Häusern des Parlaments beilegen, und den König durch das ihm zuerkannte Veto auf die Sanction beschränken: so geschieht deßwegen doch nicht, was die organischen Gesetze wollen; der König erobert durch seine Minister die Initiative des Gesetzes und das Parlament sanctionirt nur. Eben weil das, was Englands organische Gesetze wollen, der Natur der Dinge entgegen ist, erfolgt das Umgekehrte von dem, was sie wollen; und das mit so gutem Rechte, daß sich gar nichts dagegen einwenden läßt. Wir müssen also annehmen, daß Administration und Parlament (vollziehende und gesezgebende Macht, wie man in England zu sagen pflegt) auf das vollkommendste einverstanden gewesen sind über die Maaßregel, die in Ansehung der irländischen Katholiken genommen werden sollte. Und so wäre denn in der Sitzung des Parlaments vom 20. April nichts geschehen, was den Wünschen des Prinzen-Regenten von England nicht vollkommen entsprochen hätte. Wie er als Mensch und aufgeklärter Fürst darüber denkt, davon kann hier nicht die Rede seyn; genug, daß er es nicht in seiner Gewalt hat, noch mehr zu seyn, als Prinz-Regent.

Woher kommt es aber, daß die katholischen Irländer mit ihren gerechten Forderungen so wenig Eingang finden bei einer Regierung, die man sich als eine der aufgeklärtesten zu denken gewohnt ist?

Die englische Regierung geht, wenn gleich auf eine eigenthümliche Weise, in den von der Constitution vor-

geschriebenen Bahnen; die Constitution selbst aber ist auf eine Weise begründet, die man nicht genug in Erwägung ziehen kann, wenn man das Auffallende in dem Verfahren der englischen Regierung gehörig würdigen will. Die Grundlage der englischen Constitution ist nämlich der Protestantismus im Gegensatze vom Katholicismus, oder, wie man in England zu sagen pflegt, vom Pabstthum. Protestantismus und Katholicismus nun sind in sich selbst nur Formen der Religion, nicht die Religion selbst. Als Formen mag jeder von ihnen seinen besonderen Werth haben; aber als Formen, die sich bestreiten, bringen beide gleich sehr die Wirkung hervor, daß sie die Religion verbannen; denn das ewige Wesen der Religion ist Harmonie und Liebe. Wie nothwendig es nun auch in einem gegebenen Zeitraum seyn mochte, daß die englische Constitution auf den Protestantismus gegründet wurde: so darf man es doch nicht als einen besonders glücklichen Umstand betrachten, daß es keine bessere Grundlage für sie gab; denn von dem Augenblick an, wo der Protestantismus für England zur Religion, die Form zum Wesen, wurde, war der englischen Verfassung die Kraft genommen, sich mit Leichtigkeit auszubreiten, indem sie selbst die Nicht-Protestanten mit keiner Liebe umfassen und folglich auch von diesen nicht mit Liebe angenommen werden konnte. Wäre Religion schlechtweg ihre Grundlage gewesen, so würde sie auf keine Hindernisse gestoßen seyn, weil sie selbst kein Hinderniß gewesen wäre; mit Protestantismus zur Grundlage versperrte sie sich selbst den Weg. Die Regierung, sofern sie durch die Constitution und deren Fundament gebildet ist, kann nicht nachgeben, ohne sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, und eben so kann sie nicht Widerstand leisten, ohne eine ihrer Hauptpflichten, ich meine die Umfassung aller ihrer Unterthanen mit gleicher Liebe, zu verletzen, welches wahrlich kein geringerer Widerspruch ist, worin sie mit sich

selbst geräth. Die Ursache also, weshalb die katholischen Irländer mit ihren gerechten Forderungen so wenig Eingang bei der englischen Regierung finden, ist, daß diese Regierung auf einer Constitution beruht, deren Grundlage nicht zu billigen ist.

Ist nun die Rede von der Wahrscheinlichkeit, welche die katholischen Irländer haben, trotz dem Widerstande, den die englische Regierung ihnen entgegensezt, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen: so kann dies theils im Allgemeinen, theils nach analogen Fällen beurtheilt werden, welche die Weltgeschichte darbietet.

Im Allgemeinen kann man sagen: daß, wie weit auch die Unterdrückung getrieben werden mag, dennoch, über lang oder kurz, ein Zeitpunkt eintritt, wo man den Forderungen der Vernunft nachgeben muß. Die englische Regierung sagt zu den irländischen Katholiken, wo nicht wörtlich, doch durch die That: ich erkenne euch für meine Unterthanen; als solche betrachte ich euch nicht als bloße Lastthiere, sondern auch als Menschen; ich gebe sogar zu, daß ihr religiös seyd, — aber weil die Form, in welcher sich eure Religiosität bewegt, nicht mit derjenigen übereinstimmt, die ich für meine Religiosität angenommen habe, so kann ich euch keine politischen Rechte bewilligen. Wie lange aber wird die englische Regierung dies noch sagen können? Gewiß nicht länger, als bis ein Irländer, wer es auch seyn mag, zur englischen Regierung sagt: „indem du dich so erklärst, schlägst du dich mit deinen eigenen Waffen; „denn wenn du zugiebst, daß irländische Katholiken religiös sind und nur die Form ihrer Religiosität tadelst, „setzest du die Form über das Wesen, und zeigest dadurch nur an, daß du selbst nicht bist, was du an „uns lobest. Wie, wir sind deine Unterthanen, wir „sind Menschen, wir sind religiöse Wesen, und du trägst „Bedenken, uns politische Rechte zu gewähren? Wie, „du bestreitest nicht unsere Fähigkeit, öffentliche Aemter

Digitized by Google

„zu verwalten, mit Gewissenhaftigkeit zu verwalten, und „du schließest uns von diesen öffentlichen Aemtern aus? „Wie, du willst unser Gedeihen, unseren Wohlstand, „weil es nicht in deinem Interesse liegt, arme Unter„thanen zu haben, und du willst zugleich verhindern, „daß dieses Gedeihen, dieser Wohlstand die davon un„zertrennlichen Wirkungen hervorbringe? Nicht wir sind „in Widerspruch mit uns, wohl aber du in Widerspruch „mit dir selbst." Wann und von wem auch diese Sprache geführt werden mag; so kann sie nicht verfehlen, den Eindruck zu machen, der die Wünsche der irländischen Katholiken befördert. Je mehr die Zeit vorschreitet, je mehr der Widerstreit zwischen Protestantismus und Katholicismus aufhört, je mehr das Christenthum in seiner eben so einfachen als erhabenen Gestalt hervortritt und Herzen einigt, die bisher durch Mißverstand getrennt waren: desto unvortheilhafter wird die Stellung der englischen Regierung gegen die irländischen Katholiken, desto schwächer die Widerstandskraft von jener, und desto leichter der Sieg von diesen. Die politischen Rechte können ihnen für den Augenblick versagt, aber sie können ihnen nicht für immer vorenthalten werden.

Unter den analogen Fällen, welche die Weltgeschichte darbietet, wollen wir einen anführen, welcher das Verhältniß, worin Großbritannien zu Irland steht, nur allzu sehr aufhellet. Rom hatte in Kraft seiner Verfassung sein Gebiet nur allzu sehr erweitert, als der Umfang dieses Gebiets auf die Verfassung zurückzuwirken begann. Es lag nicht in den Wünschen des römischen Senats, diese Zurückwirkung zu gestatten; da er seinen Vortheil bei dieser Verfassung fand, so sollte sie immer und ewig dieselbe bleiben. Was geschah? Die Gracchen traten auf, um das Unnatürliche dieser Verfassung zu entschleiern. Sie wurden aus dem Wege geräumt; aber der einmal gegebene Antrieb war nicht mehr aufzuhalten. Roms Bundesgenossen in Italien, seit mehreren Jahr-

Digitized by Google

hunderten die Stütze von Roms Größe, fühlten sich zurückgesezt als solche, die von dem römischen Senat nur Befehle erhalten, aber keinen Antheil an der Regierung haben sollten. Sie forderten die politischen Rechte, welche der Senat geben konnte. Man fand ihre Forderung nicht unbillig, — denn dies war sie nicht — wohl aber dem Herkommen entgegen, und zwang sie dadurch zur Ergreifung der Waffen. Es entstand einer von den blutigsten Kriegen, welche je geführt worden sind. Ganz Latium, ganz Hetrurien, ganz Campanien, stand gegen die Römer auf. Die römischen Armeen wurden Anfangs geschlagen; und als sie sich in der Folge ermannten und von einem Cato, einem Sabinius, einem Carbo, einem Sulla und einem Pompejus Strabo geführt, ihre alten Wunder wieder verrichteten, beendigten sie zwar den Bundesgenossen-Krieg, doch nur so, daß die Bundesgenossen das römische Bürgerrecht erhielten, und folglich das Ziel ihrer Wünsche erreichten. Ein Jahrhundert früher konnten die Bundesgenossen nicht einmal den Einfall haben, politische Rechte erwerben zu wollen; denn damals mußten sie sich glücklich schätzen, aus Feinden, die sie in einer früheren Periode gewesen waren, Bundesgenossen geworden zu seyn. Als sie einmal das römische Bürgerrecht erworben hatten, konnte die römische Verfassung nicht bleiben, was sie bis dahin gewesen war; ihr Einfluß auf die Comitien mußte sehr bald fühlbar werden, und zu allen den Unordnungen führen, welche den Kampf zwischen der Republik und der Monarchie begleiteten, und in welchen Sulla und Marius, Pompejus und Cäsar nur die Werkzeuge waren, die das Schicksal gebrauchte, um alles dahin einzuleiten, daß die Welt nicht blos Rom, sondern auch Rom der Welt diente.

Erwägt man nun etwas genauer, was es mit den wiederholten Petitionen der katholischen Irländer für eine Bewandniß hat, so muß man sich dafür entscheiden,

daß es geheime Angriffe auf die brittische Constitution sind. Zwar hören jene nicht auf, die Versicherung zu geben, daß es ihnen nur darum zu thun sey, der Segnungen theilhaftig zu werden, welche diese Constitution verbreitet habe; und alles gehörig überlegt, mag es ihnen damit voller Ernst seyn. Allein, was würde die brittische Constitution, wenn sie für sich selbst reden könnte, darauf antworten? Unstreitig Folgendes: „euren „Wunsch verarge ich euch nicht; ob ich aber so ange„than sey, daß dieser Wunsch durch mich erfüllt werden „kann, ist ein Frage, die ihr euch nie beantwortet zu „haben scheint. Ich bin, die Wahrheit zu gestehen, ein „so abgeschlossenes Wesen, daß ich durchaus nicht weiß, „was aus mir werden kann, wenn ich Elemente in mich „aufnehme, die mir bisher fremd waren. Zugegeben, „daß ich Segnungen verbreitet habe; so ist dies unter „solchen Bedingungen geschehen, daß ich befürchten muß, „meine ganze bisherige Wirksamkeit werde zum Still„stand gebracht werden, sobald an diesen Bedingungen „das Mindeste verändert wird. Es ist unstreitig für „die irländischen Katholiken ein Unglück, daß dem so ist; „allein wer steht dafür ein, daß aus einem parziellen „Uebelstand nicht ein allgemeiner werde, wenn ich ge„nöthigt bin, mein Wesen zu verändern? Hört also auf, „euch über euer Schicksal zu beklagen. Es ist nicht zu „leugnen, daß ihr leidet; aber damit Alt-England desto „besser gedeihe, müßt ihr leiden — so lange leiden, „bis, ich weiß selbst nicht durch welche Wendung des „Schicksals, alles dahin eingeleitet ist, daß ich euch, „ohne Gefahr für mich selbst, unter meinen Schutz neh„me, und alle eure Wünsche erfüllen kann. Jezt ist „dieser Zeitpunkt für mich noch nicht da." So, ist zu glauben, würden auch alle einsichtsvolleren Organe der brittischen Constitution in der Administration sowohl als im Parlamente reden, wenn es ihnen erlaubt wäre, die volle Wahrheit zu sagen. Sie wissen nur allzu gut,

Digitized by Google

was sie von den Petitionen der irländischen Katholiken zu denken haben, und sehen darin schwerlich noch etwas Anderes, als Angriffe auf die brittische Constitution; da sie aber die schwache Seite derselben nicht verrathen dürfen, so hüllen sie sich in ein geheimnißvolles Dunkel und geben sich lieber von Seiten ihrer Aufgeklärtheit dem öffentlichen Urtheil Preis, als daß sie, zum Vortheil von drei Millionen Menschen, das Mindeste an den organischen Gesetzen Englands verbessern sollten. Was Grenville im Jahr 1807 unternahm, war von nicht zu berechnenden Folgen für Großbritannien; und eben deswegen mußte ein Ministerium fallen, das sich von ihm hatte hinreißen lassen. Unstreitig wird sich die Constitution nicht immer so leicht vertheidigen lassen, wie damals; aber deshalb wird die Stunde der Befreiung für die irländischen Katholiken nur desto gewißer schlagen. Das Schicksal wird sich, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, ihrer von einer Seite her annehmen, wo sie es am wenigsten erwarten.

Dem aufmerksamen Beobachter der Begebenheiten unserer Zeit bietet sich das anziehende Schauspiel von zwei Reichen dar, die, indem sie gleich sehr mit ihrer Vergrößerung beschäftigt sind, sich auf eine ganz verschiedene Weise dabei benehmen. Daß Frankreich und England hier gemeint seyen, bedarf kaum einer Erwähnung. Das erstere von diesen Reichen trägt seine Verfassung auf alle die neuen Bestandtheile über, die es wirklich in sich aufnimmt; und selbst da, wo es einer unmittelbaren Aufnahme in sich entsagen muß, um den Nachtheilen einer allzu starken Ausdehnung zu entgehen, dringt es auf die Einführung solcher organischen Gesetze, welche den seinigen homogen sind. Das leztere dieser Reiche hingegen vermehrt nur seine Bestandtheile, und läßt den gesellschaftlichen Zustand derselben, wie es ihn vorfindet. Dieses ganz entgegengesezte Verfahren kann nicht verfehlen, ganz entgegengesezte Wirkungen hervor-

Digitized by Google

zubringen; und wenn davon die Rede ist, welches von beiden die meiste Sicherheit für die Zukunft verspreche, so wird wohl kein Vernünftiger leugnen, daß die Bande, wodurch die Bestandtheile des großbritannischen Reichs an Großbritannien selbst geknüpft sind, viel zu locker und lose seyen, um eine lange Dauer zu versprechen. Doch, selbst abgesehen von diesen Wirkungen, bei welchen das, was man Zufall zu nennen gewohnt ist, sich immer mehr oder weniger ins Spiel mischen wird, ist die Frage zu beantworten: auf welchen Eigenschaften der französischen Verfassung die leichte Uebertragbarkeit derselben beruht, und welche Eigenschaften der englischen Verfassung es sind, wodurch bewirkt wird, daß sie sich auf einen so geringen Spielraum, als England und Schottland sind, beschränken muß? Wer dies Problem gehörig löset, der erklärt nicht nur eine große Menge von Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit, sondern vorläufig sogar diejenigen, welche die Zukunft darbieten wird.

Ohne uns in diesem Zusammenhange darauf einzulassen, wollen wir nur untersuchen: warum die englische Regierung, mit eben der Hartnäckigkeit, womit sie bisher die Petitionen der katholischen Irländer zurückgewiesen hat, das Verhältniß bestehen läßt, worin Ostindien durch die sogenannte Ostindische Compagnie zu Großbritannien getreten ist.

Es gab eine Zeit, wo ein Theil der englischen Regierung mit großer Heftigkeit die Auflösung der ostindischen Compagnie betrieb, und es darauf anlegte, die Regierung von Ostindien in die Hände der brittischen Verwaltung zu bringen. Rockinghams Tod brachte die Oppositionspartei ins Ministerium. Graf Shelburne, nachmaliger Lord Landsdown, wurde zum Premier-Minister und ersten Lord der Schatzkammer, der damals noch sehr junge Pitt zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Beide schloßen Frieden mit Frankreich und Amerika. Die neue Opposition, die sich unterdeß gebildet

hatte, schrie über diesen Frieden so lange, bis es ihr gelungen war, das Ministerium aufzulösen. Jezt nun fand die berühmte Coalition Statt, die, weil sie aus Staatsmännern bestand, welche bis dahin ganz entgegengesezte Grundsätze befolgt hatten, in und außerhalb Englaud nur allzuviel Aufsehen erregte. Lord North, Fox, der Herzog von Portland, der Graf von Surrey und die mehrsten und größten Peers des Königreichs, waren alle von einer Parthei. Der Herzog von Portland war erster Lord der Schazkammer und North und Fox waren Staats-Sekretaire; jener hatte den Namen; diese waren alles. Die Opposition, in welcher sich jezt auch Pitt befand, schwieg in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Endlich brachte Fox die sogenannte ostindische Bill ein, in welcher er darauf antrug, daß die Regierung dieses herrlichen Landes der ostindischen Gesellschaft genommen und der Administration zugelegt werden sollte. Da Lord North seinem Freunde die Hand reichte, so ging die Bill im Unterhause durch. Vielleicht würde sie auch im Oberhause durchgegangen seyn, wenn nicht der König die ernstlichsten Maaßregeln dagegen genommen hätte. Zwar konnte er, vermöge des ihm durch die Constitution verliehenen Veto, die Bill verwerfen, wenn sie gleich durch beide Häuser gegangen war; da er aber von diesem Vorrechte nicht Gebrauch machen wollte, so wendete er sich an seine Freunde im Oberhause, besonders an den Grafen Temple, welcher öffentlich erklärte: der König werde den für seinen Feind halten, der für die Bill wäre. Die Bill wurde hierauf im Oberhause verworfen, das Ministerium entlassen, und die ostindische Gesellschaft in dem Besiz ihrer Privilegien beschüzt.

Dies war der Gang, den eine der wichtigsten Angelegenheiten nahm, die jemals in einem Volks-Senat debattirt worden sind.

Warum aber nahm sie diesen Gang? Warum war die englische Regierung so gleichgültig gegen die unmittelbaren Vortheile, welche ihr aus der Verwaltung Ostindiens, sofern sie selbst sich damit befaßte, zuwachsen mußten? Warum war sie eben so gleichgültig gegen das Elend, das durch die Verwaltung einer Gesellschaft von Kaufleuten über den größten, gesegnetsten und reichsten Theil des großbritannischen Reichs verbreitet wird?

Diese Fragen werden sich, nachdem alles gehörig vorbereitet ist, ganz von selbst beantworten.

Die Gründe, womit Fox seine Bill gegen die Angriffe vertheidigte, die im Unterhause auf dieselbe gemacht wurden, waren warlich nicht schlecht. Seine Rede hat sich erhalten, und wir heben daraus einige Züge hervor. „Freiheit, sagte der Redner, besteht, nach meinem Begriffe davon, in dem sicheren und geheiligten Besitze „des Eigenthums nach bestimmten und sich gleichbleibenden Gesetzen, zu welchen noch mancherlei natürliche, „bürgerliche und religiöse Privilegia kommen, die der „Mensch nicht aufgeben kann, ohne sich selbst unglücklich „zu machen, und welcher durch eine andere Macht beraubt zu werden, Despotismus ist. Die Bill, anstatt „diese Grundsätze zu untergraben, strebt nur, sie festzustellen; anstatt die Grundlage der Freiheit zu schmälern, „erweitert sie dieselbe; anstatt den Geist der Freiheit zu „tödten, will sie ihn beleben und verbreiten. Welches „ist denn die verhaßteste aller Arten von Tyranney? „Gerade die, welche diese Bill zu zerstören beabsichtigt; „denn sie will für die Zukunft verhindern, daß eine „Handvoll Menschen, die selbst frei sind, die aller niedrigste und aller abscheulichste Gewalt über Millionen „von Mitgeschöpfen ausüben; daß Unschuld das Opfer „der Unterdrückung sey; daß der Fleiß für den Raub „arbeite; daß der harmlose Gewerbsmann, nicht zu seinem eigenen Vortheil, sondern für den Luxus und die „Raubgier tyrannischer Gauner schwitze; mit einem Wort,

„daß dreißig Millionen Menschen, welche die Vorsehung „eben so ausgestattet hat, wie alle Uebrigen, unter einem „System von Despotismus seufzen, das in den Annalen „der Welt niemals seines Gleichen fand. Was ist der „Zweck der Regierung? Gewiß die Glückseligkeit der Re„gierten. Andere mögen anderer Meinung seyn; aber „dies ist die meinige, und ich bekenne mich öffentlich „dazu. Was läßt sich denken von einer Regierung, de„ren individuelles Glück aus dem Elende ihrer Unterthanen hervorgehen, deren Größe aus dem Jammer des „menschlichen Geschlechts entspringen soll! Und doch ist „dieß die Art von Regierung, welche, unter der Lei„tung der ostindischen Gesellschaft, über die Eingebornen „von Hindostan ausgeübt wird; und der Umsturz dieser „verruchten Regierung ist der eingestandene Gegenstand „der in Rede stehenden Bill. Aber in den Fortschritten „zur Erreichung dieses Ziels soll, wie man einwendet, „der Charter der Gesellschaft nicht verlezt werden; und „ich will meine Meinung über diesen Punkt ohne Rück„halt abgeben. Ein Charter ist ein, an eine oder an „mehrere Personen überlassenes, Unterpfand für eine ge„gebene Wohlthat. Wird das Unterpfand gemißbraucht; „wird die Wohlthat nicht erwiesen, und entsteht das „Versehen aus einer handgreiflichen Schuld, oder (was „in diesem Falle vollkommen eben so schlimm ist) aus „einer handgreiflichen Unwissenheit oder Mißbetragen: „wird dann irgend ein Mensch im Ernste behaupten, das „Unterpfand dürfe nicht zurückgenommen und anderen „Händen anvertraut werden, besonders in dem Falle der „ostindischen Compagnie, deren Manier in Behandlung „dieses Unterpfandes, deren Schlaffheit und Schläfrig„keit Wirkungen hervorgebracht hat und noch hervor„bringt, welche den Zwecken, um derentwillen ihr jenes „Unterpfand anvertraut wurde, schnurstraks entgegen„laufen? — Diejenigen, welche die gegenwärtige Bill „als eine Verletzung der brieflichen Rechte der ostindi-

„schen Gesellschaft verdammen — diese verdammen, auf „demselben Grund und Boden, die Revolution (von „1688) als eine Verletzung der brieflichen Rechte Jakob „des Zweiten. Mit eben so gutem Grunde hätte er das „Eigenthum der Herrschaft zurückfordern können. Aber „welches war die Sprache des Volks? Nein, du hast „kein Eigenthum in der Herrschaft; du wurdest mit der „Herrschaft bekleidet, wie jede vornehme Magistratsper„son, nämlich zum Besten der Gesellschaft, die regiert „werden soll; es war ein geheiligtes Unterpfand, nach „einem bestimmten Vertrage anvertraut; du hast das „Unterpfand gemißbraucht; du hast die Herrschaft zu „Zwecken der Quälerei und Tyrannei, nicht zu Zwecken „des Schutzes und der Ordnung geübt; und darum neh„men wir die Gewalt zurück, die ursprünglich uns ge„hört; wir wenden uns zu den ersten Prinzipien aller „Regierung, zu dem allgemeinen Willen, und unser Wille „ist, daß du die Herrschaft nicht länger mißbrauchen „sollst. Der Fall ist vollkommen derselbe mit der Re„gierung der ostindischen Gesellschaft über ein Territo„rium, welches 280,000 Geviertmeilen enthält, und „dreißig Millionen Einwohner zählt. Es verschlägt nichts, „ob Herrschaft durch Eroberung oder durch Vertrag er„worben sey; denn Eroberung giebt dem Eroberer kein „Recht, ein Tyrann zu seyn, und es ist keine Verle„zung des Rechts, eine gemißbrauchte Autorität abzu„schaffen."

Hätte Fox für gut befunden, das Gewicht seiner politischen Gründe durch diejenigen zu verstärken, welche eine aufgeklärte Staatswirthschaft darbietet: so würde er alles angeführt haben, was gegen das Compagnie-Wesen und den Alleinhandel spricht. Er würde also darauf aufmerksam gemacht haben: daß jedes, einer besonderen Gesellschaft bewilligte, Monopol gegen das Land, worin sich eine solche Gesellschaft befindet, gerichtet ist, sofern es zum Besten einiger Individuen, die Freiheit

aller übrigen beschränkt; daß zum ostindischen Handel kein Compagnie-Monopol nöthig sey, weil, bei der Reife der Nation zum ostindischen Handel, auch ohne Compagnie-Verbindung Capital darin belegt werden, und sofern die Capitale einzelner Kaufleute nicht hinreichend seyn sollten, alle Zweige desselben zu umfassen, mehrere sich darin theilen werden; daß endlich das Compagnie-Monopol dem Mutterlande schädlich sey, sofern es die natürliche Vertheilung der Capitale hindert, und mehr Kapital in den ostindischen Handel lockt, als sonst dahin gegangen wäre. Er würde ferner darauf aufmerksam gemacht haben, daß für die ostindischen Länder nichts so nachtheilig sey, als unter der Regierung einer Compagnie zu stehen, einmal, weil die allgemeine Erfahrung beweise, daß Kolonien niemals unter der Herrschaft einer Compagnie gedeihen; zweitens, weil es in der Natur der Sache liege, daß eine Gesellschaft von Kaufleuten, indem sie bei kaufmännischen Rücksichten stehen bleibt, das größere Einkommen, das sie bei liberaleren Administrations-Grundsätzen ziehen könnte, vorübergehenden Handelsvortheilen aufopfert. Er würde endlich gezeigt haben, daß, bei dieser Art der Verwaltung, auch in Indien selbst die Landes-Verwaltung nur aus Kaufleuten bestehen könne, die, weil sie nicht das Ansehen der übrigen Regenten haben, sich nur durch übermäßige Strenge in Autorität setzen können, und die, weil es unmöglich ist, sie an dem Handel für ihre eigene Rechnung zu verhindern, die ihnen anvertraute Gewalt zu ihrem Privatvortheile mißbrauchen; besonders da sie kein anderes Interesse haben, als sobald als möglich, mit großen Schätzen beladen, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Aber dies alles weiß die englische Regierung eben so gut, als es ihr von dem größten aller Redner kann gesagt werden; sie weiß es, wofern sie über sich selbst nachgedacht hat, vielleicht sogar noch besser. Und wenn

sie nun alle die Inconvenienzen und Unbilden, welche von dem Verhältnisse Ostindiens zu einer, aus lauter Londoner Kaufleuten bestehenden, Regierung hervorgehen, mit so großer Gelassenheit duldet: so kann dies zuletzt nur daher rühren, daß sie sich genau bewußt ist, unter welchen Bedingungen es ein brittisches Ostindien für sie giebt. Mit einem Worte: wollte sie selbst die Administration jener ungeheuren Ländermasse übernehmen, welche die Benennung des brittischen Ostindiens führt, so könnte, da sie selbst das Gebilde der englischen Verfassung ist, dies nur in sofern geschehen, als diese Verfassung auf Ostindien übergienge; da dies aber unmöglich ist, so muß sie sich mit den Vortheilen begnügen, welche sie mittelbar durch die ostindische Gesellschaft, von dem Reiche disseits und jenseits des Ganges zieht. Wer dies noch deutlicher einsehen will, darf nur bedenken, daß, so wie das brittische Parlament das, was es ist, nur durch die brittische Administration ist, so auch Diese das, was sie ist, nur durch das Parlament ist. Da nun ein solches Verhältniß sich nur in einem beengten Raum bilden kann und auf kein großes Reich überzutragen ist; so kann es noch weit weniger nach einem Reiche verpflanzt werden, welches, durch gute zweitausend Meilen von Großbritannien geschieden, in seinem Inneren nichts darbietet, wodurch es die allerentfernteste Aehnlichkeit mit Alt-England hätte. Der kleinste Versuch, die brittische Verfassung nach Ostindien zu verpflanzen, würde zeigen, daß das nur zum Verderben dieser Verfassung geschehen könnte. Die bloße Entfernung ist hinreichend, es zu beweisen; denn sollte Ostindien eben so verwaltet werden, wie England, so würde dazu erforderlich seyn, daß jenes aus allen seinen Abtheilungen seine Repräsentanten eben so in den brittischen Senat sendete, wie jede englische Grafschaft es thut; und da bekanntlich über die Fahrt von Ostindien nach Großbritannien wenigstens ein halbes Jahr verstreicht

und jene Repräsentanten folglich nie zu rechter Zeit ankommen würden: so ist nichts erwiesener, als daß Ostindien nicht unmittelbar von der englischen Regierung verwaltet werden kann. Alles also, worüber man ein Recht hat, sich zu wundern, ist — nicht, daß die englische Regierung diese Bill verwarf, welche auf die Unterdrückung der ostindischen Gesellschaft abzweckte, um die Verwaltung in ihre Hände zu bringen, sondern, daß ein Mann, wie Fox, einen solchen Einfall haben und ihn mit so viel Ernst vertheidigen konnte. Dies Phänomen ist nur dadurch zu erklären, daß man annimmt, dieser übrigens sehr talentvolle Mann habe das Wesen der englischen Regierung nicht begriffen, und würde, wenn er die Macht gehabt hätte, seine Ideen, oder vielmehr seine Fantasien, zu realisiren, den englischen Staat in sehr kurzer Zeit an den Rand des Verderbens geführt haben: eine Voraussetzung, welche durch sein ganzes politisches Leben gerechtfertigt ist, und es vielleicht noch mehr geworden wäre, wenn ihn der Tod nicht auf dem Posten eines Staats-Sekretärs für die auswärtigen Angelegenheiten übereilt hätte. Dieselbe Voraussetzung findet Statt in Beziehung auf alle Diejenigen, welche im Unter- und Oberhause des Parlaments die sogenannte ostindische Bill unterstützten oder zu unterstützen entschlossen waren; und darin liegt nichts, was der Wahrscheinlichkeit entgegen wäre, da in allen Regierungs-Personalen, wo sie auch existiren mögen, die Zahl Derjenigen, welche über die Wirksamkeit der organischen Gesetze nachgedacht haben, sehr gering ist. Wenn sich die Gegner der ostindischen Bill hinter dem Respect verschanzten, der den brieflichen Privilegien der ostindischen Gesellschaft gebührte: so thaten sie daran freilich nicht Unrecht, und, wofern einmal die Eigenthümlichkeit der englischen Verfassung im brittischen Senate nie zur Sprache gebracht werden soll, so war jene Art von Angriff auf die Foxische Bill sogar die einzig wirksame. Allein es war nicht so-

wohl der Respect, denn die englische Regierung für jene Privilegien hat, als vielmehr der, den sie dafür haben muß, wenn sie selbst bestehen will, was eine Verwerfung nach sich zog. Und so sehen wir — was die Hauptsache ist — daß die englische Regierung im Jahr 1784 die ostindische Bill nach eben dem Grundsatze verwarf, nach welchem sie vor kurzem die Petitionen der Irländer katholischen Glaubens verworfen hat; und nach allem, was uns bisher die Erfahrung über diese, den Bewohnern des Continents so räthselhafte, Regierung gelehrt hat, können wir mit der höchsten Sicherheit schließen, daß sie, so viel an ihr ist, gerade wie die römische Regierung in dem lezten Jahrhundert der Republik, keine Rückwirkung gestatten werde, wodurch die englische Verfassung bedroht wird. Ich sage: so viel an ihr ist; denn ob sie dem Schicksal, das auf sie losstürmt, immer werde gewachsen bleiben, ist eine Frage, die sich nur in sofern beantworten läßt, als man die Erfahrung zu Hülfe nimmt, welche, wenigstens in dem Beispiel des unnatürlich vergrößerten Römerreichs, gezeigt hat, daß dies unmöglich sey.

III.

Ueber Polen

unter der Regierung seines lezten Königs Stanislaus August Poniatowski, und über das Werk des Herrn de Rulhière sur l'anarchie de Pologne.

Von Hr. Dupont de Nemours.

(Beschluß.)

Der Vater des Königs Stanislaus August war der vertrauteste Freund des unerschrocknen Kars XII, und nach seinen Unfällen gewißermaßen dessen Beschüzer: das gereich-

Digitized by Google

te ihm zur Ehre. Späterhin ward er Groß-Schatzmeister der Krone, und als solcher mit willkührlicher Gewalt in Finanzsachen ausgerüstet, und factisch auch, wie das oben als ein großes Unglück der Republik bemerkt ward, von aller Verpflichtung zu Rechnungsablagen frey; weder seine Familie, noch seine Kinder bereicherten sich dabey: das gereichte ihm zu größerer Ehre. Wäre, was man seine Geburt nennt, minder edel als sein Charakter gewesen, so hätten ihm die stolzen Czartoriski ihre Tochter und Schwester nicht vermählt; der König Poniatowski wäre nicht ihr Neffe geworden. Und hätten die Gesinnungen dieses lezteren dem hohen Sinne und den Absichten beyder Familien nicht entsprochen, so hätten sie für diesen Neffen keine Vorliebe gezeigt.

Man behauptet, er sey schwach gewesen. — Er war von sehr gefälligem Betragen, und hat vielleicht in seinem Privatleben Schwächen gezeigt. Die Weiber hat er sehr geliebt, und er ist hinwieder sehr geliebt worden. Wohl dem gefühlvollen Mann, welcher im Ehebund Liebe und ausdaurende Liebe finden kann. Auch versichert man, Stanislaus August habe, als er die Hoffnung, eine Erzherzogin zu erhalten, aufgeben mußte, in heimlicher Ehe sich mit Madame Grabowska verbunden. Das alles sind Unekdoten und keineswegs historische Vorfälle. Wäre die Frau von Maintenon nicht Regentin gewesen, so würde ihre Liebschaft gleichfalls nur der Biographie angehören.

Der Geschichte gehört hingegen an, und von ihr muß zu Widerlegung der Ausstreuungen eines Schriftstellers, welcher keiner Verhältnisse Rechnung tragen und nicht einmal sie kennen lernen mochte, bezeugt werden, daß in seiner Eigenschaft als König und als König einer in Anarchie ausgearteten Republik, Stanislaus August, weder ein schwacher König, noch ein schwacher Mensch war; daß er im Gegentheil, unter allen Königen ohne Macht und unter allen unglücklichen Menschen, der unwandelbar beharrlichste gewesen ist; daß er vom ersten bis zum lezten Tage seiner Regierung nur einen Zweck verfolgte; nie von demselben abwich, und stets darauf hinarbeitete; und daß dieser Zweck kein anderer war, als das Glück, der Ruhm, die Unabhängigkeit seiner Nation,

Digitized by Google

die Herstellung Polens in der Reihe der Mächte, der Wohlstand seines Landes.

Die Wahrheit dieser Behauptung kann ich aufs unzweideutigste darthun, und nicht minder diejenige einer zweiten noch wichtigeren, daß nemlich der König Poniatowski und sein Oheim der Fürst Michel (dem der Antheil des Ruhmes von so vieljährigen, mühevollen und leider fruchtlosen Arbeiten, deren erster Gedanke von ihm ausgieng, nicht entzogen werden soll) um Polen wieder zu erheben, ihm seine Unabhängigkeit wieder zu verschaffen, um ihm eine wohlthätige Regierung und eine Verfassung, die seinen Wohlstand begründen konnte, zu geben, um die Hindernisse zu bekämpfen, die gemeine Seelen zurückgeschreckt hätten; daß, sage ich, der König und sein Oheim dafür die einzigen Mittel ergriffen, welche einige Hoffnung glücklicher Erfolge darbieten konnten, und daß sie heller sahen, als damals ganz Europa nicht sehen konnte.

Daraus wird sich dann ergeben, daß die Individuen sowohl als die Mächte, welche vielleicht mit nicht minder reinen Absichten (was man stets voraussetzen soll), aber mit geringerer Einsicht, die Zwecke Poniatowskis bekämpften, für die Erhaltung dessen, was sie die alten Landesgesetze nannten, arbeiteten, und die Regierung Polens, wie sie wirklich war, also die Anarchie der Republik, fortdaurend wünschten, die Zerstörung oder die Theilung Polens unvermeidlich herbeigeführt, und keineswegs die beste Parthei vertheidigt haben.

Es wird sich daraus ergeben, daß das Werk des Hrn. Rulhière, welches in der That nur als ein Manifest jener Individuen und Mächte erscheint, von Grund aus fehlerhaft ist; daß darinn alle Thatsachen und Vorfälle, durch gefärbte und gewölbte Gläser, welche ihre wahre Gestalt und Farbe entstellen, betrachtet und beschrieben sind; daß seine Urtheile irrig, Lob und Tadel gleich unrichtig von ihm ausgetheilt sind, daß man darin von Nichts eine genaue Kenntniß, oder einen richtigen Begriff erhält; daß mit einem Wort das Werk keine Geschichte ist

Ich werde andeuten, was über die polnischen Angelegen-

Digitized by Google

heiten die Politik Frankreichs vielleicht irre führen konnte und mußte, und was dem Herzog von Choiseul zur Entschuldigung dienen mag; den Hrn. de Rulhière aber kann dieß niemals rechtfertigen, zumal er zwanzig Jahre Zeit hatte, um seine Arbeit zu berichtigen, und er hinwieder, durch die traurigen Folgen der von ihm gepriesnen Maasnahmen, über den Werth dieser leztern, sattsame Belehrung sollte erhalten haben.

Es wird sich daraus ergeben, daß Hr. de Rulhière sich auch nach der Hand nicht zu der Höhe zu erheben vermochte, von welcher Staatsumwälzungen betrachtet werden müssen, wenn man ihre Ursachen kennen lernen, ihre Fortschritte verfolgen, ihre Bewegungen berechnen und über das Benehmen der darin die Hauptrollen bekleidenden Personen billig urtheilen will. Es wird sich ergeben, daß Hr. de Rulhière, als ein freylich wenig zuverläßiger, aber angenehm erzählender Annaliste, weder das erforderliche Studium, noch das unentbehrliche Genie des Geschichtschreibers besaß.

Um alles dieses darzuthun, bedarf es keiner Bücher; eine kurze, einfache und klare Darstellung der Sachen wird dafür vollkommen hinreichen.

Schon seit mehr als hundert Jahren war von dem polnischen Freystaate und seiner Regierung nur der Name noch übrig. Sie hatten ihren Plaz auf der Länderkarte; aber es war ein öder Plaz, und sie selbst waren so gut wie nicht vorhanden.

Das Daseyn des liberum veto machte alle Gesezgebung und alle Vollziehung der Gesetze unmöglich. Denn so oft ein gutes Gesez vorgeschlagen, oder auf dessen Vollziehung gedrungen ward, so trat auch der Fall ein, daß dieses gute Gesez gegen den Vortheil irgend eines schlechten Bürgers anstieß, dessen Macht, Kredit oder Geld, wie gering das eine oder andere auch seyn mochte, hinreichten, um unter der großen Menge Landbothen einen andern schlechten Bürger, oder auch nur einen Hizkopf, einen Schwärmer oder einen unklugen Menschen zu finden, der den Reichstag auflöste.

So ward es jedem Reichswürdenträger leicht, sich über alle Gesetze zu erheben.

Durch die Ernennung zu diesen Würden erschuf der König eben so viele, von sich und dem Staat unabhängige, Gewalten. Er allein konnte seinen Willen nicht geltend machen, sonderheitlich wo es auf irgend eine Weise um Herstellung der Ordnung zu thun war: indem alsdann alle Reichswürdenträger gemeinsame Sache gegen ihn machten.

Jener rasende Mißbrauch der Freyheit, wobey der Name das vollkommene Gegentheil der Sache war, hatte dahin geführt, daß die Partheyen am Reichstage gegen einander die Säbel zogen. Man erschien an Reichstagen und Landtagen mit Degen und Pistolen, man trug mit Eisen gefütterte Mützen und stählerne abajoues, um damit bey ausbrechendem Tumult das Antliz zu bedecken. Die Lithauer hatten diese Gewohnheit zuerst eingeführt.

Von diesem Bürgerkrieg im Kleinen, der in den Sälen oder im Lager der stellvertretenden Versammlungen geführt ward, gieng man zu den Confederationen, von welchen man sich mehr versprach, über, das will sagen zum großen Bürgerkrieg im ganzen Lande.

Die allgemeine Reichs- und Bundesversammlung konnte nicht hindern, und hinderte nicht, daß einzelne Ausreisser zusammentraten, die sich gleich ihr Landtag und Confederation hießen; gegen sie ihre Stimme zu erheben; sie der Tyrannei beschuldigten; ihren Gesetzen andere entgegenstellten, und zu deren Unterstützung eine kleine bewaffnete Nationalmacht, die von irgend einer größeren fremden Macht geschüzt war, aufboten. Die Beispiele hievon waren nicht mehr selten: eines der merkwürdigsten zeigte sich bei der zweiten Wahl des Königs Stanislaus Leczinski.

Der Reichstag und die allgemeine Confederation gaben zulezt immer dem Schattenbilde von Reichstag, welchen die Armee eines fremden Fürsten schüzte, nach, weil der tapfere Adel, welcher den Reichstag bildete, und die Confederation, ohne Disciplin und ohne Geld, regulirten Truppen keinen Widerstand zu leisten vermochten. Beym Gefühle der eigenen Schwäche, gegenüber fremder Macht, und mit dem Gedanken umgeben, diese ebenfalls um Unterstützung anzurufen, schläferten die Magnaten sich über ihr Unglück ein, in-

Digitized by Google

dem sie sogenannte Haustruppen aufstellten. Die Fürsten Radzivill unterhielten bey achttausend Mann; die Fürsten Czartoriski zählten viertausend; die Fürsten Sapieha und andere mehr, besaßen gleichfalls kleine Corps. Große Gutsherren von minderem Rang hatten eine oder zwey Compagnien aufgestellt, und mancher Edelmann von zwölfhundert Livres Einkünften bezahlte einen noch ärmern, der sein Gefolg ausmachte, und für ihn den Degen zog.

Zum Kriege waren diese Rüstungen alle im höchsten Grad unnütz, weil jeder sein Vermögen für die Aufstellung zahlreicher Mannschaft erschöpfte, und keiner reich genug war, sie im Felde zu unterhalten; und weil ohne gleichförmige Waffen, gleichen Unterricht und gleiche Kriegszucht, kein Zusammenwirken derselben möglich war, hingegen aber je nach den Launen und Leidenschaften ihrer Gebieter vielfältige besondere und allgemeinere Zwiste unter ihnen entstehen mußten.

Der Hauptgebrauch, den man von diesen Truppen machte, bestund in der Einwirkung auf die Landtage, zur Zeit wo die Landboten und vorzüglich die Richter gewählt wurden. Seltsamer und beynahe unglaublicher Weise war es zur Ehrensache geworden, daß ein durch Gunst und Einfluß eines Magnaten gewählter Richter, wenn er sich unterstehen würde, gegen seinen Beschützer zu stimmen, und wenn er nicht alles anwandte, um ihn seine Processe gewinnen zu machen, den Credit verlor, für einen Undankbaren galt, und nirgends mehr in guter Gesellschaft erscheinen durfte.

Gleichmäßig wurden diese Haustruppen in Eigenthumsstreitigkeiten gebraucht. Wenn ein Schloß oder eine Besitzung im Streit lag, so setzte der Stärkere sich in Besitz; um ihn daraus zu verdrängen, war ein Urtheil erforderlich, weil der Besitz ein provisorisches Recht gab; das Urtheil aber kam nie zu Stande, oder wenn es auch in seltenen Fällen zu Stande kam, so war keine öffentliche Gewalt vorhanden, die für dessen Vollziehung sorgte.

Die Nationaltruppen dienten gleich den übrigen nur zu etwelchem Prunke. Die beyden Reichsgenerale von Polen und Lithauen zogen von den zwey Reichsschatzmeistern so viel Geld, als sie von ihnen erhalten konnten, und vertheilten solches an

eine gewisse Zahl begünstigter Officiere, von einer Menge sogenannter Regimenter, andern bewilligten sie Offiziersgrade und Uniform. Die Ernennung aller, sowohl wirklicher als Titular-Offiziers, stund ausschließlich ihnen zu. Der König war auf seine Leibwache beschränkt. Die größten Mächte ertheilten nicht so zahlreiche Brevets und konnten nicht so vielerlei Uniformen zeigen. Aber die Offizier-Corps hatten beynahe keine Soldaten; kein einziges Cadre war vollständig; und was wirklich vorhanden war, mußte, schlecht bewaffnet, schlecht gekleidet und ohne Sold, auf Diskretion in den Cantonnirungen leben; um den daherigen Druck zu mildern, wurden sie weit auseinander verlegt, und der seltene Zusammenzug einiger Bataillons war schon ein schwieriges Geschäft.

Im weiten Umfange der Republik fanden sich zwei einzige Festungen, Kaminiek und Zamosk, von denen nur die eine dem Staat angehörte; glücklicher Weise war die zweite das Eigenthum eines vaterländisch gesinnten Helden.

In Ermanglung von Straßen und Brücken beschränkte sich der innere Handel auf die Jahreszeit, wo Schnee und Eis die Stelle der Straßen vertraten, und wo man in Schlitten über Flüsse und Moräste setzen konnte.

Von öffentlichen Anstalten, irgend einer Art war nichts vorhanden.

Dies alles waren die Resultate des Zustandes der Dinge, welchen Hr. de Rulhière eine ruhige Anarchie nennt, bey der Polen glücklich lebte, und deren Fortdauer die Makranowski, die Poulawski, nebst den übrigen Helden seiner Epopee, beabsichteten.

Aus diesem ungestalten Chaos, aus diesem Zustand einer allgemeinen Schwäche und Ohnmacht wollte Stanislaus August, welcher weder mehr noch minder ordentlich, als seine Vorgänger, die Königswürde erhalten hatte, sein Volk und sein Land emporheben. Den Fehler seiner Wahl, den nemlichen, welchen andere polnische Königswahlen auch früher an sich trugen, wünschte er durch wesentliche Dienste gut zu machen. Statt die Flucht zu ergreifen, wie der gute und achtungswürdige Stanislas Leczinski thun mußte, oder zu schlafen, wie die zwey sächsischen August thaten, sprach

er zu sich selbst: „Es mangeln mir weder Geist noch Talent und Muth; mein Aeußeres ist gefällig und ansehnlich; ich spreche und schreibe gut; meine Einsichten sind verständig und diejenigen meiner Oheime sind es noch mehr: mein Land zählt zwölf Millionen Einwohner, daraus will ich eine Macht bilden. Es ist im Elend versunken, und wird glücklich werden. Es gehorcht dem Ausland und nicht den Gesetzen; ich will diesen Achtung verschaffen und dadurch meine Nation von andern unabhängig machen." Wer Kraft besitzt, der vertraut auf sie. Wie oft mißlingt dem Menschen, auch im Kleinsten, was er sich vornahm, ohne daß er darum sich verachten soll, oder Verachtung verdient! Wie viel mehr gilt dieß bei großen Unternehmungen und bey einem Widerstand, wie Stanislaus August ihn fand.

Wir wollen nun aber auch darzuthun suchen, daß er in der Auswahl der Mittel sich nicht täuschte.

Sollte der Staat selbstständig werden, so mußte er eine Armee haben; sollte die Armee dem Staate dienen, so mußte sie unter den Befehlen der Regierung stehen. Für ihre Bildung und für ihren Unterhalt waren Finanzen erforderlich. Sollte der Staat Finanzen haben, so mußten diese sich nicht in den Händen von zwey Partikularen befinden. Um die Staatsbedürfnisse zu befriedigen, um eine Armee zu erschaffen, die nicht vorhanden war, und um Arsenale zu bilden, die keinerlei Vorräthe, weder Kanonen noch Gewehre besaßen, waren ansehnliche Finanzkräfte erforderlich. Um diese zu erhalten, und um die Abneigung gegen Steuren zu überwinden, mußte der Nationalwille des Reichstags durch keinen besonderen Willen gelähmt werden. Damit in so wichtigen Angelegenheiten der Reichstag sowohl als die Regierung vor schädlichen Irrthümern bewahrt bleiben, mußten Aufklärung und Einsichten zu Hülfe kommen. Es bedurfte dieser nicht minder, um eine aus so ungleichartigen Bestandtheilen, als Herren und Leibeigene sind, zusammengesezte Nation, enger untereinander zu verbinden. Die Gutsbesitzer mußten berechnen lernen, daß Güte ihnen den meisten Gewinn bringe; denn die Berechnung täuscht nicht, und sie leitet auch das beste Gefühl am sichersten. Die Leibeignen mußten einsehen, daß sie der

Gutsbesitzer, welche Land- und Arbeitscapitale liefern, bedürfen. Beyde mußten zu gegenseitigem Wohlwollen, zur Achtung für wechselseitige Rechte, zu wohlthätigen Einverständnissen geleitet werden, aus denen später freye Verträg herbeygehen konnten. Der Kehrzehnte (l'établissement de la culture à champarts) mußte eingeführt werden, als der einzige natürliche und ungefährliche Uebergang vom Zustand der Leibeigenschaft zu Mayereien und Pachtungen. Durch Gesinnungen der Dankbarkeit mußten die Herzen der Bauren zur Vaterlandsliebe geführt werden. Dazu waren fünfzehn Jahre erforderlich; aber auch ehe das Werk vollendet war, konnte man davon Nutzen ziehen. Um die Sitten und Meinungen einer Nation zu verändern, muß man auf den Geist ihrer zehnjährigen Kinder wirken und bis ins fünf und zwanzigste Jahr damit fortfahren. Der zunehmende Wohlstand hätte stufenweise die Tugenden herbeygeführt, so wie er die Masse der Arbeit, das Capitalvermögen, den Reichthum, die Bevölkerung und die Stärke des Landes vergrößerte.

Inzwischen und sobald man auf eine wohl versehene und gut disciplinirte Armee zählen durfte, konnte die Unabhängigkeit der Nation durch sie selbst gesichert werden, und man konnte eine Gewährleistung derselben durch Bündnisse erhalten: früher war dieß nicht möglich. Bundesgenossen erhält man nur alsdann, wenn man auf die Waagschale der gemeinsamen Interessen eigenes Gut legen, und wenn man gegen die Dienste, welche man empfangen will, ungefähr ähnliche anbieten kann. So lange dieß nicht der Fall ist, so wird jede Anrufung des Auslands gegen das Ausland, gehe sie von einem Volk oder von einem Fürsten aus, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, keine andere Folge haben, als daß man für einen Herren deren zwey erhält, oder daß man den einen gegen den andern vertauscht.

Von diesem Gesichtspunkte und von solchen Ansichten der wirklichen Lage der Dinge und der möglichen Rettungsmittel mußte der Geschichtschreiber ausgehen, wann er seine Leser in den Stand setzen wollte, die Grundsätze, den Charakter und das Benehmen eines im J. 1764 gekrönten Königs von Polen zu beurtheilen. Die Geschichte muß gleichsam hin-

Digitized by Google

schweben über dem Land und über dem Volk, welches sie darzustellen sich vornimmt. Sie soll seine Interessen, die Hülfsmittel, die sich ihm darbieten und die Schwierigkeiten, mit denen es zu kämpfen hat, erforschen; sie soll erwägen, was Vernunft, Klugheit und aufgeklärte Einsicht zu thun rathen, und sie soll erzählen, was wirklich gethan ward; dadurch wird jeder die Stelle erhalten, die im gebührt, und es bedarf alsdann keines Prunkes von Portrait-Ausstellungen, die nach Laune und Willkür so gar leicht entweder schmeichelnd ausgemahlt oder in Karrikatur verwandelt werden.

Hat Hr. de Rulhière dieß gethan, oder daran gedacht? Hat er auch nur die Materialien benuzt, welche jene amtlichen Correspondenzen ihm darboten, die das Ministerium ihm zu freyem Gebrauch öffnete? Er nahm sich nicht einmal die Mühe, sie zu lesen. Unterredungen und Gespräche waren seine Quellen; er hat in Salons und Boudoirs sich Anecdoten gesammelt, die er mit Witz und Geschmack verarbeitete.

Jene schwer zu erfüllenden Pflichten eines Königs von Polen, mit denen Hr. de Rulhière sich nicht einmal bekannt machte, hat hingegen Poniatowski, als ein unermüdlicher, weder in Mißgeschick noch im Unglück verzagender, Fürst wirklich erfüllt; und nicht eher, bis man ihm die Krone raubte, hielt er sich von Verpflichtungen frey, die er gerne übernahm und denen gemäß zu handeln er unaufhörlich gestrebt hatte.

Mit dem Reichstage seiner Krönung begann er sein Werk durch die Errichtung der Commissionen des Schazamtes, des Krieges und des Justizwesens. Rußland unterstützte ihn, und es ist oben gezeigt worden, daß ohne fremden Schuz in Polen überall nichts erhältlich war.

Man entriß ihm diesen für eine Weile, und es gieng derselbe an den Fürsten Radzivil und dessen Conföderation in Litthauen über. Wir sahen, daß dem Hrn. de Rulhière dieß vollkommen recht war; was gegen den König geschah, das tadelt er nirgends.

Der Primas Podoski und andere Partheigänger mehr verzögerten den Fortgang der Verbesserungsplane ebenfalls.

Der Einfluß des Auslands ward zum zweitenmale den

lezteren günstig, und der Widerstand der Conföderationen führte die erste Theilung herbey.

Oben ist gezeigt worden, wie Stanislaus August diese Theilung, die er nicht hindern konnte, benuzte, um erstens: einen permanenten Rath und durch denselben diplomatische Verhältnisse zu unterhalten; um zweitens: die innere Verwaltung an die Commissionen des Schazamtes, des Krieges, der Justiz und der innern Angelegenheiten übertragen zu dürfen, und um drittens: einen Edukationsrath errichten zu können.

Die Wirksamkeit des leztern ward zwar bald gelähmt, ihn gänzlich aufzuheben, wagte man jedoch nicht. Die Kadettenschule Kosciusko's und einige Collegien gedieben. Die Primarschulen, von denen das Vaterland alles hoffte, kamen nicht zu Stand. Es geschah mitunter etwas Gutes für den Unterricht, aber unendlich viel weniger, als in den Absichten des Königs und seines Rathes gelegen war.

Auch die übrigen Commissionen arbeiteten mit Erfolg, und trugen wesentlich bey, den mancherley Unordnungen ein Ziel zu setzen. Alles das Gute, was der König gewünscht hatte, konnten sie nicht leisten. Inzwischen hatte Polen wieder ein politisches Daseyn erlangt, welches keine Kleinigkeit ist. Um einen Drittheil geschmälert, konnte jezt der Staat, mittels der oberwähnten Einrichtungen eine grössere Stärke entwickeln, als ihm zur Zeit, wo er sich noch unangetastet, aber auch ohne Regierung befand, nicht möglich gewesen war.

Allein die erforderliche Zeit für diese Entwicklung mangelte und die Finanzquellen, wenn sie gleich nicht länger willkürlich verschleudert wurden, blieben unhinlänglich. Jedes Volk, vorzüglich aber ein aus der Anarchie hervorgehendes Volk, ist der Bezahlung von Steuern abhold, deren Last es fühlt, während es ihre Nothwendigkeit und ihren grossen Nutzen nur sehr unvollkommen begreift. Auch wenn sie zum Vortheil des Staates erhoben werden, glaubt man immer eher, es geschehe für die Bedürfnisse des Hofes.

Der König sowohl als der Reichstag, hatten eine wichtige Vermehrung der Staatseinkünfte von der Erhebung der Grenzzölle erwartet, die für den Adel und für das Land am

mindesten drückend zu seyn schienen. Die bey den Douanen der Weichsel bezahlten Zölle der nach Danzig ausgeführten Früchte, des Holzes, Theers, Hanfs, der Thierhäute, des Unschlittes, Wachses, Honigs, einiges polnischen Pelzwerkes, und hinwieder der einzuführenden Luxuswaaren für den Bedarf der Großen und des Adels, lieferten auch allerdings einen großen Ertrag, so lange ihre ursprüngliche Einrichtung beybehalten ward. Aber der König von Preußen betrachtete sie bald mit eifersüchtigem Auge, sowohl in Hinsicht auf die Staatskräfte, die daraus hervorgiengen, als auch hinsichtlich ihres Ertrags, den er sich selbst lieber zueignen wollte. Unter dem Vorwand des Handelsinteresse, zwang er die Republik, ihren Zolltarif beynahe auf nichts herabzusetzen, während er die Zölle der neuen preußischen Staaten, die der polnische Handel nicht umgehen konnte, in gleichem Verhältnisse erhöhte. Man zahlte wie zuvor, aber dem König von Preußen.

Dennoch hatte die eingeführte bessere Ordnung, im Bezug der Abgaben, einige, dem öffentlichen Schaz zu gut kommende, Vacanzen in Vergebung der Starosteien, und eine sorgsamere Aufsicht über die Ausgaben und die Comptabilität, es möglich gemacht, die Arsenale wieder mit Waffenvorrath zu versehen. Und der durch eben jenen Reichstag, welcher die neue Verfassung annahm, beschlossene Verkauf gewißer Güter der Starosteien hätte eine reiche Hulfsquelle gewährt, auf die man ein ansehnliches Darleben eröffnen zu können hoffte, das hinwieder dazu dienen sollte, die Vertheidigungskräfte des Staates in achtbaren Stand zu setzen.

Die beyden Reichsarmeen waren durch die erste Theilung ungemein beschränkt worden. Neben andern Militärplanen befolgte der König daher auch denjenigen, alljährlich an eine große Zahl Soldaten Reserve-Abschiede auszutheilen, und sie durch neue in der Meinung ersetzen zu lassen, daß man sie im Nothfall stets wieder finden könnte: so daß beym ersten Trommelschlag die, den Verträgen gemäß schwach stehende, Armee durch Rekruten verstärkt und mehr als verdoppelt werden konnte.

Und als er, eben um der besseren Verfassung willen, die er mit der Nation einverstanden, eingeführt hatte, sich ge-

Digitized by Google

zwungen sah, früher als Klugheit es rathen konnte, das Joch abzuwerfen, und er überdieß auf jene sechs und dreißig tausend Mann Hülfstruppen, die der Vertrag mit Preußen ihm zusicherte, zählen zu können glaubte: so betrug seine, auf dem Papier zu sechs und fünfzig tausend Mann berechnete, Armee in der Wirklichkeit bereits schon fünf und vierzig tausend. Zur Zeit seiner Thronbesteigung besaß die Republik keine neun tausend Mann. Unter keinen Umständen und niemals verlor er seinen großen Zweck aus dem Auge; jeder Brief, welchen er schrieb, jede seiner Unterredungen über öffentliche Angelegenheiten waren darauf hingerichtet. Es ist unmöglich, die Geduld und Langmuth weiter zu treiben, als er that.

In der Absicht, unkluge Schritte seiner Gegner wo möglich zu verhüten, äußerte er sich bisweilen mit vieler Offenheit über seine weiteren Absichten gegen solche aus ihnen, für die er Achtung hegen konnte. Diese beschuldigten ihn, wenn er nachher nicht zu ihnen übertrat, des Doppelsinns, der Unzuverläßigkeit und der Treulosigkeit. „Die Unglücklichen," sagte er einst, „begreifen in ihrem Ungestüme nicht, daß, wenn man das grüne Korn abschneidet, weiter an keine Erndte zu denken ist." Die neue Verfassung, welche ihm so sehr am Herzen lag, würde, glaubte er, wenigstens um ein paar Jahre zu früh zu Tage gefördert. Aber das Vorbild der französischen Revolution hatte den jungen Adel mächtig ergriffen und ihr Einfluß konnte weiter gehen. Er glaubte des vorhandenen Eifers Rechnung tragen zu müssen, auf daß er nicht entweder vorüber gehe, oder eine schlimme Richtung nehme. Dabey hoffte er auf Preußens Treue. Er schmeichelte sich, die russische Kaiserin werde ihr eigen Werk nicht zerstören wollen, sie werde ihn handeln lassen und nicht feindlich gegen ihn auftreten. Es ist bereits oben bemerkt worden, daß dieser sein größter Irrthum ihm zu keiner Schande gereicht. Um Alles zu gewinnen, sezte er Alles aufs Spiel, nicht ohne inniges Bedauren, daß er es thun mußte, ehe seine Finanzen und seine Armee zu dem erforderlichen Grad von Entwicklung gelangt waren: der Erfolg hat dieses Bedauren nur allzusehr gerechtfertigt.

Digitized by Google

Sein Ehrgeiz war nichts weniger als persönlich und keineswegs auf seine Lebensdauer beschränkt. Er vertraute auf die Geschichte, die jezt zum erstenmale Gerechtigkeit gegen ihn übt.

Als er, zu desto sicherer Begründung der neuen Staats-Verfassung, seinen Neffen mit der Prinzessinn von Sachsen verheyraten wollte, gieng er sehr ernstlich mit dem Gedanken um, ihm die Krone abzutreten. Und als er später, da bereits Alles verloren war, den lezten Versuch machte, einen russischen Thronfolger zu erhalten, so geschah es mit der ausdrücklichen Bedingung, daß beyde Staaten stets getrennt bleiben sollen, daß Polens Selbstständigkeit und seine neue Verfassung beybehalten werden, und daß es seinen Rang unter den Mächten nicht verliere, mithin seine Lage immer noch ungleich vortheilhafter geworden wäre, als zur Zeit, wo die Regierung des Landes ihm anvertraut ward.

Mir kann, über seine Absichten so wenig als über den verständigen Zusammenhang seiner Handlungen, irgend ein Zweifel übrig bleiben. Er sprach offener und vertrauensvoller mit dem Ausländer, auf dessen Rechtlichkeit er vertraute, als mit den meisten seiner Landsleute, die, wenn sie auch seiner Parthie angehörten, durch unklugen Eifer einen Erfolg gefährden konnten, den umsichtige Sorgfalt einzig zu sichern im Stande war.

Ich brachte manche Nacht an seiner Seite zu, nicht bey Festen oder in Gesellschaft der schönen Frauen seines Hofes, sondern in Geschäften, die durch ihren Gegenstand, durch ihre Zwecke und durch das edle Wohlwollen, das ihn dabey beseelte, reizvoll und anziehend wurden.

Ich war Zeuge der Freude, die er empfand, so oft er etwas Gutes gewirkt hatte und des Schmerzes, den er litt, so oft er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah.

Auch seit ich die polnischen Dienste verlassen habe und wieder im Dienst meines Vaterlands stehe, bin ich fortgehend im Fall gewesen, seine Arbeiten zu verfolgen und ein, obgleich ferner, Zeuge seiner freylich oft vergeblichen, aber darum nie aufgegebnen und nie unterbrochnen Anstrengungen zu seyn. Der Graf von Vergennes hatte mir erlaubt, eine

Digitized by Google

Chiffern-Correspondenz mit dem Fürsten zu unterhalten, dem ich jederzeit von ganzem Herzen zugethan war. Ich gestehe, daß, wie Voltaire von Friedrich dem Großen sagte, seine Krone mir ihn gar nicht verleidet hat; aber, Gott sey Dank, seit er sie verlor eben so wenig, als zur Zeit, wo er sie unter so viel Sorgen und Kummer trug.

Es hat die, sonderheitlich durch Hr. de Rulhière, gegen ihn aufgereizte Erbitterung sich nicht gescheut zu sagen: er habe sein Königreich und sein Volk an Rußland verkauft. Was kann man dann einem König für sein Königreich bieten?

Aber auch die übrigen Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, sind von gleichem Gehalt.

Er mußte, sagt man, damit anfangen, die Russen aus Polen zu verjagen. Aber ein Staatsmann noch viel weniger als ein Krieger soll nie etwas unternehmen, was er auszuführen offenbar nicht im Stande ist. Der Beweis, daß die Polen die Russen nicht verjagen konnten, ergab sich schon daraus, daß Poniatowski König von Polen war, und daß Stanislaus Leszinski es nicht war.

Er mußte sich, sagt man weiter, gegen sie an die Spitze der Nation stellen. So was konnte man in Frankreich glauben, zur Zeit, wo die Staatswirthschaft noch ein beynahe unbekanntes Ding war, wo man weder wußte, was eine Nation sey, noch was sie bedürfe, um als Nation auftreten zu können. Diese Unwissenheit mag auch der Politik des Herrn von Choiseul zur Entschuldigung dienen. Man sah ein Land vor sich von großer Ausdehnung, das, obgleich es nur ungefehr den dritten Theil der Bevölkerung eines, unter guter Verwaltung stehenden, Staates von gleicher Größe besaß, dennoch bevölkerter als Preußen war. Das Land hatte achtungswürdige Namen: es hieß eine Republik, und diese Republik hatte einen König. In Schweden war, wie man glaubte, etwas Aehnliches vorhanden, und die Polen waren viermal zahlreicher, als die Schweden. Die Schweden aber waren freye Männer und die Polen hingegen Leibeigene. Auf diesen Unterschied, durch den die Macht Polens auf hundert tausend Edelleute herabsank, wel-

che allein die Republik bildeten, hatte man keine Rücksicht genommen. Man erinnerte sich, wie diese Edelleute Wien entsezt und die noch undisciplinirteren Türken geschlagen hatten. Der Gedanke an die Pospolite und an die hundert tausend Mann, welche auf den ersten Ruf zu Pferde saßen, war erhebend. Zur Zeit, wo das übrige Europa, wie Polen, neben dem Adel nur Leibeigene, oder einen verachteten dritten Stand kannte, wo die Kriegskunst noch rohe war und meist auf persönlichem Muthe und tapferen Soldaten beruhte, die man dem Feind entgegen führte, da waren jene allerdings furchtbar gewesen. Man bildete sich ein, ein König von Polen dürfe sich nur zeigen, um ein allgemeines Aufgebot zu bewirken, und er habe also nur geringer Unterstützung vonnöthen. Hätte man das Gegentheil geglaubt, so würde Frankreich sich in die Sache nicht gemengt haben, denn es hatte sich von einem langen und unglücklich geführten Kriege selbst noch nicht erholt, es besaß nur wenig disponible Truppen und konnte nur kleine Hülfsgelder zahlen.

Aber Edelleute sind iezt nicht mehr eine Nation, und eine Armee besteht nicht mehr aus Reutern, deren jeder sich sein Pferd nach eigner Lust und wie sein Beutel es erlaubt, auswählte. Eine Armee bedarf einer bedeutenden Artillerie, und diese ist kostbar. Sie bedarf auch einer Infanterie. Leibeigene aber gewähren keine gute Infanterie, wenn sie anders nicht seit geraumer Zeit aufgeboten, gekleidet, bewaffnet, in den Waffen geübt wurden, und durch Disciplin militärisches Ehrgefühl erhalten haben. Der Unterhalt während dieser Uebungszeit kostet große Summen und die polnische Regierung war nichts weniger als reich. Rußland bedarf eines Gebietes von zweitausend Meilen Länge und fünfhundert Breite, um eine Armee aufzustellen, durch die es zur großen Staatsmacht wird. Warum dies? weil seine Soldaten Leibeigene sind. Und warum weiter? weil ein durch Leibeigene bearbeitetes Land nur von geringem Ertrage ist.

Hätte der König von Polen sich an die Spize seiner Edelleute, die man ganz unrichtig seine Nation nannte, gestellt, so wäre Polen zwanzig Jahre früher die Beute seiner Eroberer geworden.

Man hatte ihm aber doch die Unterstützung der Türken verschaft. Zum Glück von Polen wurden iene geschlagen und zerstreut, noch ehe sie ankamen. Ein Land, das die Türken beschützen sollen, ist vierzehn Tage nach ihrer Ankunft so verheert, als ein Land nur immer es seyn kann.

Oesterreich, welches Polen näher lag und seine Verhältnisse besser kannte als Frankreich, wußte, daß ienes Königreich ohnmächtig war, sah gerne die Russen und die Türken mit einander beschäftigt und hielt sich vom Kampfplatze fern.

Hätte es ihn betreten und wäre ihm gelungen, die Russen zu vertreiben, so hätte es ihre Stelle eingenommen. Aber die Russen hätten Widerstand geleistet, Polen wäre zu Grund gerichtet worden, Friedrich wäre zwischen eingetreten und die Theilung hätte dennoch statt gehabt.

Darum handelte Stanislaus August als ein verständiger und guter Pole und als ein weiser König seines Landes, indem er sich nicht an die Spitze seiner Conföderationen stellte, um die Nachbarn zu bekriegen, sondern vielmehr versuchte, durch Geist und Gewandheit, und durch die Nachbarn selbst wo möglich aus seiner Nation erst eine Macht zu bilden, ehe es diese gebrauchen wollte.

Warum aber, sagt man noch weiter, als er dann endlich gegen die Russen ins Feld rücken mußte, warum führte er da seine Armee nicht selbst an?

Wenn er der Meinung war, er könne bessere Dienste bey den Unterhandlungen und beym Kriegsrathe, der für den Bedarf der Armee zu sorgen hatte, leisten; wenn er glaubte, sein Neffe, der jünger war und keine persönlichen Feinde hatte, würde allgemeines Zutrauen bey der Armee genießen; wenn er ihm, welcher, sey er bey seinem Leben oder nach seinem Tod, zu seinem Nachfolger bestimmt war, den Anlaß verschaffen wollte, Erfahrungen zu sammeln und sich die Zuneigung und Liebe der Offiziers und der Soldaten zu erwerben; wer will entscheiden, welcher von diesen Beweggründen den König leitete, und wem steht es zu, den König zu tadeln, der freye Wahl hatte, oder den Oheim, der über sein Zutrauen Meister war?

Digitized by Google

Ich glaube jezt gezeigt zu haben, daß Hr. de Rulhière schon in dem Entwurf der Geschichte, die er schreiben wollte, fehlerhaft zu Werke gieng; daß seine Staatsweisheit, seine Moral und die Maximen, die er befolgte, von schlechter Beurtheilungskraft zeugen; daß er keine richtigen Begriffe von den polnischen Unruhen hatte; daß er die Materialien, welche die Regierung ihm darbot, keineswegs sorgfältig gesammelt und benuzt hat; daß er ein unzuverläßiger Erzähler, ein untreuer Portraitmahler und im höchsten Grade ungerecht gegen den König Poniatowski war.

Ich bin der Meinung des Fury, wenn er von Herrn de Rulhière sagt: er sey in die größten Fehler verfallen, deren ein Geschichtschreiber sich schuldig machen kann. Seine Schreibart mag Vorzüge haben, um deren allein willen der Fury ihn über seine Mitbewerber emporhob; aber unmöglich scheint mir, daß die Klasse der Geschichte und der alten Literatur der Meinung seyn könne, daß ihm ein historischer Preis (un prix d'histoire) gebühre.

Zum Schlusse bezeuge ich dem Fury sowohl als der Klasse des Instituts meinen Dank für die mir dargebotene Gelegenheit, und eben dadurch auch auferlegte Pflicht, nach Ueberzeugung und Gewissen, das Gedächtniß eines Königs zu vertheidigen, der durch seine Tugend unglücklich ward; der ein besseres Schicksal und einen ruhmvolleren Namen verdiente; der einer der vorzüglichsten Bürger seines Landes war; der mit beharrlichem und verständigem Willen seinem Volke und der Republik, deren Oberhaupt er war, alles mögliche Gute zu thun wünschte, und der ihnen auch so viel Gutes gethan hat, als ihm zu thun möglich war.

Digitized by Google

IV.

Denkwürdigkeiten aus den Feldzügen der französischen Armeen seit 1798 bis 1810.

Mitgetheilt von einem Augenzeugen.

(Fortsetzung.)

Dritte und lezte Lieferung.

Feldzüge in Spanien und Oesterreich in den Jahren 1808 und 1809.

Erster Abschnitt.

Im Frühjahre 1808 bekam ich den Befehl, mich nach Spanien zu begeben, und Mitte März kam ich zu Madrid an. Meine erste Beschäftigung war, in dem großen spanischen Hospitale bey dem Thore der Atocha einige Säle für unsere Truppen einzurichten, unter denen sich besonders eine hier endemische Kolik (el colico de Madrid) zu zeigen anfieng. Die Ursachen waren mancherley. Die in der Stadt befindlichen Truppen mußten nemlich die kalten Frühlingsnächte (eine Eigenthümlichkeit des Clima's von Madrid) unter dem Gewehre zubringen, ohne mit Capoten und Mänteln versehen zu seyn. Die um die Stadt campirenden Truppen waren in ihren dünnen Zelten eben so wenig vor der Sonnenhitze, wie vor der Nachtkälte geschüzt. Endlich tranken die Soldaten überhaupt die hitzigen spanischen Weine mit großer Unmäßigkeit.

Am 2. Mai brach der große Aufstand aus. Ich selbst kam in dem Augenblicke, wo der Tumult am stärksten war, das heißt um eilf Uhr Vormittags, von einer Inspektionsreise zurück. Trotz dem furchtbaren Schießen, das mir von allen Seiten entgegentönte, beschloß ich dennoch in mein Quartier (bey dem Marquis de Belgida) zu reiten, und drang auch wirklich glücklich hindurch. Bey meiner Ankunft fand ich in unserm Hause alles ru-

Digitized by Google

hig und meinen Neffen in völliger Sicherheit. Ich hielt es daher fürs beste, mich mit einigen andern Wundärzten nach dem großen Hospitale zu begeben, das, wie wir erfahren hatten, von einem Haufen Insurgenten bedroht ward. Ich kam auch noch zur rechten Zeit daselbst an, ließ sogleich die Thüre verrammeln, und alles bewaffnen, was nur von Reconvalescenten dazu tauglich schien. Einige spanische Krankenwärter, die sich schon an mehrern Kranken, ja selbst an einem Paar von unsern Aerzten vergriffen hatten, wurden arretirt. Bald rottete sich indessen ein großer Haufe Insurgenten vor dem Hospital zusammen, und unsere Lage war in der That höchstcritisch genug. Doch wirkte unsere drohende Stellung, verbunden mit mehreren Flintenschüssen wenigstens soviel, daß der erbitterte Haufen unschlüßig blieb. So gewannen unsere Truppen Zeit, auch hieher zu kommen, und die Insurgenten sofort zu zerstreuen. Bald langten nun von allen Seiten Blessirte an, und dies dauerte bis gegen Abend fort. Die Anzahl der Unsrigen belief sich noch vor Einbruch der Nacht auf siebenzig Mann. In allem mochten etwa dreyhundert Mann in's Hospital geschaft worden seyn. Hier und da hatten die Spanier aus den Häusern auch mit Windbüchsen geschossen, wenigstens wurde es allgemein gesagt.

Jezt trat sehr heiße Witterung ein, und zwar mit heftigen Regengüssen vergesellt. Dies wirkte höchst nachtheilig auf unsere Blessirten, zumal auf jene, die in dem Erdgeschoße gegen Süd-Süd-Ost lagen. Hier zeigten sich brandartige Erscheinungen, deren Entwicklung sehr gefährlich ward. Alle an den großen Articulationen Blessirte, alle, die Schenkelbeinbrüche hatten, starben in der Regel fast immer daran. Sehr viel Kranke bekamen wir auch durch die hiesigen Weinverfälschungen. Ich will nicht behaupten, daß die Spanier hier absichtlich zu Werke gegangen, und wirklich Willens gewesen sind, uns auch auf diese Art Abbruch zu thun. Gewiß ist aber,

daß der Wein in allen Schenkhäusern u. dgl. bald mehr, bald weniger mit narcotischen Substanzen angemacht war. Unter diesen Substanzen war es besonders der Kirschlorbeer, der am meisten im Gebrauche zu seyn schien. Da nun unsern Soldaten diese Weine in großer Menge, und immer unvermischt tranken, so entstanden die schrecklichsten Zufälle davon. Ich wiederhole es, ich will nicht behaupten, daß es auf eine absichtliche Vergiftung angesehen gewesen ist. Man hat mich vielmehr versichert, daß diese Beymischungen zur Erhaltung dieser sehr süßen Weine eben so nothwendig, als längst gebräuchlich seyen.

Indessen fand ich Gelegenheit, eine gewiße Quantität dieses Weines chemisch zu untersuchen, und bekam einen Niederschlag, der äußerst heftigwirkend war. Ein einziger Scrupel tödtete eine dreymonatliche Katze, und verursachte einem starken Hunde eine vier und zwanzigstündige Lethargie. Wir verlohren daher auch mehrere solcher Kranken, ob ich sie gleich sehr sorgfältig behandeln ließ. Dies veranlaßte mich, den Gouverneur von Madrid um einen Befehl zu bitten, durch welchen den Soldaten der Eintritt in die Schenkhäuser aufs strengste verboten ward. Die Weinvertheilungen geschahen nun aus den Magazinen, die man mit requirirten Weinen aus Privatkellern gefüllt hatte, und die vorigen Zufälle hörten fast gänzlich auf. Der leztere Umstand scheint allerdings gegen die Ehrlichkeit der spanischen Weinschenker zu sprechen, denn warum blieben denn diese Weine ohne jene Beymischungen gut? Doch kann auch immer wieder eingewendet werden, daß es ganz andere Sorten und Gewächse waren als jene, die man in den Botelleries oder Schenkhäusern zu verkaufen pflegte. Eben so wenig läßt sich ein anderer Punkt ausmachen, der ebenfalls für die Truppen sehr nachtheilige Folgen hatte. Ich meine die große Anzahl venerischer Weibspersonen, die man in Madrid fand, und von denen ein großer Theil unserer Truppen angesteckt ward. Ich bin sehr geneigt, die

Spanier auch hier für unschuldig zu halten, denn ich habe gefunden, daß sehr viel Eingebohrne selbst angesteckt waren, ohne zu wissen, was dies eigentlich für eine Krankheit sey.

Unterdessen war der Großherzog von Berg, der einen heftigen Anfall von der Colik gehabt hatte, nach den Bädern von Bareges abgegangen, und der General Savary (Duc de Rovigo) hatte das Commando nur übernommen, um es an den König Joseph zu übergeben, der seinen feyerlichen Einzug in der Hauptstadt hielt. Wir überliessen uns den schönsten Hofnungen, als die Nachricht von der Gefangennehmung der Division Dupont, von dem Aufstande mehrerer Provinzen, und von dem Anmarsche zahlreicher Insurgentenhaufen ankam. Eilends wurden nun einige Anstalten zum Rückzuge gemacht, und dieser auch wirklich in der Nacht auf den 1. August ausgeführt. Wir waren gezwungen unsere sämmtlichen Kranken in Madrid zurückzulassen, einmal, weil wir nicht genug Transportmittel hatten, und dann weil auf dem Marsche nach Burgos Mangel vorauszusehen war. Wir sorgten jedoch aufs beste, sie noch mit allem Nothwendigen zu versehen. Was die Blessirten anlangt, so wurden sie auf unseren Lazarethwägen transportirt, und es blieben nur fünf der allergefährlichsten zurück.

Bey Burgos trafen wir die Armee des Marschalls Beßieres, schloßen uns an dieselbe an, und paßirten die Somosierra mit vieler Mühseligkeit. Die Hitze war ausserordentlich, und es fehlte uns an allem und überall. Das Hauptquartier kam hierauf nach Miranda, und die Armee lagerte sich auf dem rechten Ufer des Ebro. So verging einige Zeit, endlich erhielten wir Nachricht, daß die Insurgenten auf zwey Hauptpunkte, auf Saragoßa und Bilbao, im Anmarsch seyen. Sie thaten dieß wahrscheinlich in der Absicht, um sich auf einer Seite in Catalonien, auf der andern in der Biscaya festzusetzen, und uns auf diese Art alle Verbindungen mit Frankreich ab-

Digitized by Google

zuschneiden. Es hatten jetzt verschiedene Bewegungen, Märsche, und Gegenmärsche statt, worauf das Hauptquartier nach Vittoria kam. Die Armeen blieben jetzt ruhig einander gegenüber stehen, doch wurden Anstalten zu einem zweyten Feldzuge gemacht und täglich kamen Verstärkungen aus Frankreich an.

In den ersten Tagen des Novembers traf der Kaiser ein, und nun gieng es gerade auf Burgos los, wo die feindliche Avantgarde stund. Es kam zu einem ziemlich hitzigen Gefechte, doch endlich mußten die Spanier weichen, und wir zogen in Burgos ein, von Blessirten hatten wir siebenzig, während das Schlachtfeld mit todten oder sterbenden Spaniern bedeckt war. Einige Tage darauf gieng der Marsch weiter nach der Hauptstadt, und zwar über Buytrago. Ich befand mich bey der Avantgarde, unter dem Commando des Generals Savary. Als wir nach Boßequillas, am Eingang der Defileen oder Somosierra kamen, erfuhren wir daß ein feindliches, ohngefähr 6000 Mann starkes Corps auf den Anhöhen von Sopuloeda verschanzt, und ein zweytes noch stärkeres zur Vertheidigung der Defileen aufgestellt sey. Es war daher vor allen Dingen ein Angriff auf das Lager von Sopuloeda beschlossen, und auch sofort ausgeführt. Wiewohl nun derselbe nicht ganz den erwünschten Erfolg hatte, so ergriffen doch die Feinde die Flucht, und zerstreuten sich. Wir hatten an Blessirten ohngefähr dreyßig Mann.

Die Armee setzte nun ihren Marsch in das Gebirge fort, ohne daß sie irgendwo ein Hinderniß fand. Als wir aber in die Nähe des Dorfes Somosierra kamen, das auf dem Gipfel liegt, da fanden wir auf einmal alles mit Verschanzungen, Batterien und Truppen bedeckt. Der Weg war so eng, und so steil, und die Spanier hatten ihre Positionen so gut gewählt, daß die Passage unmöglich schien. Demungeachtet gab der Kaiser das Zeichen zum Angriff, und in demselben Augenblick fiel ein dicker Nebel herab. Unsere Avantgarde, die polnischen

Chevaurlegers, stürzten unerschrocken, trotz dem schröcklichsten Kugelregen, auf die Verschanzungen los, drangen hinein, und machten sich in Kurzem Meister davon. Mehrere dieser kühnen Sarmaten kamen allerdings beym ersten Angriffe um, doch bleibt das Ganze eine der herrlichsten Thaten dieses Kriegs. Die Verwundeten wurden zu beiden Seiten des Weges verbunden, und operirt, und dann auf unsern Lazarethwägen weiter gebracht. Die spanischen Truppen zerstreuten sich in die Gebirge, und ließen uns bis Madrid völlig freien Weg. Diese Hauptstadt schien anfangs einigen Widerstand leisten zu wollen, allein bald kam es zu einer Capitulation, und der Kaiser nahm sein Hauptquartier in einem benachbarten Jagdschloß. Alle diese Begebenheiten sind aus unseren Bulletins bekannt.

Bald darauf erhielten wir die Nachricht, daß eine englische Armee in der Provinz Zamora angekommen, und die Avantgarde derselben schon bis nach Valadolid vorgedrungen sey. Sogleich ward der Befehl gegeben, sich jeden Augenblick marschfertig zu halten, und wirklich brach auch der Kaiser am 22. December Morgens mit der ganzen Armee von Madrid auf. Die Kälte war mäßig, nahm aber in der Nähe des Guadarra-Gebirges sehr merklich zu. Am Fuße dieser Berge hatten wir bereits neun Grad, dennoch befanden sich die Truppen ziemlich wohl. Als wir aber das Gebirg hinaufzusteigen anfiengen, da fühlten wir mit jedem Schritte, daß hier der ewige Sitz des Winters sey. Der Wind war reiner Nord, und alles um uns her mit tiefem Schnee bedeckt. Menschen und Thiere erstarrten, viele vermochten nicht wieder aufzustehen. Noch ärger ward es, als uns der Wind ein dickes, mit Graupeln vermischtes, Schneegestöber entgegenzublasen anfieng. Viele Soldaten stürzten dabey auf dem steilen eisigen Abhange rücklings hin. Ich selbst hatte nie eine so heftige Kälte gefühlt, und litt außerordentlich. Die reitende Artillerie

und die ganze Cavallerie konnte am Ende durchaus nicht weiter fort. Sie mußte daher mitten in dem Gebirge auf einem ungeheuren Schneefelde übernachten, und konnte erst am folgenden Morgen weiter gehen. Es fehlte sehr an Holz zu Wachtfeuern, doch schadeten diese gerade am meisten, weil viele Soldaten ihre erstarrten Glieder daran aufthauen wollten, wodurch der Brand entstand.

Als wir endlich das Gebirge heruntergestiegen waren, befanden wir uns in einer großen Ebene, und es trat Regen und Thauwetter ein. Der Marsch gieng jezt immer westlich und nach der Küste zu, weil es der Plan des Kaisers war, die Engländer von ihren Schiffen abzuschneiden. Wir hatten lauter Landwege, auf denen des beständigen Regens und lehmigten Bodens wegen, kaum fortzukommen war. Wir litten viel, denn wo wir auch anhielten, nirgends fanden wir einige Erleichterung. Es fehlte eben so sehr an Stroh, um darauf zu schlafen, als an Holz, um uns am Feuer trocknen zu können. So erreichten wir endlich Benevente, doch leider einen Tag zu spät. Die Engländer hatten den Vorsprung gewonnen und die Brücke abgebrannt. Dieß hielt uns auf, doch passirte unsere Avantgarde den Fluß auf einer Fuhrt, und hatte in Kurzem die englische Arriergarde eingeholt. Es kam zu einem hitzigen Gefechte, in dem die Unsrigen die Oberhand behielten, so daß sich der Feind in größter Eile vollends in die Stadt la Coruña warf. An Verwundeten hatten wir siebenzig Mann; die übrigen Vorfälle sind bekannt.

Bey meiner Ankunft zu Valladolid fand ich in den Spitälern aller Hände voll zu thun. Unter den englischen Gefangenen war nemlich das Spitalfieber eingerissen, und richtete große Verheerungen an. Die Mühseligkeiten des Marsches, die viele Kälte und Feuchtigkeit, endlich das allgemeine Heimweh, waren unstreitig die Hauptursachen davon. Da das Fieber bereits epidemisch geworden war, so mußte ich vor allen Dingen auf eine

Digitized by Google

gänzliche Isolirung, sowohl der kranken als der gesunden Engländer bedacht seyn. Dies ward denn auch bewerkstelliget, und so der drohenden Epidemie in kurzem Einhalt gethan, zumal, da das Wetter besser zu werden anfieng, und es uns weder an guter China, noch gutem Wein gebrach. Die meisten Engländer waren gar sehr von Kleidern, Wäsche und Schuhwerk entblößt; ich verwendete mich deßhalb bey dem Marschall Bessieres für sie, und hatte die Freude, sie bald damit versorgt zu sehen. Auch der General Denzel, der General-Commandant der Gefangenen, nahm sich ihrer sehr thätig an. Alle diese Gefangenen hiengen sehr herzlich aneinander, und bezeigten sich gegenseitig eine sehr rührende Zuneigung. — Bald darauf erhielt die Garde Befehl, nach Frankreich zurückzumarschieren, und ich folgte derselben wie gewöhnlich nach.

Zweiter Abschnitt.

Wien hatte capitulirt, und sofort wurden nun Anstalten zum Uebergange über die Donau gemacht. Man wählte hierzu die Punkte, wo sich der Fluß in mehrere Arme theilt, und eben soviele Inseln bildet, worunter die eine die Insel Lobau von ziemlichem Umfange ist. In der Nacht auf den 22. Mai marschirten die Garden auf den geschlagenen Brücken nach der Lobau hinüber, und gelangten auf gleiche Art auch über den lezten Donau-Arm. Jezt geschahe ein Angriff auf die feindlichen Linien, der aber nicht entscheidend war. Doch behaupteten sich unsere Divisionen auf dem linken Ufer, und deckten am folgenden Morgen den Uebergang der übrigen Truppen, obgleich ein großer Theil der leztern zurückbleiben mußte, indem auf einmal die ersten Brücken weggerissen worden waren. Demohngeachtet gab der Kaiser das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff, und hieraus entstand die schreckliche Schlacht von Eßlingen, die aber ebenfalls kein entscheidendes Resultat darbot. Die In-

fanterie der Garde kam am meisten ins Feuer, und zeigte sehr viel Muth und Unerschrockenheit. In der Nacht auf den 23. Mai gieng die Armee auf die Lobau zurück. Dieser Uebergang war sehr beschwerlich, weil die Anzahl der Brücken eben so beschränkt, als ihre Bauart wenig solid war.

Ich hatte mein erstes Feldlazareth bey dem Eingange eines Wäldchens angelegt, das auf dem linken Ufer befindlich ist. Hier wurden alle Schwerblessirte im Allgemeinen operirt, während ich die Leichtblessirten in die auf der Insel befindlichen Feldlazarethe bringen ließ. Der Punkt war an und für sich sehr gefährlich; wie man aus folgendem sehen kann. Der Duc de Montebello (Marschall Lasnes) kam zu Fuße von dem Schlachtfelde zurück, und wollte in das Hauptquartier gehen, als er ganz nahe bey unserem Lazarethe von einer Kanonenkugel getroffen ward. Diese Kugel, die von der Erde aufprallte, gieng durch das linke Knie des Marschalls hindurch, und streifte den rechten Schenkel d[illegible]lben, doch ohne dem Knie Schaden zu thun. Der Duc ward zu Boden geworfen, und mit möglichster Eile in das Wäldchen geschaft. Seine Geisteskräfte waren so geschwächt, daß er nicht ahnete, in welcher Gefahr er sich befand. Desto schrecklicher war der Anblick seiner Wunden für mich und die erfahrnen Ober-Chirurgen, die ich ungesäumt herbeyrufen ließ. Der rechte Schenkel machte uns zwar keine Besorgniß, aber das linke, ganz zerschmetterte, Knie erschütterte unsern ganzen Muth. Wir alle stimmten für die schnellste Amputation, doch keiner wollte sie unternehmen, indem sich bey Erschöpfung des Ducs nur wenig davon erwarten ließ. Er selbst schien es jedoch zu wünschen, und so entschloß ich mich dazu. In weniger als zwey Minuten war alles geschehen, und der Duc verrieth nur sehr wenig Schmerz.

Nach dem Verbinden brachte ich den Duc nach der Lobau hinüber, wo wir dem Kaiser begegneten, und ließ

Digitized by Google

ihn in den Händen eines geschickten Ober-Chirurgen, Herrn Pauler. Gern wäre ich bey ihm geblieben, allein die große Anzahl der noch unverbundenen Blessirten auf der Lobau erforderten meine ganze Thätigkeit. Ich arbeitete mit meinen Gehülfen die ganze Nacht, und that zur Erleichterung der Verwundeten was möglich war. Doch leider hatte der Drang der Umstände nur zu großen Einfluß auf sie. Sie lagen auf der bloßen Erde, haufenweis entweder an den Ufern, oder im Innern der Insel, wo der Boden damals völlig trocken und staubig war, und hatten bey Tage eben soviel von der brennenden Sonne, als bey Nacht von dem eiskalten Thaue auszustehen. Da überdem der Wind sehr heftig blies, so waren sie beständig in dicke Staubwolken eingehüllt. Hierzu kam nun noch der gänzliche Mangel an guten Nahrungsmitteln und Getränken, der volle zwey Tage statt hatte. Ich nahm daher wieder meine Zuflucht zu Pferdefleisch, und ließ, weil es an Salz fehlte, Schießpulver in den Bouillon thun. Er kochte sich demungeachtet am Ende völlig klar, und gab für die Blessirten ein eben so stärkendes, als wohlschmeckendes Gericht ab. Am dritten Tage endlich erhielten wir Provisionen aller Art, so daß man die gewöhnlichen Austheilungen zu machen im Stande war. Am vierten waren sämtliche Brücken wieder hergestellt, und die Blessirten wurden in die Spitäler zu Wien und Enzersdorf gebracht.

Den ersten Augenblick, den ich gewinnen konnte, benuzte ich nun zu einem Besuche bey dem Duc de Montebello. Ich fand ihn in dem Hause eines Brauers zu Enzersdorf, wo er in einem sehr kleinen Zimmer lag, das auf der einen Seite an die Brauerei stieß, und auf der andern in einen feuchten ungesunden Hof gieng. Das Wetter war äußerst gewitterhaft und veränderlich. Ich fand den Marschall sehr schwach, in tiefe Traurigkeit versunken und mit der Blässe des Todes auf dem Gesichte. Seine Stimme war gebrochen, seine Ideen hatten keinen

Digitized by Google

Zusammenhang. Er klagte über Schwere im Kopf und über Beklemmungen. Dabey war er sehr unruhig, und stieß häufige Seufzer aus. Auch die leichtesten Decken waren ihm durchaus zuwider. Meine Ankunft machte, wie es schien, einen angenehmen Eindruck auf ihn.

Der Wind lief jetzt von Süden auf einmal nach Norden herum, und ein heftiger Platzregen kühlte die Luft außerordentlich ab. Bis jetzt hatte der Marschall lauter säuerliche Getränke mit Eis zu sich genommen, ich rieth nun aber zu gutem Bouillon, und gutem Wein, auch ließ ich den ganzen Cörper mit Flanell umwickeln. Diese Veränderung war von guten Folgen, die Kräfte hoben sich etwas, der Schlaf schien ruhiger zu werden. Am folgenden Morgen legten wir den ersten Hauptverband an. Alles hatte ein gutes Ansehen, und so gieng es bis zum siebenten Tage vortrefflich fort. Allein gerade in der Nacht auf diesen siebenten critischen Tag stellte sich ein gefährlicher Fieberanfall ein. Diesem folgte zwölf Stunden darauf ein zweyter, und denselben Tag noch ein dritter; so daß die Erschöpfung aufs höchste stieg. Die Gefahr nahm mit jedem Augenblick zu, doch zeigten die Wunden noch keine Symptome von Brand.

Als der Kaiser von diesem gefährlichen Zustande des Marschalls Nachricht erhielt, eilte er an sein Schmerzenslager, und sprach ihm Trost und Hoffnung zu. Bald darauf erschien auch der berühmte Doctor Frank von Wien, der zur Consultation gerufen worden war, und trat dem allgemeinen Urtheile bey. Das bisher beobachtete Verfahren erhielt seinen Beyfall. Der Kranke wurde nun immer schwächer, und fiel endlich in ein Delirium, das jedoch nicht von langer Dauer war. Jetzt schien er ziemlich ruhig zu werden, und so verschied er ohngefähr zwey Stunden nachher. Es war am Ende des neunten Tages nach dem Vorfall. Doctor Frank blieb bis zum letzten Athemzuge des Kranken da. Der Tod des Marschalls machte einen sehr tiefen Eindruck auf mein Herz;

Digitized by Google

ich verlohr einen mächtigen Gönner an ihm. Der Leichnahm ward in der Nacht nach Schönbrun geschafft, worauf ich am folgenden Morgen zum Einbalsamiren desselben schritt. Kaum waren achtzehn Stunden seit dem Augenbicke des Hinscheidens verfloßen, und doch hatte die Fäulniß einen sehr hohen Grad erreicht. Mit unendlicher Mühe verrichtete ich die nöthigen, und dennoch so gefährlichen Operationen, wie jedem Kenner selbst einleuchten wird.

Der ganze Juni vergieng mit Zurüstungen zu einem neuen Angriffe, bis endlich am 1. Juli der Befehl zum Aufbruche kam. Am 4. Abends befanden sich sämmtliche Divisionen auf der Lobau, während eine Flotille mit dreytausend Mann Landungstruppen, zur Deckung des Ueberganges, und zum Angriff der feindlichen Außenposten bestimmt war. Alles dieses sollte zu gleicher Zeit geschehen. In dem Augenblick, wo nun das Signal zum Abmarsche gegeben ward, kam ein furchtbares Gewitter heran. Der Donner war so heftig, daß er das beiderseitige Kanonenfeuer übertönte. Dabei schoß der Hagel und Regen in dichten Maßen herab. Es war so dunkel, daß man sich nur auf Augenblicke beym Scheine der Blitze erkannte. Trotz aller dieser Schwierigkeiten indeßen kamen die Truppen glücklich ans andere Ufer, bemächtigten sich der feindlichen Batterieen, und breiteten sich mit Schnelligkeit in der Ebene aus. Jetzt wurden sogleich noch mehrere Brücken geschlagen, und in wenig Stunden hatte die ganze Armee den letzten Donauarm passirt. Da die Feinde eine neue Position genommen hatten, kam es noch denselben Abend zu einem neuen Gefechte. Dieß war aber nicht entscheidend, und beyde Armeen brachten die Nacht einander gegenüber zu.

So wie der Tag anbrach, griffen wir von neuem an. Die Feinde leisteten anfangs sehr heftigen Widerstand, allein dieß änderte sich bald. Ihr linker Flügel ward nemlich zum Weichen gebracht, ihr rechter lebhaft nach der Donau gedrückt, ihr Centrum von der Gardereserve

Digitized by Google

bedroht, und durch das schrecklichste Feuer bestürmt. Endlich waren alle feindlichen Linien in unsern Händen, und die österreichische Armee zog sich auf dem Wege nach Znaim zurück. Die übrigen Begebenheiten sind bekannt; im December desselben Jahres langte ich wieder zu Paris an.

V.

Kleine historische Denkwürdigkeiten.

1.

Die Hanse.

(Wir geben dieses Bruchstück aus „Dippold's Skizzen der allgemeinen Geschichte, 2 Bde, 8. Berlin, bei Hitzig — um unsere Leser dadurch auf eines der gehaltreichsten Werke der neuen Literatur aufmerksam zu machen.)

Dieser Bund, Hanse genannt, soviel als Bund bedeutet, da dies altdeutsche Wort eine Verbindung zur wechselseitigen Beihülfe bezeichnet, hat Wüsteneien in blühende Felder und Moräste in prächtige Städte verwandelt. Der Hanse verdankt man die Verbesserung des Ackerbaues, die Vervollkommnung der Manufakturen, die Belebung des Kunstfleißes, die Blüthe vieler nützlichen Wissenschaften. Ihre Betriebsamkeit hat mehr Länder angebaut, als ein Eroberer verwüstet, vernünftige Gesetze und Verfügungen sind durch sie veranstaltet worden. Gleich dem rheinischen und schwäbischen Bunde hat sie durch Bürgerfleiß und Bürgergeschick zu Stande gebracht, was Kaiser, Pabst und Könige, Fürsten und Bischöfe, Konzilien und Reichstäge, so lange fruchtlos versucht hatten. Aus diesen Bündnissen ist der so lange gewünschte Landfrieden, und die bürgerliche Ordnung Europa's hervorgegangen. Ihre Bundesgenossen waren die aufgeklärteste, nützlichste und edelste Klasse von Menschen. Sie ernährten sich durch ihrer Hände Arbeit, liebten Gesetze und den Frieden. Sie zeichneten sich durch nützliche Erfindungen aus, ma-

Digitized by Google

ren nüchtern und verständig, und führten einen ordentlichen Haushalt. Sie ehrten ihre gesetzmäßige Obrigkeit, und wehrten sich nur gegen wahre Bedrückung. Sie haßten Bettelei, Müssiggang und Aufruhr, aber unterstützten die Armen, und die gerechte Sache, wenn es Nutzen brachte. Arbeit war ihre Ehre und Recht ihr Wappen.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Ursprung und die erste Verfassung der Hanse noch so im Dunkel liegt. Denn einmal übersah man bei der ersten Verbindung von Hamburg und Lübeck im Jahr 1241, weder den Umfang, noch die unermeßlichen Folgen, welche dies immer wachsende Bündniß in der Zukunft haben würde; sodann bekümmerte man sich in jenen Zeiten, wo eine mündliche Zusage besser gehalten wurde, als gegenwärtig manche schriftliche, wenig darum, ob etwas protokollirt sey oder nicht: denn es war der Geist des Zeitalters, durch die That zu beweisen, was man wolle: man hielt auf triftige Gründe und eine herzliche Sprache; rhetorische Floskeln und theatralische Wendungen waren unbekannt: ein schlichtes Ja oder Nein entschied für oder wider eine Meynung, und dabey bliebs. Denn was Werdenhagen und Willebrandt über die frühere Geschichte der Hanse zusammengestellt, ist durch Sartorius Werk aus Urkunden größtentheils als unstatthaft erwiesen worden.

Obschon die Italiener seit den Kreuzzügen die Faktoren von fast ganz Europa waren, so blühte der deutsche Handel doch sehr unter den Hohenstaufen, selbst während des Faustrechts. Lübeck, Hamburg und Bremen kamen schon unter den Ottonen, aber mehr noch unter Konrad dem dritten, in Aufnahme, und Lübeck erlangte schon 1176 einen Freibrief von Heinrich dem zweiten in England. Aber je mehr nun die Städte durch Handel und Fleiß zunahmen, je weniger brauchten sie die so oft geldlosen Fürsten und Herren zu achten, je mehr waren sie aber auch ihren Räubereien blos gegeben. So lange die Kaufleute und Krämer mit bewaffnetem Gefolge reisen konnten, wehrten sie vieles Unrecht glücklich ab: als sie aber dieses Recht um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verloren, und das Königliche Geleit als ein

Regal bezahlen mußten, thaten sie sich selbst, zuerst Hamburg und Lübeck, zum bewaffneten Schutz zusammen. Wenig Jahre darauf traten Braunschweig und die wendischen Handelsstädte hinzu. Viele waren an der See, fast alle, an schiffbaren und fischreichen Strömen oder Flüssen gelegen. Fischfang und Seefarth machten sie wohlhabend, und da andre Städte sahen, wie schön sich durch solche Verbindung der Wunsch nach Frieden und stillem häuslichen Fleiße befriedigen lasse, wuchs die Hanse binnen hundert Jahren zu 77 Städten, am Rhein, der Ems, der Weser, der Elbe, der Oder, der Weichsel und kleinern Flüssen, an den Buchten und Gestaden der Ost- und Nord-See, an. Nächst Fischfang und Seefarth trugen die nordöstlichen Kreuzzüge, oder die Besitznahme Preußens durch die deutschen Kreuzherren und die Kolonisation dieser Gegenden durch deutsche Einzöglinge, bald mittelbar, bald unmittelbar, bald mit, bald ohne Absicht, zur Aufnahme dieses Bundes bey, der die erste schriftliche Bundesakte erst im Jahr 1364 zu Köln abfaßte. Schon im vorherigen Jahrhundert war er durch fürstliche Begünstigung ansehnlich gediehen: die christlichen oder deutschen Seefahrer und Kaufleute hatten von den Herzogen zu Pommern und Meklenburg, von den Bischöffen von Kurland, den Ordensmeistern in Lief- und Ehstland, so wie von den Hochmeistern des deutschen Ordens in Preußen, Schutz gegen Seeraub und Strandgerechtigkeit erhalten. Aber im vierzehnten Jahrhundert war der Bund schon so mächtig, daß er sich nicht allein selbst beschützen, sondern auch sogar den Mächten drohen, und wie Aeneas Sylvius Piccolomini schreibt, Königskronen nehmen und geben, ganze Reiche an sein kaufmännisches Interesse fesseln konnte.

In den Jahren 1364 und 1370 organisirte sich die Hanse fester. Der Zweck ihres Bündnisses lag in Folgendem: 1) sich selbst, und ihr Gewerb und Handel gegen Räuberein zu schützen, 2) ihren Handel im Auslande zu schirmen, auszudehnen, ja allen auswärtigen Handel ausschliessend an sich zu bringen, 3) die Rechtsordnung in den einzelnen Bundesstädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagsatzungen, Bun-

desträge und Schiedsrichteramt zu steuern und 4) Rechte, Freiheiten, Privilegien, die sie von den Landesherren erhalten, zu behaupten, und, wo möglich, zu vermehren und zu erweitern.

Hiezu zu gelangen, bemühten sich die Hansestädte, erst von ihren Landesfürsten immer unabhängiger zu werden, sodann aber, das sie umgebende platte Land immer abhängiger von sich zu machen. Die meisten waren, den Landesgesetzen und der Reichsverfassung nach, gar nicht einmal freie Städte: aber sie wußten sich durch das Ansehen, welches ihnen ihr Reichthum gab, durch die Kraft, welche sie im Bunde fanden, durch die Unentbehrlichkeit der Bedürfnisse, welche sie verarbeiteten oder verschifften, frei zu machen und frei zu erhalten. Kaiser, Stände und Fürsten des Reichs haben die Hanse nie förmlich anerkannt, und gleichwohl fielen die Befehle und Eingriffe, welche sich Kaiser Sigmund über die Hanse erlaubte, auf das schimpflichste für ihn aus, und er bequemte sich, die Schmach, die man zweien seiner Gesandten mit spießbürgerlichem Humor zugefügt, still zu verschmerzen.—

Aber die Hansen ergriffen auch die zweckmäßigsten Mittel, sich stark und unüberwindlich zu machen. Durch kluge Unterhandlungen und Geschenke erwarben sie sich in England, Dänemark, Schweden und Rußland, die Rechte dortiger Unterthanen, also daß sie in England der freien Ausfuhr, in Dänemark, Schweden und Rußland der freien Einfuhr genossen, welches Vorrechtes sich die Bürger dieser Staaten unter sich nicht rühmen konnten. Die Hanse theilte sich in vier Quartier, (zu anderer Zeit in drei Drittel,) deren gemeinschaftliche Kanzlei, Archiv und Kasse sich zu Lübeck befand, wodurch eine allgemeine Rechtspflege, Berathung, und Beihülfe möglich ward. Unser Danzig ward schon im dreizehnten Jahrhundert die neunte, im fünfzehnten aber durch die Zerstörung von Wisby auf Gothland die zweite, Quartierstadt für Preußen und Liefland. Nächst dieser Einrichtung ward für die zweckmäßigste Organisation der Bundesgewalt, Tagefahrten, und Tagesatzungen gesorgt. Zur wechselseitigen Hülfe und Bestreitung gemeinschaftlicher Ausgaben der Brüderschaft diente ein Matrikular-Anschlag an gewaffneter Mann-

Digitized by Google

schaft und Schiffen, der auch wohl mit Geld gelöst werden konnte, diente ferner der Pfundzoll, dienten endlich die Geldbußen. Denn der Bund hatte auch seine Strafgewalt. Geldbußen waren das erste Zwangsmittel. Aber es standen ihm auch gewaltigere zu Gebote, die ihren Zweck nie verfehlten; wie die Kirche ihren Bann und Interdikt, wie das Reich, die Acht und Aber-Acht, so hatte die Hanse den größern und kleinern Bann, der entweder einzelne Bürger, oder ganze Städte traf, entweder aller Vorrechte und Freiheiten, oder nur einiger beraubte, entweder für immer, oder nur auf gewisse Zeit, gültig war. So ward Braunschweig vorhenset, bis es den alten Rath wieder eingesetzt, den es im Aufstande seines Ansehens beraubt hatte; so ward Bremen vorhenset, weil es an der Fehde mit Norwegen nicht Theil nehmen wollte. Von solchem Banne konnten nur demüthiges Betragen, Opfer, feierliche Messen, Bußen und Wallfahrten wieder lösen: kaiserliche oder fürstliche Vorschreiben oder Fürsprache suchten oft den stolzen Trotz der Hanseaten zu erweichen, ja es giebt Beyspiele, daß Fürsten die Hanseaten um den Bann für ihre aufrührerischen Städte gebeten, die sie selbst zum Gehorsam zu bringen verzweifelten. Ein solcher Bann wirkte. Alles Handels beraubt zu seyn, in Schimpf und Schande zu verfallen, war ein Mittel, welches des Zwecks nicht verfehlen konnte. Dazu kam die häusliche Zucht, der Sinn des Gehorsams und rechtlicher Ordnung, welcher unsere Vorfahren beseelte: dazu, die fast klösterliche Disziplin, welche auf ihren berühmtesten vier Handelsniederlagen oder Komtoiren, zu Nowgorod in Rußland, zu Bergen in Norwegen, zu Brügge in Flandern und zu London eingeführt war, mit großer Strenge aufrecht erhalten ward und Bürger von musterhaftem Gehorsam zog. Auf Bergen lebten bei 3,000 Faktoren, Kaufgesellen und Bootsjungen in ehelosem Stande und klösterlicher Zucht, nicht anders wie der Klerus, um den Norwegern keinen Handelsvortheil einzuräumen. Jedes Vergehen ward an den Herren mit Verlust des städtischen Bürger- und Hanserechts, an den Gesellen mit Geld, an den Jungen, mit Ruthenstreichen gestraft, und zehn Jah-

Digitized by Google

te war die gewöhnliche Zeit, welche jeder dort bleiben mußte. Nicht anders in ihrer Hauptfaktorey zu London in Downgard in der Themsestraße. Vor Alters hatten sie da die Gildehalle der Deutschen inne, zu welcher der Stahlhof kam, der mit Mauern und Thoren gegen den oft andringenden, aufrührerischen Pöbel geschützt war. Auch hier mußten die in Kameradschaften getheilten Meister und Gesellen, die Aldermänner, Beisitzer und Rathmänner, unverheirathet bleiben, ja es durfte sich zu keiner Zeit „ein Frawken" — wie eine alte Urkunde sagt — in dem kaufmännischen Kloster blicken lassen. In Schweden hatte die Hanse keine Faktorei, aber — was fast mehr war — Antheil an der Stadt-Obrigkeit in den Kommunen dieses Reichs.

Die Hauptquelle des Reichthums der Hanse war ihr gewaltiger Zwischenhandel. Zwar wirkte sie sehr wohlthätig auf den Ackerbau, zwar hob sich die städtische Industrie mit den Artikeln von Bier und Wein, Leinwand und Tuch, aber wichtiger als dies war das Verschiffen roher Produkte, oder fremder Kunsterzeugnisse. Ihre edlen Metalle holte sie aus Böhmen, Ungarn, dem Harz und dem Erzgebürge: Waizen, Roggen, Flachs, Hanf, Wachs, Theer, Tauwerk, Stricke, Masten, Bretter, Pech, Potasche, Talg ued Pelzwerk verschiffte sie nach England und in die Niederlande: Wachs holte sie aus Polen, Stahl aus Deutschland und Schweden, Salz und edles Pelzwerk aus Preußen und Rußland, französische Weine aus Bourdeaux und la Rochelle. Mit Holland, Seeland, Westfriesland stand sie im lebhaftesten Verkehr, selbst mit Spanien und Portugall. Mit Frankreich schloß sie nur zu Zeiten Bündniß, um die Kapereien abzuwehren, und die Privilegien von Ludwig dem eilften und Karl dem achten waren dem Inhalte nach nicht bedeutend.

Bei solcher innern Organisation und solchen Hülfsquellen, bei der Ohnmacht so vieler Fürsten war es möglich, daß die Hanse große Kämpfe wagen, die Fehden gegen König Erich von Norwegen, die gegen Waldemar den dritten von Dänemark und König Hakon von Norwegen rüstig beginnen und glorreich endigen konnte. Sie, ein Bürgerbund, konnte Kö-

Digitized by Google

nig Magnus von Schweden absetzen, und Albrechten von Meklenburg die Krone geben. Sie konnte Waldemaren durch den Frieden zu Stralsund nöthigen, ihr Schonen mit dem so ergiebigen Heeringsfange auf fünfzehn Jahr abzutreten, und im Jahr 1428 eine Flotte von 248 Schiffen mit 12,000 Streitern von Wismar gegen Kopenhagen auslaufen lassen. Ein Bürgermeister von Danzig, Niederhoff, konnte, obschon nur im Namen des Königs von Polen, durch das große Gefühl, welches ihm seine hanseatische Vaterstadt gegeben, dem König Christian von Dänemark den Krieg erklären.

Dieser Bürgerbund war es, der sich in mehrern Statuten, in mehrern Bündnissen mit Dänemark, England und Flandern die Befriedigung zweier Meere angelegen seyn ließ; der die Ost- und Nordsee, auf welchen er diktatorisch den ganzen Handel lenkte, von den berüchtigten Viktualienbrüdern, oder Vitalianern zu reinigen suchte; der dem Strand- und Grundruhrrecht vorbaute; der schöne Wasserstraßen und Kanäle anlegte, theils, um dem Mangel der Landstraßen abzuhelfen, theils, um Zöllen und Räubereien auszuweichen, theils, die Waaren leichter von Ort zu Ort zu bringen; der endlich versuchte, gleiche Maaße und Gewichte, wenigstens so weit er reichen konnte, einzuführen.

Er zerfiel mit dem veränderten Zustande des deutschen Reichs und ganz Europa's, als mehr Ruhe, Kraft, Ordnung und Einheit in die Monarchieen kam. Er zerfiel durch inneren Zwiespalt, und je mehr er sich von dem Geiste seiner ursprünglichen Einrichtungen entfernte; zerfiel durch die von den Engländern entdeckte Fahrt über das weiße Meer, und durch die Eroberung der Schweden von Narwa. —

2.

Fox auf dem Sterbebette.

Am 10. Juni 1806 sprach Fox zum letztenmal im Parlemente; von diesem Augenblick an nahm seine Gesundheit täglich ab. Eine ernsthafte Krankheit schien es zwar eigentlich nicht zu seyn; doch fühlte er selbst, daß

seine Auflösung nahe war. Als man ihn z. B. um Beistand in einer gewißen wichtigen Angelegenheit ersuchte, erwiederte er: „Mein Leben ist thätiger gewesen, als es meine Kräfte erlaubten, und ich möchte sagen, meine Pflicht erheischte. Wenn ich nicht viel gethan habe, so habe ich doch wenigstens viel gesprochen, und noch mehr gefühlt. Meine Constitution ist erschöpft. Man muß sich in dieser Sache an jüngere Männer wenden!" — Bald darauf kam er zum Liegen, und seine Füße schwollen beträchtlich an. Da er den Scorbut zu haben glaubte, nahm er starke Dosen von Chinadecokt. Im Grunde hielt er nichts auf die Medicin, consultirte daher auch Niemanden, sondern verschrieb und verordnete sich alles selbst.

Er fühlte sich kränker, als er seinen Freunden zu seyn schien. — Pitt" — sagte er eines Tages — „starb im Januar, und mit mir könnte es wohl noch vor Ablauf des Juni's zu Ende gehen!" — Als ihm seine Freunde dieß ausreden wollten, antwortete er: — „Ich versichere euch, es ist mit mir, wie mit Pitt. Mein Magen ist gänzlich ruinirt; ich fühle, daß mein ganzes Wesen sich auflöst." — Er hatte eigentlich die Wassersucht, und die Geschwulst an den Füßen wechselte beständig an Umfang ab. Dennoch wollte er von keinem Arzte hören, und schrieb Alles nur seinen vielen Agitationen zu. Wenn diese aufhören würden, sagte er, würde es auch besser mit ihm werden, doch eher nicht. Unterdessen ward es immer schlechter mit ihm, so daß seine Freunde für sein Leben zu fürchten anfiengen. Endlich Ausgangs Juni's erlaubte er endlich einen Arzt zu rufen, nahm auch einige Arzneyen ein. Ohngefähr vierzehn Tage darauf hatte ein Concilium statt, worin zuerst der Gebrauch eines starken Diureticums, und dann der Bauchstich beschloßen ward. Da die Geschwulst täglich größer ward, verlangte der Kranke selbst die Operation. Kaum war dieselbe vorbey, als seine Kräfte so tief san-

Digitized by Google

ken, daß er lange Zeit kein Wort zu sprechen im Stande war. Am 10. Juli indessen schien er sich wieder ein wenig zu erholen, und unterhielt sich die beyden folgenden Tage häufig mit seinen Freunden, doch sprach er dabey immer von seiner nahen Auflösung.

Man sagte ihm unter andern, man rechne bey einer gewißen Landparthie auf künftige Weihnachten ganz sicher auf ihn. — „Zu Weihnachten" — erwiederte er — wird es ganz anders aussehen. Sagen Sie mir doch, Mylord, was denken Sie von dem Zustande der Seele nach dem Tode?" — Sein Freund war überrascht, und schwieg aus Verlegenheit. — „Daß sie unsterblich sey" — fuhr Fox fort — „daran zweifle ich durchaus nicht. Die Existenz der Gottheit beweißt für jede geistige Existenz. Ist die Seele wirklich vorhanden, so kann sie ihrer Natur nach auch ewig vorhanden seyn. Auch ohne die christliche Religion hätte ich an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt. Aber wie dieselbe vom Körper getrennt wirken kann, das übersteigt meine Fassungskraft. Wie dem auch seyn möge, vor Weihnachten werde ich es wissen." — Als er seine Gemahlin weinen sah, schien er sehr gerührt, faßte sie bey der Hand und sagte: „Ich bin glücklich, und mit Zutrauen erfüllt; ich kann sagen, daß ich über mein Schicksal in Gewißheit bin!" — Die Aerzte benachrichtigten seinen Neffen, Lord Holland, daß wenig Hofnung mehr vorhanden sey; denn am 20. August war die Geschwulst wieder da, auch lag der Kranke in der Lethargie. Man beschloß den Bauchstich abermals; Fox sagte bey dieser Gelegenheit: — „Ich frage nicht, ob ich aufkommen werde; ich fühle wohl, daß es mit mir zu Ende geht. Aber wissen möchte ich wenigstens, wie lange es noch dauren wird!" — Man sprach von Leuten, die eben so schlecht gewesen, und dennoch vollkommen geheilt worden wären. — „Nein" — erwiederte Fox — „bey meiner Constitution und in meinem Alter, niemals. Ich frage noch einmal, wie lange

glauben Sie wohl, daß es noch mit mir dauren wird?" — Die Aerzte wagten keine bestimmte Antwort.

Er willigte endlich in die zweyte Operation, wollte aber nach seinem Landhause gebracht seyn, um dort zu sterben. Da man es für unmöglich hielt, ihn soweit zu transportiren, so trug man ihn in die Nähe nach Choswik zum Duc von Devonshire. Hier ward am 30. August der zweite Bauchstich gemacht, und der Kranke verspürte einige Linderung. So dauerte es fort bis zum 7. September Abends, wo sich die Aerzte überzeugten, daß sein Ende nahe sey. Sie sagten es zuerst seiner Gemahlin und Lord Holland, worauf man den Kranken gemeinschaftlich darauf vorzubereiten anfieng. Als er gehört hatte, daß er nur noch vier und zwanzig Stunden zu leben hätte, sagte er: „Der Wille Gottes geschehe! Ich habe genug gelebt; ich sterbe zufrieden!" — Niemand glaubte, daß er sich noch einmal erholen würde, dennoch geschah es. Er befand sich einige Tage über Erwartung wohl. Alle seine Freunde faßten wieder Hofnung, nur die Aerzte nicht. So dauerte es fort bis zum 12. September Morgens, wo er plözlich wieder zu sinken anfieng. Alle Symptome deuteten auf den Tod. Seine Freunde nahmen Abschied von ihm; er winkte ihnen zu bleiben, und brachte dann und wann noch einige Worte hervor. So sagte er z. B. zu Lord Petty, der ihm am nächsten stand: — „So ist die Ordnung der Natur! — Es liegt viel auf Ihnen; (auf seinen Posten deutend) aber verliehren sie den Muth nicht!" — Er wollte fortfahren, da aber Lord Petty sehr bewegt war, so ersuchten ihn die Aerzte, um des Kranken willen hinauszugehen.

Gegen Abend versammelten sich alle seine Freunde wieder bey ihm, doch schien es, daß er fast ausschließend mit seinem Neffen, Lord Holland, und seiner Gemahlin beschäftigt war. Er redete sie verschiedene Mal an, legte zulezt, als ihn die Kräfte verließen, ihre Hände zusam-

Digitized by Google

men, und schien sie durch eine langsame Bewegung der seinigen segnen zu wollen. Am 13. September Morgens war er noch schlechter, und der Tod nahte mit schnellen Schritten heran. Um Mittag erschienen seine Freunde wieder, er verlangte die Hände seiner Gemahlin und seines Neffen und vereinigte sie, wie den vorigen Tag. Da er, um dieß zu thun, sich aber nicht herumdrehen konnte, giengen diese beyden Personen auf die andere Seite des Bettes, wo er denn ihre Hände zusammenlegte, und die seinige darüber hielt. „Gott segne euch!" — sagte er dabey, und dieß waren seine lezte Worte — „Gott segne euch alle! Ich sterbe zufrieden; ich beklage euch!" — Jezt fiel er in Agonie. Um drey Uhr Nachmittags indessen öffnete er die Augen wieder, und sah alle Anwesende an, doch verweilte er dabey am längsten auf seiner Gemahlin und Lord Holland. Endlich schloß er aber diese gebrochnen Augen für immer, und zwanzig Minuten vor sechs Uhr Abends verschied er. (Recollections of the life of Ch. Jam. Fox. London 1806.)

hauer in Rom. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Distichen. 1. Die Nachtigallen. 2. Die Weisheitsheroen. 3. Kanteln. 4. Das neue Orakel. 5. Der physiko-theologische Mineraloa. 6. Affen. Von K. — Die Liebe hat Recht. III. — Etwas über Albert Thorwaldson, den Dänen, Bildhauer in Rom. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Sinnagedichte. Von Weisser. 1. An die Aesthetiker. 2. An Magdalis. 3. Das Unrecht. An Nickel. 4. Wittwerklagen. 5. Der fliehende Thrasy. 6. An den Bibulus. 7. Der Lustmacher. An den Naer. 8. Der verliebte Poet. 9. Der Reisende. 10. Grabschrift eines Weidmanns. 11. Der Schmarotzer. — Die Liebe hat Recht. IV. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Die Liebe hat Recht. V. — Zur Geschichte der Baumwolle und des Zuckers. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Darmstadt. Keine Satyren! Von Weisser. — Die Liebe hat Recht. VI. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Charade. Zu das Stammbuch einer Freundinn. — Auflösung der Charaden in Nro. 190. Mystische Ode des Send-Ahmed-Hätif. Nach J. M. Jonannin, aus den reichhaltigen „Fundgruben des Orients" übersetzt.) — Etwas über Albert Thorwaldson, den Dänen, Bildhauer in Rom. (Forts.) — Das Weib. Nach Orenstiern. — Pastor Bull über Bileams Esel. (Beyde von Hg.) — Beytrag zur Geschichte der Todes-Anzeigen. Von PP. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Die Abäbdeh. Von G. — Etwas über Albert Thorwaldson, den Dänen, Bildhauer in Rom. (Forts.) — Auszug aus einem Schreiben des Hrn. C. C. Saiaey, Instituteur de la langue française au Collège de Meissen, wodurch die im Morgenblatt Nro. 150 enthaltene Frage beantwortet wird. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Darmstadt (Beschl.) Die Schwestern von St. Janvier. — Anekdoten und Urtheile über merkwürdige Menschen aus den Briefen der Marquise du Deffand. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Zürich. Gleichnisse. Von Hg. — Die Schwestern von St. Janvier. (Forts.) — Anekdoten und Urtheile über merkwürdige Menschen aus den Briefen der Marquise du Deffand. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz, und aus Zürich. (Beschl.) Die Schwestern von St. Janvier. (Forts.) — Trinklied. Von —g. — Anekdoten und Urtheile über merkwürdige Menschen aus den Briefen der Marquise du Deffand. — Anfrage an Psychologen. Von Theophil Freywald. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Die Schwestern von St. Janvier. (Beschl.) — Anekdoten und Urtheile über merkwürdige Menschen aus den Briefen der Marquise du Deffand. — Gewinnsucht. Von Hg. — Notiz. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Charade. Von L. C. K. — Logogriph. Von A. Krause. — Auflösung der Charade in Nro. 190. Ueber schriftstellerische und über priesterliche Sittlichkeit im Leben — und über die ärgerlichen Kronikschreiber berühmter Menschen. Von Jean Paul. — Auf Heyne. — Kleine historische Denkwürdigkeiten. I. II. Von Ld. — Der Wolf. Keine Fabel. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Mannheim. Auszüge aus einem Reisetagebuche in die Sibirischen Bergwerke. Reise von Barnaut nach Smeof und Aufenthalt daselbst. — Ueber schriftstellerische und über priesterliche Sittlichkeit im Leben ꝛc. (Forts.) — Gnome. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Der Tod Aliko's. Aus dem Englischen des Briant Edwards, Esqr. Von Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs. — Domitian. Von Hg. — Auszüge aus einem Reisetagebuche in die Sibirischen Bergwerke. Reise nach Buchtarma und zurück. — Ueber schriftstellerische und über priesterliche Sittlichkeit im Leben ꝛc. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Der Erbe von Linne. Frey, nach dem Alt-Englischen. Von Hg. — Auszüge aus einem Reisetagebuche in die Sibirischen Bergwerke. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Die Wittwe von 14 Jahren, oder die Lehre am Todtenbette. — Protestation eines Scheintodten. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Cassel. Einladung nach Baden. Von Frhr. S. v. u. z. L. a. H. — Moral in Beyspielen. (Anekdote.) Von K. Stein. — Auszüge aus einem Reisetagebuche in die Sibirischen Bergwerke. (Forts.) — An Fulvia. — Orpheus Höllenfahrt. (Beyde von Weisser.) — Zweyerley Iliaden. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Darmstadt. — Zwey Charaden. Von A. Krause. — Auflösung der Charade und des Logogriphs in Nro 202. Schweizerische Ansichten. An Karl von Bonstetten. I. — Auszüge aus einem Reisetagebuche in die Sibirischen Bergwerke. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Digitized by Google

Inhalts-Anzeige der allgemeinen Justiz- und PolizeyBlätter, von dem Regierungs- und Kreisrathe Hartleben. August 1812.

78tes Stück. Soll man Ziegeldächer allgemein einführen? — Aktenmäßige Nachrichten aus dem Leben und Thaten des zum Tod verurtheilten Räubers Jonas Hoos. Von dem UntersuchungsRichter selbst entworfen. Giessen den 3. Jänn 1812. (Forts.) — Anfrage. 79tes und 80tes Stück. Ueber die Mittel der Wiederherstellung des Universitätsstudiums, des Flors und der Frequenz der Universitäten als Grundbedingung einer allgemeinen NationalKultur von D. Lips, der Philosophie resignirten Professor der Universität Erlangen. 81tes Stück. Ueber die Mittel der Wiederherstellung des Universitätsstudiums, des Flors und der Frequenz der Universitäten als Grundbedingung einer allgemeinen NationalKultur von D. Lips, ꝛc. (Beschluß.) 82tes Stück. Art der Erhebung der neu ausgeschriebenen VermögensSteuer in dem Großherzogthum Frankfurth. — Aktenmäßige Nachrichten aus dem Leben und Thaten des zum Tod verurtheilten Räubers Jonas Hoos ꝛc. (Beschluß.) — Umgebungen der Theater zu Paris. — Gräßliche Mordthat im Kanton Glarus. 83tes Stück. Briefe an den Herausgeber dieser Blätter über die preußische Polizey. Gegenwärtige Organisation der LandesPolizeyBehörden. Exekutive PolizeyGewalt. Landrathe. Gesetzgebung. — Nachtheilige Folgen des freyen Umherlaufens der Jugend auf den Straßen. — Vorschlag der Garnison-Gärten für Soldaten. — Wohlthätige Unterstützungen der Armen in Preußen. — Tod durch den Biß eines wüthigen Hausbahns. 84tes und 85tes Stück. Briefe an den Herausgeber dieser Blätter über die preußische Polizey. Ideal einer Polizey. Ueber die Gemeinschaft im Geschäftsbetriebe der PolizeyBehörden, mit den übrigen Kameral- und Militär-Behörden. — Wie wäre die Armuth aus allen Ortsgemeinden eines Landes zu beseitigen? — ein Beytrag zu Lösung der in Frankreich vor einigen Jahren ausgestellten aber nicht beantworteten Preisaufgabe über gänzliche Vertilgung der Armuth und Betteley. — Veränderung der Statue des Ruhms auf dem Dom der St. Genieve Kirche zu Paris. — Zweyter Fall der Verurtheilung einer Ehebrecherin zum Gefängniß in Frankreich. — Neuer Erdbohrer. — Heynes feyerliches Leichenbegängniß zu Göttingen. 86tes und 87tes Stück. Darstellung des Königl. Preußischen Systems über Erhebung einer Vermögens- und Einkommens-Steuer. — Labarraque'sche Dachdecker. — Das Schlachten und Aushängen der Thiere auf den Straßen. — Seifensieder. — Ein paar Worte über die nachtheilige Verköstigung des Gesindes. — Erkenntniß des PolizeyTribunals zu Paris über Unvorsichtigkeiten, welche schädliche Folgen nach sich ziehen. — Wachslichter aus Leichnamen. — Ergreifung eines HauptGauners. — Vermehrung der HolzKonsumtion in Bacteren. — Strafe durch einen Blitzstrahl. — Kurzes Verfahren gegen Ruhestörer auf den Straßen. — Folgen der Vernachlaßigung der BlatternImpfung. — Der Thorschreiber und die Künstler. — Besonderer Unglücksfall.

Verzeichniß einiger neuen Verlagsartikel von J. J. Palm in Erlangen.

Fick, D. J. Chr. histor. topograph. statistische Beschreibung von Erlangen und dessen Gegend, mit allen den nöthigen Anweisungen und Regeln für Studirende daselbst; nebst einem Anhange die neueste Organisation der Universität und die Schilderung ihres Zustandes enthaltend, 8. 2 fl. 24 kr. rhein.

— — practische englische Sprachlehre für Deutsche beyderley Geschlechts, nach Sheridan's und Walker's Grundsätzen der reinern Aussprache bearbeitet. 9te verbess. Ausgabe, gr. 8 1 fl.

Glück, D. Chr. Fr. Handbuch zum systemat. Studium des neuesten Röm. Privatrechts, nach den Grundsätzen des Hrn. D. u. P. Gunther. 1r Thl. Auch unter dem Titel: Einleitung in das Studium des Rom. Privatrechts, zur Berichtigung und Ergänzung des 1n Theils des Pandecten-Commentars, gr. 8. (Das Ganze wird 4 Theile.) 2 fl. 45 kr.

— — ausführliche Erläuterung der Pandecten nach Hellfeld, ein Commentar. 14r Theil 1e Abtheil. gr. 8. 1 fl. 12 kr. (Die 2e Abtheilung ist unter der Presse.)

Sand, G. W. Versuch einer Beschreibung der vorzüglichsten bei den seefahrenden Nationen gebräuchlichen Schiffe. 8. (in Commiss.) 1 fl. 24 kr.

Soden, Graf Jul. von, die Staatshaushaltung. Eine Skizze zum Behuf öffentl. Vorlesungen; als Vorbereitung zu der Kunde sämmtlicher Zweige der Staatshaushaltung oder der sogenannten Kameral-Wissenschaften, gr. 8. 40 kr.

Wolfram, J. L. F. Abhandlung über Kalk, Gyps und Mörtel; für Kameralisten, Baumeister ꝛc. 8. (in Commiss.) 48 kr.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06363 5257

Digitized by Google